



B53921.

MITTEILUNGEN  
DER  
SCHLESIISCHEN GESELLSCHAFT  
FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

---

**Band XXIV**

---

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus  
1923



06.055.5(061.2) : 39(04) SL  
140/41(04) + 39 ; 430-08/-8  
(438)(04) + 930.85,- " + 39,- "

Mit Schles

7438D/XXIV

EI 4

1326 „D“

Alle Rechte vorbehalten.  
Nachdruck verboten.

# Inhalt.

## Aufsätze und Mitteilungen.

	Seite
Kroll, Prof. Dr. Wilhelm, Der geistige Niedergang des Altertums . . . . .	1
Kornemann, Prof. Dr. Ernst, Die Geschwisterehe im Altertum . . . . .	17
Woeke, Dr. Helmut, Beiträge zum Wörterbuch der Soldatensprache. I. .	45
Heckel, Dr. Hans, <u>Zur schlesischen Literaturgeschichtschreibung</u> . . . . .	64
Maydorn, Dr. Bernhart († 9. Mai 1923), Proben zu einem Günther-Wörterbuche . . . . .	71
Klapper, Prof. Dr. Josef, Mittelalterliche Wandererzählungen in Oberschlesien . . . . .	85
Rotter, Dr. Fritz, Zur Kenntnis deutscher Flur- und Ortsnamen . . . . .	94
Rother, Karl, Die Flurnamen im Gebiete des Klosters Camenz. I. . . . .	101
Schoppe, Dr. Georg, Beiträge zum Schlesischen Wörterbuch, vornehmlich aus Daniel Stoppes Gedichten . . . . .	104
Schremmer, Wilhelm, Vom Weberaufstand im Eulengebirge . . . . .	120
— Das Erntekranzlied . . . . .	121
Graebisch, Friedrich, Sang und Lust im Glatzer Dorf zu Grossvaters Zeiten. I. . . . .	122
Rotter, Dr. Fritz, Zwei Adventsspiele. I. Wermsdorfer Adventspiel (nach J. Jackwerth) . . . . .	127

## Besprechungen.

Nyrop, Kristoffer, Das Leben der Wörter . . . . .	138
Beth, K., Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte . . . . .	139
Knuchel, Ed Fritz, Die Umwandlung in Kult, Magie und Rechtsbrauch	139
Dornseiff, Franz, Das Alphabet in Mystik und Magie . . . . .	139
Kossinna, Gustav, Die Indogermanen . . . . .	140
Günther, Dr. Hans, Rassenkunde des deutschen Volkes . . . . .	141
Pastor, Willy, Deutsche Urzeit . . . . .	143
Nabert, H., Das deutsche Volk in Europa und seine Sprache . . . . .	143
Jung, Erich, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit . . . . .	144
Naumann, Dr. phil. Hans, Grundzüge der deutschen Volkskunde . . . . .	144
Bähnisch, Alfred, Die deutschen Personennamen . . . . .	145
Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde . . . . .	145
Cohen, Josef, Nederlandsche Sagen und Legenden . . . . .	145

Wrede, Prof. Dr. Adam, Rheinische Volkskunde. 2. Aufl. . . . .	146
Sartori, Prof. Paul, Westfälische Volkskunde . . . . .	146
Wucke, Chr. Ludw., Sagen der mittleren Werra. 3. Aufl. . . . .	146
Wehrhan, Karl, Alte und neue Märchen aus dem Teutoburger Walde .	147
— Die Externsteine . . . . .	147
— Das niederdeutsche Volkslied van Herrn Pastor siene Koh . .	147
Schiffmann, Dr. Konrad, Das Land ob der Enns . . . . .	147
Oehl, Dr. Wilh., Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen . . . .	148
Selke, Dr. Georg, Der Anteil der Schlesischen Provinzialblätter an der Literatur Schlesiens . . . . .	148
Kleczkowski, Adam, Dialekt Wilamowic w zachodniej Galicji . . .	149
Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart . . . . .	149
Schlesische Sagen, herausgeg. von Heide Exner . . . . .	149
Nordheim, Kurt, Sagen aus Stadt und Landkreis Liegnitz . . . .	149
Schremmer, Wilh., Wie der Schlesier singt, lacht, spricht . . . .	149
A wing Schläsch, herausgeg. von E. Hartmann . . . . .	150
Der Schlesierbaum, herausgeg. von W. Müller-Rüdersdorf . . .	150
Die goldne Truhe. I., " " "	150
Klings, Karl, A Feldblumenrichel . . . . .	150
— Necksches und Grusliges . . . . .	150
— Der schwarze Sturch . . . . .	150
Neugebauer, Bruno, Der Oschatoop . . . . .	150
Graebisch, Friedrich, Karla Ton . . . . .	151
Schubert, Johann, Bilder aus der guten alten Zeit . . . . .	151
— Weihnachtsheiliger Abend . . . . .	151
Der gemittliche Schlässinger . . . . .	152
Der Heimatbote . . . . .	152
Grofschoftersch Feierobend . . . . .	152
Rossdeutscher, Karl, Der schlesische Wortschatz nach den Dichtungen von Max Heinzel . . . . .	152
 Geschäftliche Mitteilungen.	
Sitzungsberichte . . . . .	153
Nachrichten . . . . .	159

# Der geistige Niedergang des Altertums.

Von Wilhelm Kroll<sup>1)</sup>.

Wenn in früheren Zeiten der Rektor, einer alten Sitte folgend, am Tage seines Amtsantrittes ein Gebiet aus seiner Wissenschaft einem grösseren Kreise nahezubringen versuchte, so wählte er sich das Thema unabirrt durch äussere Rücksichten; massgebend war seine innere Teilnahme für den Gegenstand und die Hoffnung, auch seine Zuhörer dafür zu interessieren. Jetzt haben die schweren und gewaltigen Ereignisse, die über uns dahingebraust sind, auch hierin einen gewissen Wandel geschaffen: der Gelehrte, der sich sonst oft ganz der *vita contemplativa* weihte, wird von dem Strudel der politischen Ereignisse berührt, und die Not des Vaterlandes greift ihm so stark ans Herz, dass ihm bisweilen die zu erspriesslicher Arbeit nötige innere Sammlung zu fehlen droht. Aus dieser Stimmung heraus sucht der akademische Redner nach einem Stoffe, der zu den erschütternden Ereignissen um uns in Beziehung steht, und der vielleicht ihm und anderen ein Anlass zur Selbstbesinnung werden kann.

Wenn uns heute der Boden unter den Füssen wankt, wenn scheinbar festgegründete Werte ihre Geltung verlieren und eine völlige Vernichtung unserer Kultur unvermeidlich scheint, so ergreift uns als Angehörige der Universität ausser der Furcht für die Allgemeinheit namentlich die Besorgnis um den Rückgang des geistigen Lebens. Wird es möglich sein, die grossen geistigen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts festzuhalten? Wird Deutschland den Vorrang behaupten können, den es auf so vielen wissenschaftlichen Gebieten erkämpft hat? Der Blick des historisch gerichteten Menschen schweift zurück in frühere Zeiten, die einen kulturellen Zusammenbruch erlebt haben, und fragt nach den Ursachen, die damals am Werke waren, um sie mit den heute

<sup>1)</sup> Rede bei der Übernahme des Rektorats am 15. Oktober 1922.

tätigen zerstörenden Kräften zu vergleichen. Der Untergang der antiken Welt ist ein Stoff, der weitblickende Historiker oft angezogen hat; die Ursachen und Folgen dieses Vorganges bieten an sich und durch die Vergleichung, die sie anregen, eine bedeutsame Aufgabe volkskundlicher Forschung. Die politische und materielle Seite zu betrachten fühlt sich der Philologe nicht berufen, aber der Rückgang einer hohen geistigen Kultur, der neben dem äusseren Zusammenbruch einhergeht, fesselt seinen Blick. Wie war der Abstieg von dem Athen des Perikles und Sophokles, von dem Rom des Augustus und Horaz zu der grauenvollen Öde des Mittelalters möglich? Erklärt er sich nur aus dem Fehlen der äusseren Mittel, oder beruht er auf einer inneren Zersetzung der antiken Kultur? Mir scheint, diese Fragen sind gerade im Zusammenhang mit unserer heutigen Lage und den Bedrängnissen unserer Universitäten einer Betrachtung wert.

Der unbedingte Aufstieg der hellenischen Kultur dauert bis ins vierte, der auf einzelnen Gebieten bis ins erste Jahrh. v. Chr. Er beginnt da, wo die Griechen in die Geschichte eintreten, mit dem ionischen Epos, und erreicht seine Höhe in der Blüte der Kunst und Dichtung, der Philosophie und Wissenschaft vom sechsten bis zum vierten Jahrhundert. Greifen wir die wissenschaftliche, d. h. philosophische Entwicklung heraus, so zieht sich eine grosse Linie von Thales von Milet zur Sophistik und von da zu Sokrates, Platon und Aristoteles; in der Schule dieser beiden Männer, in Akademie und Peripatos, erscheint das reiche wissenschaftliche Leben einer grossen Zeit in einer Weise konzentriert, die nie wieder ihresgleichen gehabt hat. Die Tradition, die Raffael bewog, in seiner „Schule von Athen“ diese beiden Heroen in den Mittelpunkt einer grossen Komposition zu stellen, hat das Richtige gesehen und den Gipelpunkt der attischen Kultur erkannt, die man im Rom Leos X. nachzuschaffen versuchte. Noch heute weiss man nicht, wie man seine Bewunderung verteilen soll zwischen der dichterisch intuitiven Kraft Platons und dem organisatorischen Weitblick des Aristoteles, dem keine Regung des Lebens auf irgendeinem Gebiete entging, und der alles an den rechten Platz zu stellen wusste. Und doch war diesem mit seinem Wipfel bis zum Himmel ragenden Baume die Axt an die Wurzel gelegt, die ihn fällen sollte. Platon und Aristoteles sind die Gipfel einer grossen Eruption, die aus den Tiefen der Aufklärungsphilosophie

emporstieg, und die neben diesen ragenden Basaltkegeln auch einen grossen Lavastrom zutage förderte, der sich am Boden dahinwälzte. Die Sophisten, wie man die Vertreter dieser Aufklärung nannte, wollten lehren, was der Staatsmann im politischen Leben brauchte, und das war nicht bloss ein Wissen um allerlei Dinge, das bei den damaligen Staatsmännern ebensowenig tief zu sein brauchte wie bei den heutigen, sondern es war auch die Kunst der Rede, die im öffentlichen Leben eine ganz gewaltige Macht war. Auf den Schultern dieser Sophisten stand ein Mann, der mit Platon und Aristoteles zu rivalisieren wagte, weil er über jeden Gegenstand schöne und glatte Worte zu machen wusste, und weil sein Unterricht, den er geschickt anpries, viele einflussreiche Schüler herbeizog: es ist Isokrates, der sich einen Philosophen nannte und doch nur ein Rhetor war, der, im Grunde selbst ein Philister, die Philister zu blenden verstand. An ihn knüpft sich die Blüte der Rhetorenschule, die von nun an in immer steigendem Masse der höheren Jugendlbildung die Richtung gibt, und auf ihn geht der Glaube zurück, dass der Rhetor der geistige König der Welt sei. Es ist leicht zu begreifen, wie verhängnisvoll das werden musste, wie eine rein formale und spielerische Behandlung ernster Gegenstände um sich griff. Gewiss gab es zunächst noch überall Sachkenner und gründliche Forscher, aber das grosse Publikum, das selbst durch die Rhetorenschule hindurchgegangen war, mochte nicht ihre trockenen und bisweilen langweiligen Arbeiten lesen, sondern griff lieber zu den leichtgeschürzten und parfümierten Essays der Rhetoren, die an das geistige Fassungsvermögen keine zu hohen Anforderungen stellten. Jeder schreibt über alles, so Cicero, der alle peloponnesischen Städte am Meere gelegen sein lässt, der von der Schrift eines wissenschaftlichen Geographen kaum den tausendsten Teil zu verstehen erklärt, über Geographie. Aus den vielen Gebieten, die in dieser Weise durch die Rhetorik verflachen, greife ich die Geschichtswissenschaft heraus. Hier kam durch Isokrates selbst eine Richtung auf, der es vor allem um eine glatte und lesbare Darstellung zu tun war: man verlangte vom Geschichtsschreiber weder Quellenstudium noch Sachkenntnis und gestattete ihm, einer hübschen Pointe wegen die Tatsachen zu entstellen. Nicht alle Geschichtsdarstellungen sind zum Glück von dieser Art gewesen, aber die meisten weisen einen gewissen Einfluss dieses rhetorischen Strebens auf. Schlimm

ist namentlich der Grundsatz, dass man alles, was man irgendwo überliefert findet, für wahr halten darf, wenn es zum Tone der eigenen Erzählung passt: das schloss jede ernsthafte Quellenkritik aus. Es gab freilich Leute, die so pedantisch waren, Inschriften und Urkunden zu studieren, und dadurch neuen historischen Stoff zutage förderten; aber das waren Grammatiker und Spezialforscher, deren Werke nicht zur schönen Literatur gehörten und vom grossen Publikum nicht gelesen wurden. Eine sehr bezeichnende Geschichte steht bei Livius. Es handelt sich um die Frage, ob der römische Feldherr Cornelius Cossus einen Sieg als Consul oder Tribun erfochten hat; von ihrer Entscheidung hängt auch die Datierung des Ereignisses ab. Augustus hatte nun in einem Tempel die von Cossus dorthin geweihte Rüstung des feindlichen Heerführers besichtigt und auf ihr eine Inschrift gefunden, in der Cossus sich Consul nannte; Livius begnügt sich mit dieser Mitteilung des Kaisers, obwohl es ein leichtes für ihn gewesen wäre, die Inschrift selbst anzusehen (übrigens ohne sich in der Chronologie danach zu richten). Überhaupt ist des Livius Geschichtswerk wohl geeignet, einen Begriff von dieser Richtung zu vermitteln: eine sehr achtbare Darstellungsgabe und die Fähigkeit, einen grossen Stoff geschickt zu disponieren und so zu erzählen, dass der Leser überall interessiert, ja an Glanzpunkten der Darstellung zu Mitgefühl und Tränen gestimmt wird. Aber mit der Aufhellung der Wahrheit, die die Historiographie auch damals im Wappen führte, hat das wenig zu tun; kein Wunder, dass die kynischen Spötter, die das ganze literarische Treiben verachteten, die Historiker als Lügner brandmarkten. Seneca sagt an einer Stelle, wo er sich kynisch geberdet: „Wer hat je vom Geschichtsschreiber Schwurzeugen verlangt?“

Fragt man, wie sich das Publikum diese bengalische Beleuchtung der Geschichte, die die wirklichen Farben entstellte, gefallen liess, so ist zu sagen, dass Leute, die selbst Geschichte machten, die Unwahrheit dieser rhetorischen Darstellungen natürlich durchschauten. Aber die Masse des Publikums war durch die rhetorischen Deklamationen verbildet, die seit dem Beginn der Kaiserzeit einen unheilvollen Einfluss auf den Geschmack der Gebildeten ausübten. Hier wurde die Vergangenheit durchaus sentimental-romantisch betrachtet und eine papierene Welt von Tyrannen, Seeräubern und pathetischen Schwätzern vorgezaubert,

die den Blick in die Wirklichkeit verbaute; so wurde der Sinn für wirkliches historisches Geschehen im Keime erstickt, zumal auch die Beteiligung des einzelnen am Staatsleben immer geringer wurde und sich schliesslich auf das Zahlen von Steuern beschränkte. Selbst ein Mann wie Tacitus, der hohe Staatsstellungen bekleidet hatte und wissen musste, wie Geschichte gemacht wird, tischt erbärmlichen Hof- und Stadtklatsch auf, der mit viel Blut und Tränen angemacht ist, und mutet dem Leser zu, das für wirkliche Geschichte zu halten. Nur seine unvergleichliche Kunst hat Jahrhunderte und Jahrtausende darüber täuschen können, mit welch unerhörtem, fast schon dekadenten Raffinement hier ein illusionistisches Mosaik zusammengefügt ist<sup>1)</sup>.

Die Rhetorik hätte diesen unheilvollen Einfluss nicht gewinnen können, wenn eine stärkere Macht dagewesen wäre, die ihr Halt gebot. Dazu wäre zunächst die Philosophie berufen gewesen, und sie hat diese Verpflichtung auch empfunden: sie hat der Rhetorik die Herrschaft über den Jugendunterricht streitig gemacht und für ihre eigenen wissenschaftlichen Erörterungen auf die Anwendung rhetorischer Mittel lange verzichtet. Aber allmählich erlahmte die Spannkraft der Philosophie. Die dem spekulativen Denken der Alten zugänglichen Probleme waren im allgemeinen bis auf Aristoteles durchdacht worden; wenn überhaupt noch neue Lösungen möglich waren, so war das einseitige Interesse der nach aristotelischen Philosophie für die Ethik nicht gerade geeignet, sie zu finden. Auf dem Gebiet der Logik und Erkenntnistheorie wird bis in die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. noch sehr Achtbares geleistet: dann tritt der Stillstand ein. Er bereitet eine völlige Umgestaltung der Philosophie vor, kurz gesagt, ihren Abstieg zur *ancilla theologiae*. Hatte die Stärke des Hellenentums in der Alleinherrschaft des Denkens gelegen, in einem prachtvollen, gedankenschweren Rationalismus, so steigen jetzt aus der Tiefe irrationale Kräfte empor, eine unklare Mystik orientalischer Herkunft. Es war nicht das erstemal, dass sie ihr Dasein anmeldete: schon in der orphischen Theologie des sechsten Jahrh. war sie den Griechen entgegengetreten, und auch Platon war davon berührt worden. Aber er hatte diese wilden

<sup>1)</sup> Doch sei bemerkt, dass gerade wegen dieser Eigenschaften Tacitus sich zur Schullektüre in hervorragendem Grade eignet.

Geister noch einigermassen zu bannen verstanden, und als seine Nachfolger in der Leitung der Schule der Mystik einen stärkeren Einfluss auf das System einräumten, fanden sie bei Aristoteles und den anderen Schulen einen heftigen rationalen Widerstand und sagten sich schliesslich von dieser Richtung los. Aber seit der Zeit Ciceros war die Kraft des Denkens gebrochen; zwar leistete die grosse Tradition noch so viel Widerstand, dass die Rückzugsgefechte sich durch einige Jahrhunderte hinzogen, aber schon Plutarch erklärt zu Anfang des 2. Jahrh. n. Chr., das eigentliche Ziel der Philosophie sei die Theologie, und tischt in seinen Schriften mit Vorliebe Alteweibergeschichten vom Wirken guter und böser Dämonen auf. Nicht mehr das irdische Glück des Menschen ist nun das Ziel, sondern die Erlösung; in einer Welt voll Teufel und böser Gestirngötter findet er sein Heil nicht mehr im Denken und Rechttun, sondern in der Hilfe der Gottheit, die man sich im besten Falle durch Gebet und ekstatische Vereinigung, im allgemeinen aber durch Opfer und Zaubерbräuche sichert. So reizvoll die Vermählung griechischer Gedanken mit orientalischer Mystik für den Forscher ist, der die verschiedenen Elemente auf ihren Ursprung zurückzuführen sucht, im Vergleich zu den Schöpfungen der Blütezeit sind es doch scheussliche Wechselbälge, die aus dieser Vereinigung geboren werden. Wie diese Ehe zustande kam, ist (wie häufig bei so ungleichen Verbindungen) schwer zu ermitteln; sicher spielt das okkultistische Pythagoreertum und der Name Pythagoras dabei eine unheilvolle Rolle. Dass ein angesehener römischer Senator, Nigidius Figulus, der als Prätor im Jahre 63 dem Cicero bei der Aufdeckung der Catilinarischen Verschwörung tätige Hilfe leistete, ein pythagoreischer Philosoph in diesem modernen Sinne war und in seinem Hause Zusammenkünfte abhielt, bei denen allerlei Hokuspokus getrieben wurde, wirft ein blitzartiges Licht auf die Zustände: aus den Tiefen der Gesellschaft steigen Nebel und Schatten auf und verhüllen zuletzt auch die ragenden Gipfel, die noch vor kurzem in lichtem Glanze gestrahlt hatten.

Unter den Ingredienzen, die im Hexenkessel der orientalischen Mystik gebraut wurden, kehrt eines immer wieder und gibt oft dem ganzen Gemisch seine Farbe: die aus Babylon stammende Astrologie. Die Griechen hatten schon früher von ihr erfahren, ohne dass es einen grossen Eindruck auf sie gemacht hätte; aber

im 2. Jahrh. v. Chr. dringt die neue Lehre auf dem Umwege über Ägypten ein und wird allmählich ein fester Glaubensartikel für Gebildete und Ungebildete. Dass die grosse Masse diesem Aberglauben erliegt, ist nicht verwunderlich; zumal in den trübseligen Zeiten der ausgehenden Kaiserzeit ist es begreiflich, dass der einzelne sein persönliches Leiden auf die bösen Planeten zurückführte und nach Mitteln spähte, schwere Schicksalsschläge vorherzuwissen und womöglich abzuwenden. Damals hat ein tiefgreifender astrologischer Pessimismus geherrscht und viele den religiösen Genossenschaften in die Arme getrieben, die ihren Anhängern Befreiung von der Macht der Gestirngötter verhiessen. Aber das wiegt leicht gegenüber der Tatsache, dass auch die zünftige Philosophie und Wissenschaft schon im 2. Jahrh. v. Chr. beginnt, sich vor der orientalischen Afterweisheit zu beugen: der grosse Astronom Hipparch und der grosse Naturforscher und Philosoph Poseidonios erkannten sie an und suchten die zu widerlegen, die ihre Daseinsberechtigung bestritten. So führt denn die Astrologie ein stolzes Dasein als anerkannte Wissenschaft, kaum getrennt von der Astronomie, mit der sie auch den Namen (*Astrologia*) gemein hat. Der letzte namhafte Astronom des Altertums, Ptolemaios, hat auch ein Handbuch der Astrologie verfasst und ihr Ansehen dadurch nicht wenig gestützt und vermehrt.

Eine Zeitlang schien es, als solle das Nachlassen der Spekulation den Fachwissenschaften zur Blüte verhelfen, die sich meistens erst in hellenistischer Zeit von der Mutter Philosophie trennten und eigene Wege einschlugen. Die akademische und peripatetische Schule umfassten noch die Gesamtheit des damaligen Wissens und Forschens; aber der Gedanke der Arbeitsteilung drang siegreich vor, und des Aristoteles Organisationstalent bewährte sich darin, dass er seine Schüler und Genossen auf die Arbeitsgebiete hinwies, die ihrer Begabung und Vorbildung entsprachen. Solange der Meister selbst lebte, blieben die tragenden Gedanken seines Systems so kräftig, dass die Schüler nicht zu blossen Spezialisten herabsanken; sein Nachfolger Theophrast hatte nicht mehr die Kraft, diese Entwicklung aufzuhalten: Zoologie, Botanik, Astronomie, Philologie wurden nun Sondergebiete, die sich um die Philosophie nicht zu kümmern brauchten, wenn sie nicht wollten.

Aus der Reihe der Wissenschaften, deren Sonderentwicklung zunächst erfreulich war, greife ich die Astronomie heraus. Sie entdeckte ein Menschenalter nach Aristoteles' Tode, dass die Sonne der Mittelpunkt der Welt ist, gab freilich diese Ansicht aus Autoritätsglauben und Trägheit auf. Noch im 2. Jahrh. gelang es Hipparch, die Präzession der Tag- und Nachtgleichenpunkte, d. h. das Schwanken der Erdachse, zu finden, eine angesichts der mangelhaften Beobachtungsmittel erstaunliche Leistung. Dann trat Stillstand ein, der sich noch lange mit sehr achtbarem Können vereinigte: so konnte Ptolemaios um 160 n. Chr. im Almagest ein vortreffliches Grundbuch der Himmelskunde schaffen, eine der vielen in jener Zeit entstandenen Zusammenfassungen — es ist, als fühlte man die Verpflichtung, das Erbe einer grossen Kultur nach Möglichkeit zu retten.

Andere Wissenschaften verloren infolge ihrer Loslösung von der Philosophie bald die Orientierung und verkamen im Gestrüpp des Kleinkrams und Wunderglaubens. Die zoologischen Schriften des Aristoteles bilden in ihrer Gesamtheit einen wundervollen Aufbau, in dem eine Menge einzelner Steine von einem genialen Architekten an die richtige Stelle gesetzt sind. Schon bei Theophrast lässt sich ein gewisser Abfall bemerken; seine Schriften über Verstand und Charakter der Tiere und über neidische Tiere verraten eine leise Vorliebe für kuriose Notizen: dass das Stachelschwein seine Stacheln verschiesse, dass Liebschaften zwischen Delphinen und schönen Knaben vorgekommen seien, konnte man bei ihm lesen. Es ist der Anfang vom Ende: mehr und mehr verliert sich die antike Zoologie in Kuriosa, Anekdoten und Märchen. Im 1. Jahrh. v. Chr. entsteht das grosse, völlig unkritische Sammelwerk des Alexander von Myndos, das leider von den Späteren stark ausgebeutet wird; bald darauf verbreitet König Juba von Mauretanien über die bis dahin wenig bekannten afrikanischen Tiere die ärgsten Märchen, z. B. über die Gerechtigkeit und Frömmigkeit der Elefanten, die Sonne und Mond anbeten. Das Endergebnis ist der Physiologus, aus dem das Mittelalter seine zoologischen Kenntnisse schöpfte, und in dem Basilisk, Einhorn und Vogel Phönix eine verhängnisvolle Rolle spielen. Überhaupt ist das Aufkommen von Sammlungen, die durch kein inneres Band zusammengehalten werden, das Wuchern einer Literatur von Paradoxa und Mirabilia, eine bedenkliche Krankheits-

erscheinung. Kein Geringerer als der bekannte Dichter und Philologe Kallimachos, der im Alexandria des zweiten Ptolemäers den Ton bestimmte, ging mit einer solchen Wundersammlung voran und hatte viele Nachfolger, deren törichte Bücher gelesen und exzerpiert wurden und schliesslich auch in die wissenschaftliche Literatur eindrangen. Ich will ein Werk dieser Art herausheben, eine grosse Sammlung von Notizen und Rezepten, die ein gewisser Bolos aus Mendes in Ägypten um 180 v. Chr. auf den Namen des berühmten Demokrit von Abdera gefälscht hatte; es trug den Titel „Über Sympathie und Antipathie von Menschen, Tieren, Pflanzen und Steinen“ und verriet schon dadurch, dass es abergläubisch orientiert war. Bolos behauptete denn auch, die Magier von Persien, Arabien, Äthiopien und Ägypten besucht zu haben und ihrer Offenbarungen teilhaftig geworden zu sein — in neuerer Zeit ist es Indien, dem meist die zweifelhafte Ehre zuteil wird, in solchem Zusammenhange zitiert zu werden. Das Buch enthielt viel wunderliche zoologische Weisheit; so ist durch dieses Buch die Vorstellung auf die Nachwelt gekommen, dass der Löwe sich vor dem Hahnenkrähen fürchtet, dass der Specht in einem zärtlichen Verhältnis zur Päonie steht und dem, der sie pflücken will, die Augen aushackt; dass der Salamander im Feuer nicht verbrennt. Namentlich aber haben die medizinischen und alchemistischen Teile eine grosse Nachwirkung gehabt, trotz der hohen Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin, der die Rezepte des Pseudo-Demokrit als barer Unsinn erscheinen mussten. Knochen aus dem Schädel eines hingerichteten Verbrechers, der Schwanz des Chamäleons, die Zunge eines lebenden Frosches — von dieser Art sind die hier angepriesenen Mittel. Die alchemistischen Kapitel aber sind das Grundbuch der Alchemie und dadurch auch der Chemie geworden; sie enthielten ausser brauchbaren Anleitungen zur Färbung von Stoffen auch betrügerische und trügerische zur Herstellung von Edelsteinen und Edelmetallen; vielleicht hatte schon Bolos selbst als die Quelle dieser Weisheit den Magier Ostanes angegeben, dessen Adept er gewesen sein wollte. Das Auftauchen eines solchen Schwindelbuches würde nicht ohne weiteres viel besagen; aber hier fällt schwer ins Gewicht, dass ein Mann wie Poseidonios dieses Werk für echten Demokrit gehalten und dadurch nicht wenig zu seiner Verbreitung und zu der bis heute währenden Geltung derartigen Aberglaubens beigetragen hat.

Aber mochten die Fachwissenschaften eine noch so gedeihliche Entwicklung nehmen, sie fanden keinen Resonanzboden im Volke und mussten schliesslich verwelken. Was hier völlig versagte, war die Schule, die sich ganz in ausgetretenen Geleisen bewegte. Haben wir vorhin den ungünstigen Einfluss der Rhetorenschule kennen gelernt, so handelt es sich jetzt um die Grammatikerschule, die noch allgemeiner besucht wurde und sich mit Dichterlektüre abgab. Welch ein Hemmschuh das für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse werden konnte, mag das Beispiel der Astronomie zeigen. Der Gebildete wusste vom Himmel mehr als man heute zu wissen pflegt, aber er erfuhr es nicht aus wissenschaftlichen Werken wie dem des Ptolemaios, sondern aus dem in alexandrinischer Zeit entstandenen Lehrgedicht des Arat, das schon im Augenblick seines Erscheinens veraltet war, weil es auf älterer, längst überholter Forschung fußte. Aber es hatte wegen seiner guten metrischen Technik und seiner homerischen Kunstsprache den Beifall der zünftigen Kunstrichter gefunden, wurde illustriert und kommentiert und in den Schulen gelesen: so haben sich viele Generationen ihr Bild des gestirnten Himmels nach Arat gemacht, und er äussert heute noch seinen Einfluss auf populären Sternkarten.

Arat ist nur ein Zwerg neben dem Dichter, der den Mittelpunkt des gesamten Schulunterrichts bildete: Homer. Man hat gesagt, Homer sei die Bibel der Alten gewesen; das ist leider auch in dem Sinne richtig, dass seine Angaben auf Gebieten kanonisiert wurden, wo die Forschung längst über ihn hinausgeschritten war. So hat die Geographie, die ebenfalls in hellenistischer Zeit einen gewaltigen Aufschwung nahm, sich immer verpflichtet gefühlt, sich mit seinen Angaben auseinanderzusetzen, und tiefe Weisheit in rein märchenhaften Zügen namentlich der Odyssee gefunden. Die Stelle von den doppelt geteilten Äthiopen am Rande der Erde hat geradezu verheerend auf das Bild gewirkt, das man sich von der bewohnten Erde machte, und wie über diesen Vers, so hat sich über jeden anderen eine unendliche Tintenflut ergossen, der zu einer geographischen Theorie Anlass bot. Als die Kimbern in den Gesichtskreis der Römer traten, setzte man sie mit den homerischen Kimmeriern gleich, und kein Geringerer als Poseidonios hat diese Gleichung vertreten. Er veränderte den Namen der Eremboi, zu denen Menelaos auf seiner Irrfahrt gekommen sein

sollte, in Aramboi und sah in ihnen die Arämäer. Die rein mythischen Amazonen, die von griechischer Dichtung und Kunst seit Homer verherrlicht werden, wurden zu einem ethnographischen Begriff und erscheinen in der Geographie des Ptolemaios neben anderen rein historischen Völkern nördlich vom kaspischen Meer. Und da zahlreiche ähnliche Namen in der Dichtung herumschwirrten und Syrien, Assyrien, Persien und Arabien beliebig mit einander vertauscht wurden, so sah die Völkerkarte in den Köpfen der Gebildeten recht wirr aus, namentlich wo es sich um die Grenzen der bewohnten (d. h. für bewohnt gehaltenen) Erde handelte. Es braucht nicht gerade Homer zu sein, der den Blick beschränkt und das Urteil bindet; neben ihm standen andere Dichter und Schriftsteller, die — zum grossen Teil aus formalen Gründen — von der Schule für klassisch erklärt worden waren und seitdem einen nicht immer segensreichen Einfluss ausübten. Damit hängt auf das engste eine andere Erscheinung zusammen, die Entstehung einer festen Tradition innerhalb der Literaturgattungen, die dem einzelnen Schriftsteller die Hände bindet und die Weiterentwicklung der Gattung verhindert. So kommt es, dass das Epos nach Homer eigentlich keine Fortschritte mehr macht: sein gewaltiger Schatten fällt auf den Weg jedes Nachfolgers und verdunkelt ihn. Der sehr beachtenswerte Versuch Vergils, den herkömmlichen epischen Stil ins Pathetisch-Rhetorische umzusetzen, ihn der modernen Geschichtsdarstellung anzunähern, ist deshalb nur teilweise gelungen, weil sich Vergil eben doch von Homer und anderen grossen Vorbildern nicht losmachen konnte. Aus ähnlichen Gründen sind die Versuche gescheitert, ein historisches Epos zu schaffen; denn wenn man daran ging, Ereignisse, die im vollen Lichte der Geschichte standen, in dem herkömmlichen homerischen Stile — und einen andern gab es nicht — zu besingen, so musste man auch den homerischen Götterapparat übernehmen, und in einer Zeit, die längst alles Geschehen auf natürliche Ursachen zurückzuführen gewöhnt war, Zeus und Hera, Ares und Athena in die menschlichen Vorgänge eingreifen lassen. Als Lucan in seinem Epos über den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompeius es wagte, den Götterapparat auszuschalten, wurde er von der Kritik aufs heftigste angegriffen. Alle späteren Epen bewegen sich auch wieder in den üblichen Motiven; das homerische Muster ist so zur Schablone geworden, mit deren Hilfe man leicht

neue Kunstwerke hervorbringen konnte. In ähnlicher Weise waren auch andere Gattungen gebunden; so die Tragödie formal an den Chor, inhaltlich an die Götter- und Heldensage. Daher kam es, dass sie den Chor noch mitschleppte, wo er sinnlos und entbehrlich geworden war, wie in den Lesedramen Senecas, wo er in Horazischen Versmassen stoische Moralsätze vorträgt. Verhängnisvoller war die inhaltliche Beschränkung; denn sie verhinderte, dass das ernste Drama sich seine Stoffe aus der eigenen Zeit holte und die Konflikte des bürgerlichen Lebens behandelte; erst im 18. Jahrh. ist man soweit gekommen, und auch da noch zeigt der Name Comédie larmoyante, dass man solche Stoffe eigentlich als der Tragödie unwürdig ansah. Da immer wieder Theseus, Orest und Herakles über die Bühne schritten und mit hohlem Pathos deklamierten, so trat hier schliesslich eine ebensolche Verknöcherung und Versteinerung ein wie im Epos; das hinderte aber nicht, dass diese beiden Gattungen nach wie vor für die vornehmsten galten und fast allein imstande waren, den Ehrentitel des Dichters zu verleihen.

Eine ähnliche Tradition herrscht auch in der mehr wissenschaftlichen Ethnographie. Ihre Anfänge gehen auf die ionischen Seefahrer zurück, die mit hellem Staunen Völker von ganz anderer Eigenart beobachteten und in naiver Freude davon erzählten, worin Ägypter oder Thraker oder Skythen sich von den Hellenen unterschieden, worin sie ihnen glichen. Herodot war schon in der Lage, neben eigener Erkundung ältere Schilderungen zu verwerten; seine liebenswürdige Darstellung hat den Späteren immer als ein Muster ethnographischer Schilderung gegolten, obwohl die wissenschaftliche Betrachtung über ihn hinausgeschritten war und sowohl den Einfluss des Klimas und Bodens, als auch den Fortschritt der Kultur bei den einzelnen Stämmen festzustellen suchte — Gesichtspunkte, die für Herodot kaum in Betracht kamen. Auch hier bildet Poseidonios den Abschluss, der unter intuitiver Zusammenfassung aller dieser Gesichtspunkte farbige und plastische Bilder fremder Volkstypen wie der Kelten und Iberer entwarf. Nach ihm ist Stillstand, obwohl die Erweiterung des ethnographischen und geographischen Horizontes durch die Römer nicht unbedeutend war. Aber ihre Beobachtungen waren besonders durch praktische Rücksichten diktiert: ihre Feldherrn und Kaufleute stellten bald fest, wie die Barbaren kämpften, und ob sie

für Warenaustausch empfänglich seien; auch an einer scharfen Beobachtungsgabe für Einzelheiten des Volkslebens fehlte es der älteren römischen Zeit nicht; aber diese Einzelheiten theoretisch und wissenschaftlich zu verarbeiten und dadurch in die Geographie und Ethnographie neue Gesichtspunkte hineinzutragen, lag ihnen fern. Das ist von Bedeutung für die Germania des Tacitus, für deren richtige Einschätzung erst neuerdings die massgebenden Gesichtspunkte gewonnen sind: dieses mit grossem künstlerischem Raffinement geschriebene Werk ist nicht eigentlich eine wissenschaftliche Leistung, und worauf es uns besonders ankommt, es überträgt Motive, die sich bereits bei Herodot finden und dort von anderen Völkern berichtet werden, auf die Germanen. Urahn der Germanen ist nach Tacitus Tuisto, dessen Sohn Mannus der eigentliche Volksvater, nach dessen drei Sprösslingen die Stämme der Ingaevenen, Herminonen und Istaevonen benannt sind. Von anderen Schriftstellern werden mehrere Stämme genannt; aber die Annahme der Dreiheit bei Tacitus scheint beeinflusst durch Herodots Genealogie der Skythen: dort erzeugt Zeus den Stammvater Targitaos, und von dessen drei Söhnen leiten sich die einzelnen skythischen Stämme ab. In Herodots Schilderung der persischen Sitten steht folgender Satz: „Dem Weine sind sie sehr ergeben . . . und im Rausche pflegen sie die wichtigsten Dinge zu beraten. Und was ihnen bei der Beratung gefallen hat, das trägt ihnen am nächsten Tage, wenn sie nüchtern sind, der Herr des Hauses vor, in dem sie beraten haben, und gefällt es ihnen auch in der Nüchternheit, so richten sie sich danach, im anderen Falle lassen sie davon ab. Was sie aber nüchtern zuerst beraten haben, prüfen sie nochmals im Rausch“. Tacitus erzählt bekanntlich dasselbe von den Germanen, und wir wissen jetzt, dass nicht er selbst (der überhaupt keine unmittelbare Kenntnis von den Germanen hatte), sondern sein Gewährsmann Poseidonios sich an die Herodoteische Beschreibung angelehnt hat. Gewiss werden die Angaben nicht gerade falsch sein, aber richtiger und fruchtbarer wäre ein Verfahren gewesen, das ohne Rücksicht auf ältere Literatur das Gegenständliche unbefangen schilderte. Diese Tradition innerhalb der einzelnen Gattungen war gewiss in mancher Hinsicht segensreich, weil sie einer unkünstlerischen Verwilderation vorbeugte und auch mittelmässige Geister befähigte, durch Anlehnung an das vorhandene Schema erträgliche schriftstellerische

Leistungen zu erzielen; aber sie enthielt die Gefahr der Versteinerung und Verknöcherung, und diese ist schliesslich eingetreten und hat sich auf das Mittelalter fortgeerbt.

Ferner wirkte das einseitige Interesse der Grammatikerschule in dem Sinne, dass die Gedankenwelt der Gebildeten in einem Grade, den wir nur schwer begreifen, von der klassischen Dichtung beherrscht wurde, und da diese sich hauptsächlich um die Sage rankte, so füllten mythologische Gespinste die Köpfe an. Als in der Zeit Neros ein Schwindler auftrat, der auf seinem Gute bei Karthago in einer grossen Höhle den Schatz gefunden haben wollte, den die Königin Dido bei der Gründung Karthagos dort verscharrt hatte, fand er Glauben sogar bei dem Kaiser, der keineswegs ungebildet war. Da man Mythos und Geschichte nicht scharf zu scheiden wusste und da es einen eigentlichen Geschichtsunterricht nicht gab, so lernte die Jugend die Geschichte des Theseus und Ödipus mindestens ebenso genau wie die der Perserkriege oder die Feldzüge Alexanders, und sicher genauer als die Geschichte der jüngsten Vergangenheit, die im Verhältnis zu jener geheiligten Vorzeit verächtlich schien, und wegen deren Erwähnung, wenn sie einmal nötig wird, man sich wohl gar entschuldigt. Dass das kein normaler Zustand sei, ist einzelnen erleuchteten Köpfen wohl aufgegangen, und einmal ist ein sehr beachtenswerter Versuch gemacht worden, die Herrschaft der dichterischen Vorstellungswelt über die allgemeine Bildung zu brechen. Der letzte namhafte Philosoph des Altertums, Poseidonios, der zu Beginn des 1. Jahrh. v. Chr. alle damals blühenden Wissenschaften in grossartiger Synthese zusammenzufassen suchte, fand kräftige Worte gegen die Überschätzung dieser Lügen- und Scheinwelt, die davon abhielt, sich in der umgebenden Natur umzusehen: „ihr kennt das goldene Zeitalter besser als eure eigene Zeit; wenn man euch nach dem Wesen des Blitzes fragt, so nennt ihr ihn eine von den Kyklopen geschmiedete Waffe und ahnt nichts von den bedeutenden physikalischen Hypothesen, die zu seiner Erklärung aufgestellt sind; ihr macht weite Reisen, um das Ei der Leda und den Panzer des Odysseus zu sehen, aber an den grossen Wundern der Natur geht ihr achtlos vorüber.“ Diese temperamentvolle Ermahnung hat zwar bei vielen Interesse für naturwissenschaftliche Probleme geweckt, ist aber gegen die grosse Tradition der Schule schliesslich doch machtlos gewesen, und dumme mytho-

logische Vexierfragen wie die, welchen Namen Achill unter den Töchtern des Lykomedes geführt und wie die Mutter der Hecuba geheissen habe, durften im ganzen auf mehr Verständnis rechnen als etwa die vulkanischen und meteorologischen Phänomene, deren Deutung Poseidonios mit weitem Blick und glänzender Intuition in Angriff genommen hatte. Man kann daher sagen, dass nach ihm die Fähigkeit zur eigenen Beobachtung so gut wie ganz aufhörte und die Wissenschaft über dem Mangel an neuem Stoff zu grunde ging. Die Massen, die es zufrieden waren, sich immer in demselben Kreise zu drehen, haben schliesslich gesiegt, und es ist von der antiken Bildung einerseits die in formalem Drill erstarnte Grammatiker- und Rhetorenschule übrig geblieben, anderseits die mystisch-religiöse Philosophie, die für das reale Leben ebensowenig Interesse hat, sondern teils nach innen, teils nach dem Jenseits gewendet ist.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Der Niedergang der geistigen Kultur des Altertums hat sich uns als ein innerer Zersetzungsprozess dargestellt, an dem äussere Ursachen (wie die materielle Not) nur in zweiter Linie beteiligt sind. Während die Kraft des Denkens nach ungeheueren Anstrengungen und Leistungen erlahmt, bleibt die geistige Lebhaftigkeit doch bestehen und wirft sich auf beliebige, zum Teil recht minderwertige Gegenstände, die durch die Kunst der Schönrednerei dem grossen Publikum schmackhaft gemacht werden. Die Fähigkeit, neue Beobachtungen zu machen und das Gebiet des Wissens zu erweitern, geht verloren; man begnügt sich träge und bequem mit dem herkömmlichen Stoffe, den die Schule in einer immer mechanischer werdenden Arbeit einprägt und im Laufe der Jahrhunderte zu einer wässerigen Brühe verdünnt. Wie nun ein geschwächter Körper Krankheitserregern ein günstiges Angriffsfeld bietet, so war auch die antique Kultur von dem Augenblicke an, wo sie ihren Höhepunkt überschritten hatte, fremdem Gift zugänglich, und dieses wurde ihr in der Gestalt der orientalischen Mystik zugeführt, die in langsamer Wühlarbeit das Zentrum des antiken Denkens, die Philosophie, untergrub, um an ihre Stelle die Theologie und den Aberglauben zu setzen.

Die furchtbare äussere und innere Not, in der wir leben, lässt die Erwägung berechtigt erscheinen, ob nicht auch unsere Kultur vor einer Periode des Rückganges steht. Freilich, gegen

manche Gefahren, die die antike Kultur bedrohten, scheinen wir gefeit zu sein. Eine Erstarrung unseres Schulwesens zu befürchten, ist so wenig berechtigt, dass man vielmehr eine Abkühlung des Eifers mancher Schulreformer wünschen möchte, die jede Schulform für besser halten als die bestehenden. Auch die Gefahr einer einseitigen Buch- und Stubengelehrsamkeit ist in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter und in der Periode der Wandervogelbewegung nicht allzu gross. Bedenklicher ist schon die zunehmende Spezialisierung der Wissenschaften, die den Namen *Universitas literarum* (im landläufigen Sinne verstanden) zu einem blossen Namen herabgedrückt hat. Schon längst war eine weitgehende Vereinzelung von Disziplinen und Teildisziplinen eingetreten, und nur für wenige Fächer bildete die Philosophie noch so etwas wie ein geistiges Band. Heute zwingt die materielle Not unsere Studierenden, sich auf die allernötigsten Vorlesungen zu beschränken, da für die anderen, in der Prüfung nicht verlangten, Zeit und Geld zu kostbar sind. Die Folge davon zeigt sich namentlich in den Doktorarbeiten, deren Masse in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Bedeutung steht, und die mit wahrer Wissenschaft oft herzlich wenig zu tun haben.

Aber das bedrohlichste Zeichen ist namentlich für uns Universitätslehrer das Überhandnehmen einer unklaren Mystik, die auch da mutwillig das Dämmerlicht aufsucht, wo die Forschung längst volle Klarheit geschaffen hatte. Während die bangen und dumpfen Stimmungen des Weltkrieges die Gemüter auch in solchen Kreisen, die sich für gebildet halten, verschiedenen Formen des Aberglaubens und der Astrologie geöffnet haben, wirft sich die uns anvertraute Jugend in dem an sich berechtigten Streben nach Synthese, nach einer geschlossenen Weltanschauung, der Theosophie und Anthroposophie, diesen Spottgeburten von Wissenschaft und Phantastik, in die Arme und verzichtet voreilig auf die Betätigung des rationalen Denkens. Die deutschen Universitäten werden alle Kraft aufwenden müssen, um die akademische Jugend, von deren Entwicklung die geistige Signatur des nächsten Menschenalters abhängig ist, vor diesen Irrwegen zu bewahren und sie mit wissenschaftlichem Geist zu erfüllen; sie wird diese schwere Aufgabe nur erfüllen können, wenn sie zwischen Forschung und Lehre die richtige Mitte findet, wenn sie über den Anforderungen der reinen Wissenschaft ihre pädagogischen Ziele nicht aus den

Augen verliert. Noch ist unsere geistige Kraft ungebrochen, noch steht aufrecht, was selbst der grenzenlose Übermut und die hysterische Rachsucht unserer gallischen Feinde kaum anzutasten gewagt hat, das stolze Gebäude der deutschen Wissenschaft. Diesen Besitz wollen wir heilig halten und gegen alle Fährlichkeiten verteidigen.

## Die Geschwisterehe im Altertum.<sup>1)</sup>

Von Ernst Kornemann.

Die höchst merkwürdige Sitte der Geschwisterehe des Altertums, vornehmlich der hellenistischen Zeit, soweit sie in Fürstenhäusern geschlossen wurde, soll der Gegenstand der folgenden Betrachtung sein. Das Problem ist schon vielfach behandelt worden<sup>2)</sup>, aber noch immer voll von unbeantworteten Fragen.

Die Wissenschaft hat sich, wenn sie dem Problem schärfer zu Leibe gegangen ist, mit den Ptolemäern, in deren Haus diese Eheform am stärksten zur Anwendung gekommen ist, besonders gern beschäftigt. Daher soll auch unsere Betrachtung hier einsetzen. Es ist auszugehen von der allbekannten Tatsache, dass der zweite Herrscher aus diesem Hause, der Sohn des Dynastiegründers und dessen Lieblingsgemahlin Berenike, der erste aus dieser Familie gewesen ist, der seine Schwester, wohlgemerkt seine leibliche Schwester (denn nur von wirklichen Geschwister-ehnen soll hier gehandelt werden)<sup>3)</sup>, zur Frau genommen hat, und zwar spätestens im Jahr 274, wahrscheinlicher in einem der vorhergehenden Jahre, frühestens und am ersten im Jahre 277

<sup>1)</sup> Vortrag, gehalten in der Schles. Gesellschaft für Volkskunde am 12. Januar 1923.

<sup>2)</sup> M. L. Strack, *Dynastie der Ptolemäer* 1897, S. 77 ff.; W. Breccia, *Il diritto dinastico nelle monarchie dei successori d'Alessandro Magno*, in Belochs *Studi di storia antica* IV S. 14 ff.; K. J. Beloch, *Griech. Gesch.* III 1, S. 602 ff.; U. Wilcken, *Pauly-Wissowa-Kroll*, RE. II 1283 f.; B. Niese, *Gesch. d. griech. u. mak. Staaten* II, S. 99 f.; J. Kaerst, *Gesch. des hell. Zeitalters* II, 1 S. 348; Ed. Meyer, *Gesch. d. Altert.* I, 1<sup>2</sup>, S. 21 ff., I, 2<sup>2</sup>, S. 51 f. u. S. 71 f., auch III, S. 41 f.; über die Geschwisterehe im allgemeinen: Egon Weiß, *Endogamie und Exogamie im römischen Kaiserreich*, *Zeitschrift der Savigny-Stiftg.*, Roman. Abt. 29, 1908, S. 340 ff.; O. Schrader, *Reallexikon der idg. Altertumsk.*, S. 908 ff. (*Verwandtenehe*).

<sup>3)</sup> Im Gegensatz zu Weiß, der auch die Ehen zwischen Halbgeschwistern herangezogen hat.

oder 276<sup>1)</sup>). Die Schwester gemahlin trug den Namen Arsinoë, gewöhnlich in der Geschichte als Arsinoë II. bezeichnet, weil auch die erste Frau desselben Herrschers Arsinoë hiess. Diese letztere (Arsinoë I.) war die Tochter des Königs Lysimachos von Thrakien, die Ptolemaios II. bald nach seiner Thronbesteigung, also gleich nach 285, geheiratet und die ihm drei Kinder, zwei Söhne (Ptolemaios, später als Herrscher Ptolemaios III. Euergetes genannt, und Lysimachos) sowie eine Tochter (Berenike, die 248 anlässlich des Friedensschlusses zwischen Ptolemaios II. und Antiochos II. von Syrien dem letzteren zur Frau gegeben wurde) geschenkt hatte. Im Gegensatz zu dieser ersten Ehe war die zweite, die Geschwisterehe, kinderlos<sup>2)</sup>, was nicht auffällt, wenn man bedenkt, dass Arsinoë II. acht Jahre älter war als ihr Bruder, d. h. im Jahre der Heirat etwa vierzig Jahre zählte<sup>3)</sup>. Sie hatte ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Im Gegensatz zu dem Bruder war sie schon zweimal verheiratet gewesen, in erster Ehe (ca. 300) mit König Lysimachos von Thrakien, dessen vorhin erwähnte Tochter Arsinoë aus einer anderen Ehe ihre Vorgängerin auf dem ägyptischen Throne gewesen war, in zweiter Ehe. nach Lysimachos' Tod, mit ihrem Stiefbruder Ptolemaios Keraunos, dem ältesten Sohn des Königs Ptolemaios I. von Ägypten aus der Ehe mit Eurydike, der, von seinem Vater enterbt und aus Ägypten entflohen, am Hofe des Lysimachos gelebt und nach dessen Niederlage und Tod den Syrerkönig Seleukos I. ermordet hatte. Diese zweite Ehe, im Jahre 280 geschlossen, bewegte sich noch durchaus in den Bahnen griechischer Sitte, wonach die Ehe von Geschwistern, die von verschiedenen Müttern abstammten, also zwischen Halbgeschwistern, gestattet war<sup>4)</sup>. Arsinoë II. schloss sie, um ihren Söhnen von

<sup>1)</sup> Über die Zeit vergl. Niese III S. 99 mit Anm. 5, U. Wilcken, RE. II S. 1283, Beloch III 2 S. 130, Walter Otto, Priester u. Tempel I, S. 146, 6.

<sup>2)</sup> Schol. Theokr. XVII 128, Pausan. I 7, 3. Der Versuch mancher Forscher entgegen diesen eindeutigen Quellenzeugnissen, einen Sohn aus der Geschwister-ehe zu erweisen, ist längst als unhaltbar erkannt.

<sup>3)</sup> Arsinoë II. war, da sie um das Jahr 300 die erste Ehe einging, etwa 316 geboren, für den Bruder steht jetzt 308 (Mai) als Geburtsjahr fest, Wilcken, Archiv VI, S. 396; R. Pfeiffer, Kallimachosstudien, München 1922, S. 15. 4.

<sup>4)</sup> Busolt, Griech. Gesch. III 1, S. 92, 1 (aus Anlass der angeblichen Verheiratung des Kimon mit seiner Halbschwester Elpinike); A. M. Hruza, Beiträge zur Gesch. des griech. u. röm. Familienrechts II, S. 164 ff., zum Teil mit

Lysimachos das Erbe des Vaters zu erhalten<sup>1)</sup>. Aber der Gatte warf, kaum verheiratet, die Maske ab und liess die beiden jüngeren Stiefsöhne ermorden, während es dem ältesten, Ptolemaios mit Namen, gelang, zu dem Dardanerkönig Monnunios zu entfliehen. Darüber entsetzt, verliess Arsinoë sehr bald wieder den neuen Gemahl und Stiefbruder und kam 279/78 an den Hof ihres leiblichen Bruders nach Alexandria<sup>2)</sup>. Hier geschah dann sehr bald das für griechisches Empfinden ganz Unglaubliche<sup>3)</sup>, dass die an Alter so ungleichen Geschwister eine Ehe eingingen. Die neuere Forschung neigt mit Recht zu der Ansicht, dass der Entschluss zu der Ehe mehr von der älteren, an Geist und Wille überlegenen Frau<sup>4)</sup>, die schon die Ehe mit dem Stiefbruder hinter sich hatte, als von dem jüngeren Manne ausgegangen ist. Arsinoë II. war eine Intrigantin, die in ihrem Vorleben schon genug gewagt hatte<sup>5)</sup>, um nun auch das Letzte und Grösste zu unternehmen, ihre Stieftochter und Namensvetterin aus dem Bett und vom Hofe des Bruders zu verdrängen<sup>6)</sup> und selbst Königin von Ägypten zu

falscher Deutung der Quellen, dazu Kübler, Zeitschr. der Sav.-Stiftung, Rom. Abt. 1894, S. 40; Egon Weiß S. 342 ff.; Freudenthal bei Mommsen, Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker, 1905, S. 13.

<sup>1)</sup> E. v. Stern, Hermes 50, 1915, S. 433.

<sup>2)</sup> Über die Zeit Walter Otto I S. 146, 5.

<sup>3)</sup> Die Ehe zwischen leiblichen Geschwistern war für die Griechen Inzest, vgl. Plato, Staat V 461 E, dazu C. Robert, Hermes 57, 1922, S. 356. Herodian I 3, 3 sagt von der jetzt geschlossenen Geschwisterehe ausdrücklich, dass sie erfolgt sei: παρά τε τοὺς Μακεδόνων καὶ Ἑλλήνων νόμους, ähnlich nennt Pausanias I 6, 8 diese Ehe „Barbarensitte und griechischer Gewohnheit zuwiderlaufend“. Welchen Anstoss der Schritt der Geschwister erzeugte, zeigt der Vers des Sotades: εἰς οὐχ ὁστὴν τρυμαλιῆν τὸ κέντρον ᾧθεῖς (Athen. XIV 13, p. 621 a, Plut. de pueror. educ. 14 p. 11 A.), den er mit dem Tode büßen musste. Die Hofdichter der Zeit redeten sich mit dem Hinweis auf die Ehe zwischen Zeus und Hera heraus, Theokrit Id. XVII 132, Plut. Quaest conviv. IX 1, 2; vgl Kallimachos fr. 196 Schneider.

<sup>4)</sup> W. Schubart, Ägypten v. Alexander d. Gr. bis auf Mohammed, Bln 1922, S. 13.

<sup>5)</sup> Vgl. die Schilderung ihrer Persönlichkeit bei E v. Stern, Hermes 50, 1915, S. 432 ff.

<sup>6)</sup> Sie wurde wegen angeblicher Beteiligung an einer Verschwörung nach Ober-Ägypten (Koptos) verbannt, Schol. Theokrit XVII 129, Niese II S. 99. Ihre Kinder wurden aber in der Hauptstadt zurückbehalten und standesgemäß erzogen, POxy X, 1914, Nr. 1241 Kol. 11, dazu die Herausgeber S. 100 und v. Stern a. a. O. S. 435.

werden. Den Bruder aber hat nicht etwa Liebe zu dem Schritt verleitet, obwohl Pausanias I 7, und Herodian I 3. 3, offenbar gestützt auf höfische Quellen, uns das glauben machen wollen; denn eine etwa 40 Jahre alte Frau hat, zumal im Süden, nichts Verführerisches mehr an sich, und der König hielt sich genügend Maitressen<sup>1)</sup>, um für dieses Gebiet gedeckt zu sein. Der Beiname „Philadelphos“ kommt ursprünglich auch nur der Frau zu, nicht dem König, auf den er erst nach dem Tode übertragen worden ist. Der Name bezeichnet nämlich ursprünglich nur die „bruderliebende“ Schwester, unter welchem Namen Arsinoë dann nach ihrem schon im Jahre 270 erfolgten Tode zur Göttin (*Θεά Φιλάδελφος*) emporstieg<sup>2)</sup>, worauf auch der lebende Bruder, um der toten Schwester nicht nachzustehen, in die göttliche Sphäre erhoben wurde (Kult der *Θεοὶ Αδελφοί* seitdem). Ist alles dies richtig, dann ist es eine Frau gewesen, die zwei für das hellenistische Staatsrecht so folgenschwere Institutionen ins Leben gerufen hat: erstens die Geschwisterehe und zweitens — dies allerdings nur indirekt — die staatliche und offizielle Verehrung auch eines lebenden Herrschers als Gott im griechischen Kult, während bis dahin diese Ehre nur toten Staatshäuptern zuteil geworden war. Welches aber waren die Beweggründe der Frau? Liebe hat auch sie, die schon zweimal verheiratet gewesen war, nicht zu dem Schritt gebracht, soweinig wie den Bruder, und politische Rücksichten irgendwelcher Art, die man seit Droysen<sup>3)</sup> immer wieder hervorgesucht hat<sup>4)</sup>, erklären nicht alles oder vielleicht sogar nichts<sup>5)</sup>. Vielmehr lässt der Kult, der in dieser „galanten“ Zeit mit den Frauen überhaupt, und auch mit Philotera, der un-

<sup>1)</sup> Ptolemaios III. Euergetes zählte im dritten Band seiner *ὑπομνήματα* nicht weniger als acht Nebenfrauen auf, vgl. Athen XIII 37 p. 576 e u. f., dazu E. Rohde, Griech. Roman<sup>3</sup>, S. 70.

<sup>2)</sup> Dass Arsinoë erst nach dem Tode Göttin im griechischen Herrscherkult geworden ist, haben schon v. Prott, Rhein. Mus. 53, 1898, S. 463 ff., und ich Klio I, 1901, S. 71, nachgewiesen. Die neuere Forschung ist gegenüber anderen Aufstellungen erfreulicherweise zu dieser Auffassung zurückgekehrt, vgl. U. Kahrstedt, Klio X, 1910, S. 264, u. R. Pfeiffer S. 14, 3 u. S. 34 f.

<sup>3)</sup> Gesch. des Hellenismus III 1 S. 267.

<sup>4)</sup> Z. B. Strack, S. 86 ff., Niese II S. 100.

<sup>5)</sup> Vgl. die kritischen Bemerkungen bei Beloch III 1 S. 603, 2, und Breccia S. 14 ff.

verheiratet gebliebenen und vor Arsinoë gestorbenen Schwester des Geschwisterehepaars, getrieben wird<sup>1)</sup>), wozu die sofortige Erhebung der verstorbenen Arsinoë in den staatlich anerkannten Götterhimmel sehr gut passt, die Vermutung wagen, dass hinter der vom griechisch-makedonischen Standpunkt unerhörten Neuerung noch andere, tieferliegende Motive zu suchen sind<sup>3)</sup>.

Um hierfür den Beweis zu erbringen, bedarf es einer Untersuchung auf breiterer Basis, um festzustellen, von wo die „bruderliebende“ Schwester und der von dem Nutzen der Sache schnell überzeugte Bruder das Vorbild zu dem unerhörten Schritt genommen haben. Die Antwort auf diese Frage war für viele so gut wie gegeben: Da in Ägypten sowohl im Fürstenhaus<sup>3)</sup> wie im Volk<sup>4)</sup> die Geschwisterehe seit älterer Zeit weit verbreitet war, so sagte man, dass hierin eine Anpassung des Fürstenhauses an die Sitten des Ägyptertums zu erblicken sei, ein Gedanke, der aber gerade deshalb, weil er so gefährlich nahe liegt, die vorsichtigste Prüfung erheischt. Schon im Altertum hat ein Pausanias diesem Gedanken Raum gegeben<sup>5)</sup>, und von den Neueren haben Forscher wie v. Wilamowitz<sup>6)</sup>, U. Koehler<sup>7)</sup>, B. Niese<sup>8)</sup> u. a. dieser Ansicht zu-

<sup>1)</sup> Darüber jetzt am besten R. Pfeiffer S. 14 ff.

<sup>2)</sup> So auch v. Wilamowitz, Staat und Gesellsch. der Griechen, in Hinnebergs Kultur der Gegenwart Teil II Abt. IV 1, 2. Aufl. 1923, S. 156: „Dem König hat an dieser Massregel sehr viel gelegen, und man kann die Konsekration von der Geschwisterehe nicht trennen.“ (Von mir gesperrt.)

<sup>3)</sup> A. Wiedemann, Le roi dans l'ancienne Égypte, Muséon XIII S. 367 ff., danach M. L. Strack S. 77 ff., neuerdings J. R. Buttler, The Queens of Egypt, London 1908, A. Wiedemann, Das alte Ägypten, Heidelberg 1920, S. 58 u. 93, Erman-Ranke, Ägypten, 2. Aufl., Tübingen 1922, S. 85 u. S. 180 f., vgl. unten S. 41 Anm. 3.

<sup>4)</sup> Breasted-Ranke, Gesch. Ägyptens I S. 82, W. Schubart, Einführung in die Papyruskunde S. 460 u. 469, Weiß S. 351 ff., A. Wiedemann, Das alte Ägypten S. 92, Erman-Ranke S. 180 f. Mitteis, Grundzüge der Papyruskunde S. 213, U. Wilcken, Archiv für Papyrus-Forschung VI S. 426.

<sup>5)</sup> Pausanias I 7, 1.

<sup>6)</sup> Antigonos von Karytos S. 225, 48. Derselbe Forscher jetzt vorsichtiger Staat und Ges. der Griechen a. a. O. S. 156.

<sup>7)</sup> S.-Ber. Berl. Ak. 1895 S. 976.

<sup>8)</sup> II S. 100. Wenn Niese daneben noch auf makedonische Rechtsanschauungen als vorbildlich hinweist, wo „die königlichen Frauen oft eine grosse Rolle gespielt haben und am Erbrecht und an der Thronfolge teilhatten“, so befindet er sich damit ganz auf Irrwegen, vgl. Koehler, S.-Ber. Berl. Ak. 1893 S. 490 und Strack S. 76 f.



geneigt<sup>1)</sup>. Aber schon M. L. Strack, der beste Kenner der Materie, hat gegen diese These Bedenken geäussert<sup>2)</sup>, und die Papyrusforschung, die uns Ägypten ganz anders kennen gelehrt hat als das früher der Fall war, hat die Bedenken Stracks noch verstärkt. Die drei ersten Ptolemäer, die als Staatsmänner himmelhoch über allen ihren Nachfolgern stehen, fühlten und gerierten sich durchaus als das, was sie ihrem Blut nach waren, als Makedonen<sup>3)</sup> und machten daneben höchstens noch dem Griechentum Konzessionen, das nach den Anschauungen dieser Männer als ethnisch verwandt mit dem neuen, von Alexander in den Sattel gehobenen Herrenvolk der Mittelmeerwelt angesehen wurde<sup>4)</sup>. Ihr neues Reich von Ägypten war zunächst aufgebaut in viel schärferer Weise, als das Alexander im Auge gehabt hatte, auf sauberer Scheidung der zugewanderten Herrenvölker (Makedonen, Griechen, allenfalls noch Perser) und der eingeborenen Rasse, zwei Welten, zwischen denen nur das ebenfalls im Lande, zumal in Alexandria, sehr stark vertretene Judentum vermittelnd stand. „Die Makedonier und in zweiter Reihe die Griechen . . . sollten allein die Herren im Lande sein, die Ägypter ihre Untertanen“, sagt sehr richtig Wilcken<sup>5)</sup>, und W. Schubart fasst denselben Gedanken neuerdings in die Worte<sup>6)</sup>: „Makedonen und Hellenen fühlten sich als Herren, und wenn auch der König alle Reichsbewohner als Untertanen betrachten mochte, so gehörte er doch selbst auf die makedonisch-

<sup>1)</sup> Wenn Stähelin, RE. XI 1 S. 739 wenigstens die fiktive Geschwisterehe (darüber unten) als altägyptischem Vorbild entnommen bezeichnet, so geht auch dies zu weit, da wir diese Form bei den Seleukiden früher in Anwendung sehen werden als bei den Ptolemäern.

<sup>2)</sup> Dynastie S. 87, 1; allerdings spricht an anderer Stelle (S. 84) auch dieser Forscher von den „ägyptisierenden Ptolemäern“ selbst mit Bezug auf die ersten Herrscher der Dynastie.

<sup>3)</sup> Vgl. Curtius IX 8, 22; Pausan. X 7, 8: ἔχαιρον γὰρ δὴ Μακεδόνες οἱ εὐ Αἰγύπτιω καλοῦμενοι βασιλεῖς καθάπερ γε ἡσαν, Malalas Chronogr. VIII 0 250, Breccia S. 11.

<sup>4)</sup> Auf dem Papyrus bei Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit I, 1 Nr. 7 (vom Jahre 163/2) Z. 13 f. nennt sich der Makedone Ptolemaios „Hellene“, offenbar weil dieser Name die nichtägyptische Herrenklasse zusammenfasste, vgl. Wilcken a. a. O. S. 139 zu der Stelle; im übrigen darüber demnächst in einem Aufsatz über „Die Alexandergeschichte des Königs Ptolemaios I“ in Klio XIX = N. F. I.

<sup>5)</sup> Grundzüge der Papyruskunde I S. 20.

<sup>6)</sup> Ägypten von Alex. d. Gr. bis auf Mohammed, Berlin 1922, S. 39.

hellenische Seite, musste sich auf sie stützen und ihnen deshalb Rücksicht erweisen, vermutlich weit mehr, als wir aus den dürftigen Zeugnissen herauszulesen vermögen.“ Für den, der die hier niedergelegten Anschauungen teilt, wird es schwer, zu glauben, dass diese Herrscher einen derartigen, allem makedonischen und griechischen Rechtsempfinden widersprechenden Akt vollzogen hätten mit Rücksicht auf das einheimische Volkstum<sup>1)</sup>. Das ist, um eine Parallelie aus der modernen Geschichte anzuführen, gerade so undenkbar wie etwa heute in Indien, wo das Verhältnis zwischen Herrenvolk und Beherrschten ähnlich liegt, die Übernahme einer spezifisch indischen Sitte durch die Engländer. Hier wie dort fehlen alle Andeutungen über irgendwelche Konzessionen an einheimisches Wesen oder Denken, vielmehr ist strengste Exklusivität der Grundzug der Politik hier wie dort<sup>2)</sup>. Ich gehe so weit, zu sagen: Wenn die Geschwisterehe in der damaligen Welt nur ägyptischer Brauch gewesen wäre, hätten m. E. Arsinoë und ihr Bruder diese Ehe nicht geschlossen<sup>3)</sup>, da sie dann dem eigenen Volkstum, mit dessen Unterstützung sie herrschten, durch Rezeption einer Sitte der unterworfenen Masse zu sehr ins Gesicht geschlagen hätten. Man kann allerhöchstens noch folgende Fassung des Gedankens zulassen: Die Geschwisterehe konnte von einem in Ägypten residierenden Fürstengeschlecht leichter eingeführt und vor allem auf die Dauer beibehalten werden, wie wir es in der Ptolemäerdynastie beobachten<sup>4)</sup>, weil sie im Lande einheimisch

<sup>1)</sup> Auch Beloch III 1 S. 603, 2 sagt: „Auf die Meinung der eingeborenen Bevölkerung Ägyptens kam nicht das geringste an.“

<sup>2)</sup> Das einzige Mal als Ptolemaios I. auf die Ägypter Rücksicht genommen hat, bei der Schöpfung des Serapiskultes, handelt es sich um eine Aktion aus der Satrapenzeit (Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit I 1, 1922, S. 82 f.), als der Herrscher von Ägypten noch die von Alexander vorgezeichnete Bahn der Vermittlung wandelte.

<sup>3)</sup> Hundert Jahre später, als die ägyptische nationale Reaktion einzusetzen begann, wäre so etwas allenfalls noch denkbar gewesen.

<sup>4)</sup> Die zweite Geschwisterehe war diejenige des Ptolemaios IV. Philopator mit seiner viel jüngeren Schwester Arsinoë III., eine höchst unglückliche Verbindung, die bekanntlich mit der Ermordung der Schwester gemahlin endete. Der Sohn aus dieser Geschwisterehe war Ptolemaios V. Epiphanes, Strack S. 194 f., Niese II S. 405.

Ferner gehören hierher:

a) Die beiden Geschwisteren der Kleopatra II., der Tochter des oben

war und daher im Volke nicht auffiel, aber sie ist nicht den Landessitten entlehnt worden, sondern stammt anderswo her.

Wie schon Strack bei der Abfassung seines Buches über die Dynastie der Ptolemäer (1897) gesehen hat<sup>1)</sup>, muss also das Problem auf breiterer Basis angefasst werden, d. h. es muss das gesamte Material, das für die Geschichte der hellenistischen und vorhellenistischen Geschwisterehe in Fürstenhäusern vorliegt, zur Grundlage der Untersuchung gemacht werden. Da ist es nun gleich sehr merkwürdig, zu sehen, dass auch demjenigen Reiche, das lange Zeit der Hauptgegner der Ptolemäer gewesen ist, dem Seleukidenreiche, die Geschwisterehe keineswegs fremd gewesen ist, obwohl gerade dieses Reich als besonders treuer Hüter makedonischer und hellenischer Sitte angesehen wird<sup>2)</sup>. Zwar ist die angebliche Geschwisterehe Antiochos' II. Theos mit Laodike mit Recht bestritten worden<sup>3)</sup>. Sicher aber waren unter den Seleukiden mit leiblichen Schwestern verheiratet: 1. der älteste Sohn Antiochos des Grossen, der, geb. ungefähr 220, wie sein Vater den Namen Antiochos trägt und einige Zeit Mitregent desselben gewesen ist. Er heiratete im Winter 196/5 seine Schwester Laodike<sup>4)</sup>,

---

erwähnten Ptol. V. Epiphanes mit ihren beiden, wahrscheinlich jüngeren Brüdern Ptolemaios VI. Philometor (keine Kinderehe, wie ich früher glaubte, vgl. Stähelin, RE. XI 1, S. 740 f.), geschlossen etwa 173, mit vier Kindern, und mit Ptol. VII. (bei Strack VIII.) Euergetes II. seit 145, die mit der vorübergehenden Verstossung der Schwestergemahlin und der Verheiratung mit ihrer Tochter Kleopatra III. endete, Stähelin, RE. XI 1, S. 742 f.

b) die beiden Geschwisterehen des Ptol. VIII. (Strack X.) Soter II mit Kleopatra IV. vor 116 und mit Kleopatra Selene i. J. 115, Stähelin S. 782 ff.

c) Die Ehe des Ptol. XI. (Strack XIII.) Neos Dionysos (Auletes) mit Kleopatra V. Tryphaina, 80 oder 79 v. Chr.; P. M. Meyer, Klio VIII, S. 430, 1, drei Töchter.

d) des Ptol. XII. (Strack XIV.) mit der berühmten Kleopatra VII. Philopator 51—47 v. Chr., dann diejenige des Ptol. XIII. mit derselben Frau 47—44.

<sup>1)</sup> Dynastie S. 84.

<sup>2)</sup> Strack a. a. O. S. 84.

<sup>3)</sup> Es ist nur zweifelhaft, ob es eine Stiefschwester war oder eine Tochter des Antiochos Hierax. Dass hier auf keinen Fall eine wirkliche Geschwisterhehe vorliegt, geht schon daraus hervor, dass Antiochos II., als er dann Berenike, die Tochter des Philadelphos, im Jahre 48 heiratete, Laodike an die zweite Stelle rückte, Hieron in Dan. XII, 5.; Schwestergemahlinnen pflegen in solchem Falle verstossen zu werden.

<sup>4)</sup> Appian, Syr. 4, Wilcken, RE. I, S. 2470, Niese II S. 679.

starb aber schon im Jahre 193; 2. Seleukos IV. Philopator, König von Syrien 187—175, verheiratet mit derselben Schwester und vielleicht auch noch Antiochos IV. Epiphanes<sup>1)</sup>), der im Jahre 175 zur Regierung kam; 3. Demetrios I. (162—150) war vermählt mit seiner Schwester Laodike (VI.), die in erster Ehe mit Perseus von Makedonien verheiratet gewesen war<sup>2)</sup>). Bei dem traditionellen Antagonismus des Ptolemäer- und Seleukidenreiches kann es sich hier nicht um eine Nachahmung des ptolemäischen Vorbildes handeln<sup>3)</sup>). Es legt vielmehr das Auftreten der Geschwisterehe auch in dem besonders stramm makedonisch orientierten Syrerreich die Annahme einer gemeinsamen Wurzel nahe und dies um so mehr, als zur selben Zeit, wie im Ptolemäerreich die wirkliche Geschwisterehe auftrat, im Seleukidenreich wenigstens eine Art fiktiver Geschwisterehe durch Benennung der regierenden Königin als „Schwester“ des Königs zu beobachten ist<sup>4)</sup>). Gerade dieser letztere Umstand, das Auftreten der fiktiven Geschwisterehe hier und der wirklichen Geschwisterehe dort, beides etwa genau zu derselben Zeit, beweist schlagend, dass die beiden rivalisierenden Großstaaten der ehemaligen Alexandermonarchie diese Sitte aus einer gemeinsamen Wurzel gehabt haben, und das kann nur das Perserreich sein<sup>5)</sup>), welches Alexander zwar gestürzt, aber in seinem inneren Aufbau fortgesetzt hatte.

Es ist allbekannt, dass die Dynastie der Achaimeniden, deren „Königtum von Asien“ (*βασιλεία τῆς Ασίας*) Alexander übernommen hatte, nicht nur die Geschwisterehe, sondern überhaupt

<sup>1)</sup> Wilcken a. a. O. S. 2471.

<sup>2)</sup> Willrich, RE. IV, S. 2796, Breccia S. 24.

<sup>3)</sup> Dazu neigt Beloch III 2, S. 152.

<sup>4)</sup> Schon in dem ilischen Dekret für Antiochos I. v. J. 277 wird die regierende Königin des syrischen Reiches mit dem Ehrennamen *ἀδελφή* belegt; Dittenberger OGI. 219, Z. 22.; dazu Droysen, Hellenismus III 1, S. 266 und Beloch III 2, S. 151 f. Ebenso ist der *ἀδελφή*-Titel bei Laodike, der Gemahlin des Antiochos II., nur titular zu verstehen.

<sup>5)</sup> So schon richtig Th. Reinach, Mithradates Eupator, Deutsch von A. Goetz 1895, S. 47: „Eupator erwählte zur Königin seine Schwester Laodike, den alten persischen Brauche gemäß, den die Höfe von Antiochia und Alexandria schon längst befolgt hatten“; ebenso S. 291. W. Schubart, Ägypten von Alexander dem Gr. bis auf Mohammed, Berlin 1922, S. 13, spricht bei Erwähnung der ägyptischen Geschwisterehe wenigstens „von den immer vorbildlichen persischen Grosskönigen“.

die Verwandtenheirat in grossem Umfang gepflegt hatte. Der erste Herrscher dieses Hauses, der in Geschwisterehe lebte, war Kambyses, also auch hier der Sohn des Reichsgründers, und zwar, was ausdrücklich hervorgehoben sei, schon vor der Eroberung Ägyptens<sup>1)</sup>. Über ihn hat Herodot, III 27—37, eine lange, roman-hafte Erzählung. Da wird ausgeführt: Es sei zuvor nicht Sitte bei den Persern gewesen, dass sie ihre Schwestern freiten. Erst weil Kambyses von Liebe zur Schwester entbrannt sei, sei diese Sitte bei den Persern aufgekommen. Diese Erzählung ist längst als ein Versuch erkannt worden, die griechischerseits unverständliche Sitte zu rechtfertigen<sup>2)</sup>. In Wirklichkeit war es gerade umgekehrt, wie Herodot sagt. Es war seit langem Brauch bei den Persern, auch im Bereich der nächsten Verwandten zu heiraten, ein Brauch, der im Königshaus ganz besonders stark geübt wurde, wie die folgende Materialzusammenstellung zeigen soll<sup>3)</sup>:

1. Kambyses war sogar mit zweien seiner Schwestern verheiratet, mit Atossa und einer jüngeren, deren Name Herodot entgangen ist, die aber wohl mit der von Ktesias genannten Kyrostochter Roxane identisch ist<sup>4)</sup>. Atossa wurde dann später die Gemahlin Dareios I. und die Mutter des Thronfolgers<sup>5)</sup>.

2. Von Artaxerxes I. (464—424) hören wir zwar nicht von einer Geschwisterheirat, wohl aber wird berichtet, dass bei ihm das Wort seiner Mutter Amestris und das seiner an Megabyzos verheirateten Schwester Amytis sehr viel gegolten habe<sup>6)</sup>.

3. Dareios II. (424—404) hatte seine Schwester Parysatis zur Frau; der Ehe sind im ganzen 13 Kinder entsprossen<sup>7)</sup>.

<sup>1)</sup> Denn eine der beiden Schwesterngemahlinnen begleitet den Herrscher bereits auf dem Zug nach Ägypten, Herodot III 31; Prašek, Geschichte der Meder und Perser I, S. 252.

<sup>2)</sup> Prašek I S. 269.

<sup>3)</sup> Bei der im persischen Königshaus herrschenden Polygamie ist nicht immer ganz sicher festzustellen, ob überall leibliche Schwestern in Frage kommen, so dass in dieser Beziehung die folgende Übersicht nicht ohne Fehler sein kann.

<sup>4)</sup> Prašek I S. 245 und 252. Nach Marquart, Philol. Suppl. VI, S. 608 handelt es sich hier schon nur um Halbschwestern des Kambyses, doch ist ein Beweis hierfür nicht erbracht.

<sup>5)</sup> Ed. Meyer, GdA. III, S. 41.

<sup>6)</sup> Prašek II S. 171.

<sup>7)</sup> Ebda. II S. 172 und 181.



4 Artaxerxes II. (404—359) hat nacheinander sogar seine eignen Töchter, zunächst Amestris, in erster Ehe Gemahlin des Tiribazos, und dann eine andere, mit Namen Atossa, geheiratet<sup>1)</sup>.

5. Die letztere wurde dann die Gemahlin ihres Bruders Artaxerxes III. Ochos (359—338), der ihr schon bei Lebzeiten ihres Vatergemahls die Ehe versprochen hatte<sup>2)</sup>.

6. Auch der letzte Perserkönig, Dareios III. Kodomannos, lebte in Geschwisterehe<sup>3)</sup>.

Über diese Sitte der persischen Verwandtenehe, die den Griechen, wie schon das Beispiel des Herodot zeigte, sehr auffiel, besteht eine ganze Literatur in griechischer Sprache, die schon vor Jahren Adolf Rapp<sup>4)</sup> zusammengestellt hat; sie ist schliesslich von den Kirchenvätern stark ausgebeutet worden, die sich vom Standpunkt des christlichen Glaubens über solche „Unsittlichkeit“ sehr erregt haben<sup>5)</sup>. Die in der griechischen Literatur sich findende Ansicht, dass diese Eheform von den heiligen Schriften Zarathustras geboten worden sei<sup>6)</sup>, ist von der neueren iranistischen Forschung als unrichtig erwiesen worden<sup>7)</sup>. Im übrigen aber hat die Darstellung der klassischen Autoren aus armenischen Quellen sowohl für die Perser selber wie für die in der Oberschicht gänzlich iranisierten Armenier noch weitere Stützen erfahren<sup>8)</sup>. Die Fabel, dass das Avesta diese Sitte sanktioniert habe, erklärt sich am leichtesten dadurch, dass die Verwandtenheirat auf dem Boden Irans, wie wir nachher sehen werden, uralt, so zu sagen bodenständig war. Etwas Uraltes ist aber zu allen Zeiten und bei

<sup>1)</sup> Herakleides von Kyme, FHG. II 97, bei Plut. Artax. 23 und 27, Prašek II S. 217.

<sup>2)</sup> Plut. Artax. 26; Prašek II S. 216 und 230.

<sup>3)</sup> Arrian, anab. II, 11, 9.

<sup>4)</sup> Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft XX S. 112 ff.; vgl. auch Marquart, Philol. Suppl. VI, S. 576 f. und S. 602, Anm.

<sup>5)</sup> Das hierher gehörige Material aus den Kirchenvätern ist ausser von Rapp auch zusammengestellt von Weiß a. a. O. S. 344, 5 und S. 348 f.

<sup>6)</sup> Übernommen von A. v. Gutschmid, Gesch. Irans S. 11, 1 und S. 118; sowie Ed. Meyer, GdA. I, 1<sup>2</sup>, S. 31 und III, S. 41.

<sup>7)</sup> H. Hübschmann, Zeitschrift der Deutschen morgenl. Gesellschaft, 43, 1889, S. 308 ff.; Darmsteter, Revue de l'hist. des religions XXIV, 1891, S. 366 ff.; Justi in Geiger und Kuhn, Grundriss der iran. Phil. II, S. 435 f.; O. Schrader, Reallexikon S. 908.

<sup>8)</sup> Hübschmann S. 310 f.

allen Völkern gern den grossen Religionsstiftern oder den Staatsgründern beigelegt worden. Die starke Anwendung der Verwandtenehe bei den Persern bis hinauf zur Verheiratung mit der eigenen Mutter<sup>1)</sup> hat auch offenbar das hohe Ansehen hervorgebracht, das am Perserhof, ähnlich verhängnisvoll wie bei den osmanischen Sultanen<sup>2)</sup>, die Mutter des regierenden Herrschers genossen hat.

Aber nicht nur das persische Königshaus der Achaimeniden selber hat die Geschwisterheirat in grossem Umfang gepflegt, sondern auch die Fürstenhöfe jener Kleinstaaten, die auf dem Boden des ehemaligen Perser- und Alexanderreiches neben den grösseren Staaten, wie Syrien und Ägypten, im Laufe der Zeit sich gebildet, und die gern das Vorbild der Grosskönige von Asien nachgeahmt haben. Da wären zu nennen:

1. Parthien. Hier ist eine neuerdings von englischer Seite veröffentlichte Rechtsurkunde auf Pergament<sup>3)</sup> vom Jahre 88 v. Chr. datiert nach dem damals regierenden Partherkönig Mithradates II. und seinen drei Gemahlinnen und Königinnen, von denen zwei ausdrücklich als die Schwestern des Herrschers bezeichnet werden, durch den Zusatz *oμοταυρία* allerdings als Stiefschwestern, so dass die Urkunde streng genommen nicht hier hergehört. Josephos, Ant. Iud. XVIII 42. Niese, hat weiter die Nachricht, dass der Partherkönig Phraatakes, der schon als Knabe auf den Thron gekommen ist — er kann nicht vor 21 v. Chr. geboren sein als Sohn der seinem Vater von Augustus geschenkten italischen Sklavin Thea Musa, ist aber wahrscheinlich schon 9 v. Chr. zur Regierung gelangt —, mit seiner Mutter eine, wenn auch vielleicht zunächst nur fiktive, eheliche Verbindung eingegangen ist, wofür auch die Münzen der beiden zu sprechen scheinen<sup>4)</sup>.

2. Armenien. Auch hier haben wir ein Beispiel von Geschwisterehe aus der Epoche des Augustus. Etwa vom Jahre 6 v. Chr. ab stehen hier an der Spitze der Regierung der König Tigranes III. und seine Schwestergemahlin Erato, von denen Tacitus ann. II 3 sagt: *sociati more externo in matrimonium*

<sup>1)</sup> Ktesias fr. 30.

<sup>2)</sup> Ed. Meyer, Gesch. des Altertums III S. 41.

<sup>3)</sup> Wieder abgedruckt bei P. M. Meyer, Juristische Papyri Nr. 36.

<sup>4)</sup> A. v. Gutschmid, Geschichte Irans, S. 118, u. U. Kahrstedt, Klio X S. 287.

regnumque, eine Nachricht, die durch die erhaltenen Münzen bestätigt wird<sup>1)</sup>). Dagegen erhält die Ansicht von Tacitus' Quelle, dass die Geschwisterheirat hier zu einer Samtherrschaft geführt habe<sup>2)</sup>), in den Münzen, die den Titel *βασιλισσα* = weiblicher *βασιλευς* vermeiden und nur von *ἀδελφη βασιλέως* sprechen, keine Stütze<sup>3)</sup>.

3. Kommagene. Noch späterer Zeit, nämlich der Epoche der Kaiser Claudius und Nero, entstammen Münzen dieses kleinen (damals römischen) Vasallenstaates, auf denen der dortige Duodezfürst Antiochos IV. (38 bzw. 41—72 regierend) und seine Schwesterngemahlin Jotape erscheinen<sup>4)</sup>). Daneben kommen Münzen mit dem Bild der Jotape allein vor und mit der Aufschrift *βασιλισσα Ιοταπη Φιλάδελφος*, allerdings nur Kupfermünzen.

4. Pontos. In eine etwas frühere Zeit führen uns die Geschwisterehen dieses ebenfalls stark iranisierten Landes. Hier waren Mithradates III. oder IV. Philopator, ebenfalls mit dem Beinamen *Φιλάδελφος*, der seinem Bruder Pharnakes 170/69 gefolgt war, und Laodike das erste Geschwisterehepaar in diesem Königshaus. Münzen dieser Herrschergeschwister, vielleicht zur Hochzeit geprägt, zeigen auf der Vorderseite die Ehegatten und auf der Rückseite Zeus und Hera, letztere als das göttliche Prototyp der Geschwisterehe auf Erden. Es kommen daneben Stücke, hier auch in Silber, vor, nur mit Laodike allein auf der Vorderseite und Hera auf der Rückseite<sup>5)</sup>). Weiter war der berühmte Mithradates VI. Eupator, der grosse Gegner der Römer im 1. Jahrh., anfangs (seit 111 v. Chr.) mit einer seiner Schwestern verheiratet, die gleichfalls Laodike (II.) hiess<sup>6)</sup>. Die Ehe, der mehrere Kinder

<sup>1)</sup> Derselbe S. 299 f. Kopf und Legende des Königs befinden sich auf der Vorderseite, diejenigen der Königin auf der Rückseite.

<sup>2)</sup> Dafür soll auch die Übernahme der Regierung durch Erato nach des Bruders Tod (Tac. ann. II 4) sprechen.

<sup>3)</sup> So Kahrstedt a. a. O. S. 300. Doch bleibt zu beachten, dass, wie sich später zeigen wird, vielleicht auch hier *ἀδελφη βασιλέως* der höhere Titel ist.

<sup>4)</sup> Babelon, Rois de Syrie, 221 f.; Kahrstedt a. a. O. S. 303. Auch hier erscheint wie auf den armenischen Münzen der König auf der Vorderseite, die Königin auf der Rückseite.

<sup>5)</sup> Kahrstedt a. a. O. S. 281 f.

<sup>6)</sup> Iustinus XXXVII 3, 6, soror uxorque Laodice, Th. Reinach, Mithradates Eupator S. 47 und 291; Strack, Dynastie S. 84.

entsprossen sind, nahm bald wegen Untreue der Gattin ein tragisches Ende, etwa im Jahre 108 v. Chr.<sup>1)</sup>.

5. Karien. Das in diesem Land regierende einheimische, aber vollkommen hellenisierte Herrschergeschlecht war schon in der vorhellenistischen Zeit in Geschwisterehe verheiratet. Nach Strabo (XIV p. 656) hatte der Stammvater Hekatomnos von Mylasa (395?—377) drei Söhne, Maussollos, Idrieus und Pixodaros, sowie zwei Töchter, Artemisia und Ada. Von den Söhnen waren die beiden älteren mit ihren Schwestern verheiratet: Maussollos (377—353) mit Artemisia und Idrieus mit Ada, und zwar, wie es ausdrücklich bei Arrian<sup>2)</sup> heisst, „nach der Sitte der Karer“. Beide Geschwisterehen blieben kinderlos. Die Thronfolge verlief so, dass Artemisia nach dem Tode des Brudergemahls im Jahre 351 die Regierung selber übernahm und sie bis zu ihrem Tode 351 leitete, in welcher Zeit das gewaltige Grabmal des Brudergemahls, das Maussolleion, seitdem Name und Vorbild für die Fürstengräber der Antike überhaupt, in Halikarnass vollendet wurde. Dann folgte Idrieus (351—334), und nach dessen Tod trat wiederum eine Frauenherrschaft ein, indem dessen Schwestergemahlin, die oben genannte Ada, die Regierung in Händen behielt. Nach vierjähriger Regierung (344—340) wurde sie aber von ihrem jüngsten Bruder Pixodaros vertrieben und auf das karische Felsennest Alinda im Innern beschränkt<sup>3)</sup>.

Diese Geschwisterehen in der Dynastie des Hekatomnos werden, wie wir oben sahen, als nach karischer Sitte geschlossen geschildert. Damit bekommen wir einen Fingerzeig für die Herkunft des ganzen Brauches. Gegenüber den indogermanischen Persern, die wir seither als das stärkst endogame Volk kennen gelernt hatten, sind die Karer, die zu der weder indogermanischen noch semitischen anatolischen Rasse gehören<sup>4)</sup>, ein viel älteres

<sup>1)</sup> Th. Reinach S. 87, über die Kinder ebenda S. 293.

<sup>2)</sup> Strabo XIV p. 656 f.; Arrian anab. I 23, 7.

<sup>3)</sup> Judeich, Kleinasiat. Studien, S. 250 ff.

<sup>4)</sup> Paul Kretschmer, Einleitung in die Gesch. der griech. Sprache, 1896, S. 379 ff.; Joh. Sundwall, Zu den karischen Inschriften und den darin vorkommenden Namen, Klio XI, 1911, S. 464 ff.; derselbe, Die einheimischen Namen der Lykier nebst einem Verzeichnis kleinasiatischer Namenstämme, XI Klio-Beiheft 1913 und die eingehende Besprechung dieses Werkes durch Danielsson, GGA. 178, 1916, S. 490 ff.

Volkstum, das schon vor der Einwanderung der Indogermanen in Kleinasien sesshaft war. Hier also war die Geschwisterehe nach Ansicht der antiken Schriftsteller alteinheimischer Brauch. Zugleich war hier die Schwester gemahlin, im Falle ein Sohn fehlte, thronberechtigt<sup>1)</sup>). Ja, es scheint, dass das Erbrecht über die Frauen überhaupt ging. Das zeigt sich, wenn wir die Regierung des jüngsten Hekatomnos-Sohnes, des Pixodaros, noch genauer betrachten. Aus dessen Ehe mit einer Kappadokierin (Aphnēis) war eine Tochter entsprossen, ebenfalls Ada genannt, die der Vater zunächst mit dem Sohne des makedonischen Königs Philipps II., mit Arrhidaios, zu vermählen suchte, und als dies an der Eifersucht des jungen Alexander und seiner Mutter gescheitert war<sup>2)</sup>), dem vornehmen Perser Orontobates zur Frau gab, der durch diese Ehe Mitregent und nach dem Tode des Pixodaros Alleinherrscher von Karien wurde<sup>3)</sup>). Letzteres war der Zustand der Dinge, als Alexander der Grosse nach der Schlacht am Granikos (334) in das Land kam. In diesem Moment benutzte die ältere Ada, die Witwe des Idrieus, die Gelegenheit, um ihr Herrschaftsrecht wieder geltend zu machen. Sie übergab Alinda, das einzige, was ihr geblieben war, dem makedonischen Eroberer und nahm ihn als ihren Sohn an, *παιδά οἱ τιθεμένη Ἀλεξανδρον*<sup>4)</sup>. Alexander überliess ihr Alinda und nahm den Namen eines Sohnes an, *τὸ δρόμα τοῦ παιδὸς οὐκ απηξίωσε*, ja nach der Eroberung von Halikarnass bestellte er sie zur Herrin (Satrapin) über ganz Karien. Wir sehen also deutlich: wie der persische Satrap Orontobates sein Recht auf das karische Fürstentum auf die Ehe mit der jüngeren Ada gestützt hatte, so sucht jetzt die ältere Frau dieses Namens durch eine fiktive Adoption Alexander die Nachfolge zu sichern. Dadurch erscheint der junge makedonische König nicht nur als der Feind und Beseitiger der im Land verhassten persischen Fremdherrschaft, sondern zugleich als der Wiederhersteller des althergebrachten einheimischen Rechts- und Sittenzustandes<sup>5)</sup>).

<sup>1)</sup> Das geht aus der Darstellung des Strabo XIV p. 656 deutlich hervor, dazu Judeich S. 248, 1.

<sup>2)</sup> Darüber Plutarch, Alex. 10, 1—3 und Arrian anab. III, 6, 5, dazu Judeich S. 253 f.

<sup>3)</sup> Strabo XIV p. 657.

<sup>4)</sup> Arrian anab. I 23, 8.

<sup>5)</sup> Diodor XVII 24, 2; Bachofen, Mutterrecht, S. 187.

Rasseverwandt mit den Karern aber waren die Lykier, von denen Herodot an einer berühmten, viel zitierten Stelle (I 173) sagt<sup>1)</sup>: „Ihre Sitten sind zum Teil kretisch, zum Teil karisch. Jedoch eine sonderbare Gewohnheit haben sie, die sonst kein anderes Volk hat: Sie benennen sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater. Denn wenn man einen Lykier fragt, wer er sei, so wird er sein Geschlecht von der Mutterseite angeben und seiner Mutter Mütter herzählen.“ Wir haben weiter ein Fragment des Nikolaos von Damaskos<sup>2)</sup> (fr. 129), in welchem es heisst: „Die Lykier ehren die Frauen mehr als die Männer und nennen sich nach der Mutter. Auch hinterlassen sie ihre Erbschaft den Töchtern und nicht den Söhnen.“ Und wirklich ist durch die Münzen bewiesen, dass auch hier in Fürstenehen bisweilen die Frau vollberechtigt ihrem Manne in der Regierung folgte<sup>3)</sup>. Dass wir uns also in Lykien ebenfalls in Anschauungen bewegen, die den für die Hekatomnos-Dynastie erschlossenen ähnlich sind, liegt auf der Hand<sup>4)</sup>.

Noch weiter ostwärts und gleichzeitig zeitlich rückwärts werden wir geführt durch den Blick auf die Hethiter, von denen wir seit der epochemachenden Entdeckung des Reichsarchivs von Boghazköi wissen, dass bei ihnen die Königin eine besonders hohe Stellung im Herrscherhaus eingenommen und schliesslich einer der Könige auch in Geschwisterehe gelebt hat<sup>5)</sup>. Da nun durch

<sup>1)</sup> Von dieser Stelle geht das eben erwähnte phantastische Buch von Bachofen (Stuttgart 1861) aus; vgl. über dasselbe die kritischen Bemerkungen von Berthold Delbrück, Abh. der Sächs. Gesellschaft der Wiss. XXV, Hist.-phil. Kl. Bd. XI, 1890, S. 391 f.

<sup>2)</sup> Vgl. auch Nymphis Heracl. bei Plut., De mul. virt. c. 9, FHG, III 15.

<sup>3)</sup> Six, Monnaies Lyc. zu Nr. 132, 172 u. S. 80 ff.; Judeich a. a. O. S. 248, 1. Die Anzweiflung des herodoteischen Berichtes durch Sundwall, Klio XI. Beiheft (1913) S. 257 f. ist nicht genügend fundiert.

<sup>4)</sup> Sonstiges Material aus dieser Gegend bei Toepffer, Art. Amazonen, RE. I 2, S. 1767 f.

<sup>5)</sup> In der eigentlichen Glanzzeit der Hethiter (14. Jahrhundert) treten nicht nur die Könige, sondern auch die Königinnen mit den auswärtigen Mächten in Verbindung, und von einem der letzten Könige, Arnuantas, nebenbei bemerkt gerade demjenigen, der einen indogermanischen Namen trägt (F. Hrozny, Boghazköi-Studien Heft 3, S. VII, Anm. 4), wissen wir, dass seine Frau gleichzeitig seine Schwester war; vgl. Br. Meissner, Zur Gesch. des Chattireiches, Jahresber. der Schles. Gesellschaft für vaterl. Kultur 95, 1917, S. 23, 25, sowie

die neueren linguistischen Forschungen festgestellt worden ist, dass hier eine Überschichtung eines oder mehrerer anatolischer Völker durch eine oder mehrere indogermanische Herrenvölker stattgefunden hat<sup>1)</sup>, so besteht die Möglichkeit, dass die Herrscher, die in Geschwisterehe gelebt haben, bereits indogermanischen Blutes waren<sup>2)</sup>. Ist dies aber der Fall, dann darf man vielleicht vorsichtig die Vermutung wagen, dass wir hier Verhältnisse vor uns haben, wie wir sie wohl auch für Persien annehmen müssen<sup>3)</sup>, dass nämlich aus dem vorindogermanischen Volksstum diese gänzlich fremde Sitte in das darüber gelagerte Indogermanentum eingedrungen ist<sup>4)</sup>.

Diese zunächst rein als Vermutung geäusserte Behauptung

S. 28: „Chattuschils Gemahlin Puduchipa . . . muss eine besonders geachtete Stellung neben ihrem Gatten eingenommen haben. Das zeigten uns schon die Briefe der ägyptischen Königin Naptera an sie, dann aber wird sie auch in dem Vertrage Chattuschils mit Benteschina neben dem Könige als ‘Grosskönigin’ ausdrücklich genannt. Als der König starb, wurde sie erst Reichsverweserin und später Mitregentin ihres Sohnes Dudchalia“.

<sup>1)</sup> Der derzeitige Stand des Problems ist am schärfsten und besten formuliert von Gustav Herbig, Gött. gel. Anz. 1921, S. 193 ff., bes. S. 212 f., und Wege und Ziele der hethit. Sprachforschung, Indogerm. Jahrbuch VIII, S. 1 ff., bes. S. 17 f. Vgl. auch schon F. Hrozny, Boghazköi-Studien, Heft 3, S. VII.

<sup>2)</sup> Die Namen der Herrscherreihe von 1600—1200 sind allerdings im allgemeinen ganz unindogermanisch, vgl. Ed. Meyer, Mitt. der Deutschen Orientgesellschaft Nr. 56, 1915, S. 12; Walter Otto, Hist. Zeitschr. 117, 1917, S. 202 f. und 222 f.; F. Hrozny, Boghazköi-Studien Heft 3, S. VII mit A. 4 und S. 95, sowie Heft 5, S. 53, und Herbig, GGA. 1921, S. 213; Jahrbuch S. 18 (statt Herrscherreihe lies hier Herrscherreihe).

<sup>3)</sup> Für Persien scheint der Einfluss der Ostvölker Irans (vgl. Marquarts Hinweis Phil. Suppl. VI S. 8, 602 auf den Roman der Sakenkönigin) besonders stark gewesen zu sein. Von hier aus erklärt sich dann auch die falsche Herleitung der Geschwisterehe aus den Vorschriften des Avesta, da Zarathustras Wirken in Ostiran begonnen hat. Über die vorindogermanischen Völker des Hochlandes von Iran, die „Anariaken“, d. h. die Nichtarier, vgl. Ed. Meyer, GdA. I 2, 3. Aufl., S. 897 f. und III S. 16 ff.

<sup>4)</sup> Ganz ähnlich formuliert Herbig (a. a. O. S. 213 bzw. S. 18) den Tatbestand auf dem Gebiet der Sprache: „Es scheint, dass die Boghazköi-Indogermanen einst als Eroberer vom Bosporus oder vom Kaukasus her das Halysland überrennend, bald von der protohethitischen Kultur durchtränkt und gebändigt wurden und nur das morphologische Knochengerüst ihrer Sprache vor der Kleinasiatisierung bewahren konnten“; zu dem im Text behandelten Problem vgl. auch die Andeutungen von O. Schrader, Reallex. S. 564 ff.

legt uns die Verpflichtung auf, einmal weitere Umschau zu halten unter den älteren nichtindogermanischen Völkern des Mittelmeergebietes, die, wie wir längst wissen, das Substrat der Kulturen dieser Länder bilden. Von den Sabäern in Südarabien sagt Strabo gelegentlich (XVI p. 783), dass sie mit ihren eignen Müttern geschlechtlich verkehrten, und aus Nikolaos von Damaskos besitzen wir ein weiteres hierhergehöriges Fragment (fr. 148), in welchem es von den Äthiopen heisst: „Die Äthiopen lieben am meisten ihre Schwestern, und die Könige des Landes hinterlassen die Königsherrschaft meist nicht ihren Söhnen, sondern denen ihrer Schwestern. Nur wenn ein solcher nicht vorhanden war, wählten sie den schönsten und streitbarsten aller Männer zum König.“ Diese Stelle ist für unser Thema von der grössten Wichtigkeit. Denn aus ihr lernen wir, dass bei diesen „mutterrechtlich“ organisierten Völkern, um den Ausdruck Bachofens zu gebrauchen, ein ganz anderes Erbrecht galt, als wir es heute gewohnt sind.

Damit aber fällt plötzlich Licht auf Gebräuche, die uns von ganz anderen Stellen der antiken Welt gemeldet werden. Eine Gottheit des ältesten mittelialischen Götterkreises, Mater Matuta, die neben Vesta in engster Beziehung zu dem altitalischen Gotte Ianus stand, eine Gottheit des Frühlights und zugleich eine Geburtsgöttin, empfing von seiten ihrer Gläubigen ein Gebet, in welchem man zuerst der Schwesternkinder und dann erst der eigenen gedachte<sup>1)</sup>. Und aus einer noch viel weiter entfernten Gegend, aus Irland, berichtet Strabo (IV p. 201), dass die dortigen Bewohner — *Bretravoi* nennt er sie — Ehen mit Müttern und Schwestern eingehen. H. Zimmer ist es gelungen<sup>2)</sup>, diese und andere antike Nachrichten auf die vorindogermanischen Pikten, die ehemals in Irland und in grossen Teilen Schottlands wohnten, zu beziehen. Er fasst seine auch auf Grund der einheimischen Quellen gewonnenen Ergebnisse in die Worte (S. 118) zusammen: „Bei den Resten der vorarischen (vorkeltischen) Urbevölkerung Britanniens bestand das Mutterrecht in voller Geltung. Es regelte die Erbfolge noch Jahrhunderte lang, als die Pikten längst christianisiert und sprachlich keltisiert waren, bis zum Untergang des Pikten-

<sup>1)</sup> Ovid, Fasten VI 559 ff.; Plutarch, Cam. 5, Quaest. Rom. 17, Wissowa, Religion und Kultus der Römer <sup>2)</sup>, S. 111.

<sup>2)</sup> Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Rom. Abt. XV, 1894, S. 209.

staates im 9. Jahrhundert. Die Frauen nehmen nicht etwa eine besonders hohe Stellung ein, im Gegenteil; nirgends herrscht, so viel wir sehen, eine Frau: die Mutter, also die Geburt, bestimmt aber die Stammzugehörigkeit, das Erbrecht. Auf einen Piktenherrscher und seine Brüder folgt nicht etwa der Sohn des ältesten, sondern der Sohn der Schwester; auf diesen und seine eventuellen Brüder von Mutterseite folgt wieder ein Schwesternsohn und so fort.“

Der nächste Schritt aus dieser Sachlage, die uns so in ganz gleicher Weise im äussersten Nordosten der alten Welt wie im äussersten Südosten (Äthiopien) entgegentritt und bei den Italikern noch in jenem Gebet an die Mater Matuta eine Spur hinterlassen hat, ist doch der, dass der König die leibliche Schwester, deren Kinder die eigentlichen erbberechtigten nach der Anschauung dieser Völker waren, heiratete. Die Geschwisterehe findet also grade in diesen Anschauungen, die dem Akt der Geburt und Blut der Mutter eine ganz andere erhöhte Bedeutung beilegen als dem Zeugungsakt und dem Samen des Vaters, ihre ureigenste Erklärung, und es ist kein Wunder, dass die Geschwisterehe dort besonders Eingang gefunden hat, wo die „mutterrechtliche“ Erbfolge herrschte; dies aber war, wie wir gesehen haben, bei einzelnen vorindogermanischen Völkern des mittelmeerischen und westeuropäischen Kulturkreises der Fall. Erst von diesen älteren Völkern her sind dann indogermanische und semitische Völker, die sich als eine jüngere Schicht über diese Länder mit sehr alter, ganz anders gearteter Kultur gelagert haben, mit solchen ihrem Wesen ganz fremden Sitten<sup>1)</sup> beschenkt worden, am stärksten die Perser, offenbar aus dem Grunde, weil sie eine sehr dünne Oberschicht über zahlenmäßig sehr stark vertretenen älteren Völkern bildeten. Hierfür sei noch ein besonders schlagender Beweis beigebracht: Aus der Entscheidungsschlacht des Kyros gegen die Meder unter Astyages im Jahre 550 v. Chr. berichtet Iustinus I 6, 13 ff. (ähnlich Plutarch, de mul. virt. 5<sup>2)</sup>): *pulsa itaque Persarum acies cum paulatim cederet, matres et uxores eorum obviam occurrunt; orant*

<sup>1)</sup> Berthold Delbrück, Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, ein Beitrag zur vergleichenden Altertumskunde, Abh. der Sächs. Gesellsch. der Wiss. XXV, Phil.-hist. Klasse XI, 1889, S. 379 ff.

<sup>2)</sup> Herodot I, 127, erwähnt die Geschichte nicht.

in proelium revertantur; cunctantibus sublata veste obscena corporis ostendunt rogantes, num in uteros matrum vel uxorum vellent refugere. Hac repressi castigatione in proelium redeunt. Ganz ähnlich erzählt Plutarch<sup>1)</sup> aus Lykien von Bellerophon, als dieser nach der einheimischen Sage wegen ungerechter Behandlung durch den Lykerkönig Iobates gegen das Land wütete und das Meer über das Land wälzte: ἐπεὶ δὲ τῶν ἀνδρῶν δεομένων τὸν Βελλερόφοντην ἐπισχεῖν οὐδέν ἐπειθον, αἱ γυναικες ἀνασυραμέναι τοὺς χιτωνίσκους ἀπήντησαν αὐτῷ· πάλιν οὖν ὑπ' αἰσχύνης ἀναχωροῦντος ὅπισω καὶ τὸ κῦμα λέγεται συνυποχωρῆσαι. H. Zimmer (S. 239) endlich bringt aus dem irischen sogenannten Cuchulinnsagenkreis folgendes bei: „Cuchulinn konnte im Kampfe, sowohl dem ernsten als in Kampfspielen, in ein dämonisches Rasen, eine Berserkerwut, verfallen, in der er Freund und Feind bei seinem Anstürmen gefährlich war. Hiergegen hatte man ein probates Mittel: man stellte drei Fässer kalten Wassers auf, Männer legten sich in der Nähe in den Hinterhalt, und wenn Cuchulinn angegrast kam, trat ihm die Königin mit dem weiblichen Hofstaat entgegen mit entblößten Brüsten und hochgehobenen Röcken, dass die Scham sichtbar war. Wenn dann Cuchulinn verschämt die Augen niederschlug, ergriffen ihn die Männer und steckten ihn zur Abkühlung in die Fässer mit kaltem Wasser.“ Auch hier tritt uns dieselbe höchst auffällige Sitte bei drei Völkern entgegen, die nach unseren seitherigen Ausführungen auch in der Geschwisterehe und im Frauen-Erbrecht einander nahe gestanden hatten; von ihnen sind wieder zwei vor-indogermanisch und nur eines (die Perser) indogermanisch. Damit wird auch von hier aus ganz klar erwiesen, wo der Ursprung dieser Bräuche liegt, und wer sich hat beeinflussen lassen.

Zweierlei aber ist schliesslich das Resultat dieser langen Be trachtung über die Wurzeln der Geschwisterehe, einmal, dass unter der indogermanischen Schicht, die in den jüngeren Jahrtausenden der Mittelmeerwelt kulturtragend gewesen ist, eine Unterschicht von Völkern gelegen hat, die ganz anderen Anschauungen über Ehe, Vererbung und Erbrecht gehuldigt hat, und zum anderen, dass die darüber sich ausbreitenden Indogermanen ganz

<sup>1)</sup> De mul. virt. 9.

verschieden gegenüber dem, was ihnen von unten entgegengebracht wurde, reagiert haben. Die grössten Antipoden bezüglich der betrachteten Eheform sind die Römer und die Perser gewesen. Während die Perser zunächst in den obersten streng aristokratisch organisierten Schichten, die auf äusserste Reinhaltung des Blutes bedacht waren<sup>1)</sup>, ähnlich wie die einer anderen Rasse angehörenden Ägypter, letztere sogar bis tief in das niedere Volk hinein, den Anregungen ihrer Vorgänger aufs stärkste nachgegeben haben<sup>2)</sup>, die Perser vielleicht vergleichbar in diesem Punkte jenem indogermanischen Volke des 2. Jahrtausends v. Chr., das über die anatolische Rasse von Boghazköi sich gelagert hat, sind die Römer dasjenige Volk unserer Rasse, das die Geschwisterehe am schärfsten abgelehnt<sup>3)</sup> und beim Zusammentreffen mit endogamen Völkern in der historischen Zeit eine Nachahmung von deren Sitte verboten hat<sup>4)</sup>, trotzdem wir auch in Italien ein Überlebsel des

<sup>1)</sup> Über die bevorzugte Stellung der Häuser der sechs Männer, die allein unangemeldet Zutritt zum König hatten und aus deren Familien allein der König seine Gemahlin nehmen durfte, wenn es nicht aus der eigenen Familie geschah, vgl. Prašek I S. 203 f.; Ed Meyer Gd. A. III, S. 33.

<sup>2)</sup> Ganz anders die Inder, die, wie es scheint, die Geschwisterehe abgelehnt haben, Rgveda X 10, übersetzt von A. Hillebrandt, Lieder des Rgveda, Quellen der Religionsgeschichte, Göttingen 1913, S. 139; vgl. auch Schrader, Reallexikon S. 909. Dass aber auch in Indien Überlebsel alter mutterrechtlicher Anschauungen vorkommen, beweisen Mitteilungen von Missionaren, worauf sich G. u. F. Thudichum, Die Germania des Tacitus<sup>2</sup>, 1913, S. 46, berufen. Danach ist in manchen Provinzen Britisch-Indiens die Erbfolge so geregelt, „dass Schwesternkinder den leiblichen Kindern vorgehen“.

<sup>3)</sup> Laut Gaius I 61 war die Geschwisterehe, weiter die Ehe mit der *τηθίς*, amila und matertera, Gaius I 63, endlich mit der sororis filia, I 62, in Rom verboten. Vom Strafrecht wurde eine solche Verbindung als incestus (von castus = rein) bezeichnet. Sie war ursprünglich mit dem Tode bedroht, wurde aber in der Kaiserzeit in der Regel mit Deportation bestraft, Th. Mommsen, Röm. Strafrecht S. 688; Egon Weiß a. a. O. S. 357. Mommsen macht gelegentlich (a. a. O. S. 683, 2) aber darauf aufmerksam, dass die römische Pseudogeschichte sich an die strengen Einschränkungen der Ehe nicht gekehrt hat. Die Söhne bzw. Enkel des älteren Tarquinius (Liv. I 42, nach Piso-Dionys IV 28 die Enkel) heiraten die Töchter ihrer Schwester oder ihrer Vaterschwester.

<sup>4)</sup> Im Gnomon des Idios Logos BGU. V 1. Heft. = P. M. Meyer, Jurist. Pap. 93, § 23 (S. 323) heisst es ausdrücklich: οὐκ ἔξον 'Ρωμαῖοις ἀδελφας γῆμαι οὐδὲ τηθίδας, ἀδελφῶν θυγατέρας συνκεχωρηται. Παρδαλᾶς (Iulius Pardalas, 123 n. Chr., Plaumann, Der Idios Logos S. 68 und RE. IX S. 901 f.) μέντοι ἀδελφῶν συνελθόντων τὰ ὑπάρχοντα ἀνέλαβεν.

älteren Brauches im Gebet an Mater Matuta nachweisen konnten. Zwischen Römern und Persern in der Mitte stehen die Griechen, bei denen die Geschwisterehe wenigstens in die Götterwelt, z. B. in Gestalt des *ἱερὸς γάμος* von Zeus und Hera, der *κασιγνήτη ἀλοχός τε*<sup>1)</sup>, eingedrungen ist, während in der menschlichen Welt nur allenfalls die Ehe zwischen Halbgeschwistern zugelassen war<sup>2)</sup>. Nach unserer Anschauung ist es dann erst der Sieg des Persertums im Hellenismus gewesen, der auch in die griechisch-makedonische Oberschicht dieser Zeit die Geschwisterehe eingeführt hat, wobei von diensteifigen Höflingen der eben erwähnte *ἱερὸς γάμος* des Zeus und der Hera hervorgeholt worden ist, um das Vorgehen der Diadochen Alexanders und ihrer Nachfolger griechischem Empfinden nahe zu bringen<sup>3)</sup>. Mit anderen Worten, die Geschwisterehe ist eines der vielen iranistischen Elemente im Hellenismus<sup>4)</sup> und infolgedessen nur im östlichen Gebiet der Mittelmeerwelt zum Durchbruch gekommen.

Arsinoë II. aber, zu der wir jetzt zurückkehren, hat diese Eheform hervorgeholt, um auf diesem Wege ihrem einzigen Sohne aus der Ehe mit Lysimachos, der ihr noch geblieben war, die Herrschaft zu sichern. Es ist längst erkannt worden, dass der

<sup>1)</sup> Homer Ilias XVI 432, XVIII 356. In der berühmten Schilderung des *ἱερὸς γάμος* in der *Ἄτος ἀπάτη* heisst es, dass Hera die Ehe geschlossen habe ohne Vorwissen ihrer Eltern (XIV 296). Über sonstige Anspielungen auf Geschwisterehen bei Homer und Hesiod (Alkinoos-Arete) vgl. Karl Kunst, Berl. phil. Wochenschrift, 1920, Nr. 3, Sp. 64—72; Geschwisterehe zwischen Okeanos und Tethys, Akusilaos, Geneal. fr. 1, Jacoby, FGr. Hist. I S. 49.

<sup>2)</sup> Ähnlich liegt die Sache bei den Germanen, worauf ich von Koll. Holtzmann hingewiesen werde. Auch hier erscheint wenigstens im Mythus die Geschwisterehe (Sigmund und Signy), Wolfgang Golther, Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners 2, 1909, S. 46, sowie Brunner und Roethe bei Mommsen, Zum ältesten Strafrecht, S. 58 u. 65; anderes bei O. Schrader, Reallexikon S. 912, und W. E. Wilda, Das Strafrecht der Germanen, 1842, S. 855 ff.; über mutterrechtliche Restbestände in der Ehe und Erbfolge bei den Germanen vgl. J. Ficker, Untersuchungen zur Rechtsgesch. III, 1896, S. 419 ff. und V, 1, 1902, S. 70 ff.; zu erinnern wäre auch an die berühmte Stelle in Tacitus Germania c. 20: *sororum filii idem apud avunculum, qui apud patrem honor.*

<sup>3)</sup> Siehe oben S. 25 Anm. 5 und S. 27.

<sup>4)</sup> Wir gebrauchen den von Droysen geprägten Begriff des Hellenismus allmählich immer mehr als Schlagwort. Es ist Aufgabe der Forschung, den Begriff nunmehr in seine Bestandteile aufzulösen.

Sohn und Mitregent des Philadelphos, der in den Jahren 267/6 — 259/8 v. Chr. in den Praeskripten ägyptischer Urkunden<sup>1)</sup> erscheint, zuletzt im Revenue-Papyrus, wo er zum Jahre 259/8 getilgt ist, identisch ist mit jenem Ptolemaios, der als Kommandant von Ephesos und Milet<sup>2)</sup> sich im Jahre 259 gegen den Vater aufgelehnt hat und dafür in Ephesos den Tod fand, sowie dass diese Persönlichkeit niemand anders ist, als Arsinoës genannter Sohn von Lysimachos<sup>3)</sup>. Arsinoë schloss nach persischem Vorbild die Geschwisterehe, weil sie wusste, dass nach dem Grundsatz dieser Ehen die Erbfolge durch die Geburt, also von der Mutterseite, und nicht durch den Vater begründet wurde. Erst als der Sohn gegen seinen Stiefvater rebelliert hatte, griff dieser auf seine eigenen Kinder von der Arsinoë I. zurück, die er nunmehr der unterdessen längst verstorbenen Schwester gemahlin adoptierte<sup>4)</sup>, um sie auf diesem Wege wenigstens künstlich zu Abkömmlingen der Schwester zu machen. Aus alledem geht hervor, dass die neue Ehe von denen, die sie schlossen, als eine höhere Form ehelicher Gemeinschaft aufgefasst wurde, und dass ursprünglich nach uraltem Ritus auf der Deszendenz der älteren Tochter des Dynastiegründers und nicht auf derjenigen des jüngeren Sohnes die Thronfolge aufgebaut werden sollte.

<sup>1)</sup> Vgl. Bouché-Leclercq, Histoire des Lagides I, S. 182.

<sup>2)</sup> Athen. XIII, p. 593, a. u. b., Trogus Prolog. 26. Für Milet vgl. jetzt die Inschrift in Theodor Wiegand, Milet I, 3, 1914, Nr. 139, bearbeitet von A. Rehm.

<sup>3)</sup> Zuerst unabhängig voneinander gefunden von Adolf Wilhelm, GGA. 1898, S. 210, und v. Prött, Rhein. Mus. 53, 1898, S. 461 ff.; dann weitergeführt und endgültig bewiesen von K. J. Beloch, Griech. Gesch. III, 2, S. 130 f., E. v. Stern, Hermes 50, 1915, S. 434 ff.; M. Holleaux, Journal of Hell. Stud. 41, 1921, S. 183 ff.; danach Ch. Picard, Ephèse et Claros, Paris 1922, S. 642 f.; anders W. Dittenberger, OGI. I, 224, A. 4, und A. Rehm a. a. O. S. 302 ff.

<sup>4)</sup> Schol. Theokr. XVII, 128: *κατ εἰσεποιήσαο* (Philadelphos) *αὐτὴν τοὺς ἐκ τῆς προτέρας Αρσινόης γεννηθέντας παιδάς*. Hierzu bemerkt Beloch S. 131 f. sehr richtig: „Also nicht Arsinoë selbst hat die Kinder adoptiert, sondern die Adoption ist erst nach ihrem Tode durch Philadelphos vorgenommen worden.“ Nur bei dieser Annahme einer Adoption nach dem Tode erklärt sich die seltsame Fassung der Nachricht. Das Wichtigste aber wird in der Regel übersehen: nur in diesem Falle hören wir von einer Adoption, während vorher beim Sohne der Arsinoë von Lysimachos keine solche durch Philadelphos erfolgte, nach den Regeln der Geschwisterehe auch nicht zu erfolgen brauchte, der Schwestersohn vielmehr eo ipso der legitime Nachfolger war; danach ist zu berichtigen, was v. Stern S. 434 ausführt.

Der einzige Versuch, die Institution auch nach dem Westen zu verpflanzen, ist nicht zur Ausführung gekommen. Das Wagnis ist unternommen worden von dem krankhaft erregten Kaiser Gaius, den wir in der Geschichte gewöhnlich mit seinem Spitznamen Caligula nennen, einem Urenkel des Marcus Antonius, der wie dieser frühzeitig grosses Interesse für Ägypten gezeigt hat<sup>1)</sup>. Seine Absicht, eine Ehe mit seiner Lieblingsschwester Drusilla zu proklamieren, ist nur durch deren Tod verhindert worden. Der selbe Prinzeps hat auch den Plan gehabt, vom Nordweststrand des Palatins aus eine unmittelbare Verbindung mit dem Tempel des Jupiter auf dem Kapitol herzustellen. Damit hat er eine Angleichung des neuen Kaisergottes, als der er betrachtet zu werden wünschte, an den römischen Hauptgott vollziehen wollen, während er gleichzeitig durch die Ehe mit der Schwester den Bund Jupiter-Juno nach dem Vorbild von Zeus-Hera auf Erden zu realisieren gedachte. Dazu passt, dass er im Jahre 37 während einer schweren Erkrankung Drusilla zu seiner Erbin eingesetzt und deren Gemahl M. Aemilius Lepidus zum Nachfolger ausersehen hat<sup>2)</sup>. Natürlich sollte dieser Aristokrat nur der Platzhalter sein, während die Kinder der Schwester die eigentlichen Erben werden sollten. Auch die Verherrlichung der allzu frühzeitig verstorbenen Schwester übersteigt dann das Mass dessen, was damals in Rom fürstlichen Frauen gegenüber Sitte war. Tatsächlich ist sie als erste Vertreterin des weiblichen Geschlechts im römischen Kaisertum von Staats wegen apotheosiert worden<sup>3)</sup>, und bald wurde sie im ganzen Reiche als Panthea, d. h. als die Vereinigung aller weiblichen Gottheiten, verehrt<sup>4)</sup>. Auch unter anderen Kultnamen, wie als Aphrodite und Demeter, erscheint sie im Osten des Reiches, der diese Anregung sofort dankbar aufgenommen hat. Der Senat aber stellte die Verstorbene im übrigen der dahingegangenen Livia gleich<sup>5)</sup>, was eine ganz besonders

<sup>1)</sup> Vgl. dazu G. Ferrero, Die Frauen der Caesaren, 3. Aufl., 1921, S. 142 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Matthias Gelzer, RE. X, S. 392.

<sup>3)</sup> Livia war vom Senat aus unter die Götter erhoben worden, aber die Konsekration wurde von Tiberius verhindert, Cassius Dio 58, 2; Tacitus ann. V 2.

<sup>4)</sup> Falls nicht etwa Panthea die „Erzgöttin“ bezeichnet, wie Pantheon neuerdings als „das Hochheilige“ erklärt wird, vgl. F. Sandels, Die Stellung der kaiserlichen Frauen aus dem iulisch-claudischen Hause, Giess. Diss. 1912, S. 46.

<sup>5)</sup> Siehe oben Anm. 3.

hohe Ehrung war bei dem überragenden Ansehen, dessen sich die ehrwürdige Gattin des ersten Prinzen erfreut hat; er machte sie neben vielen anderen Auszeichnungen zur Schwurgottheit für die Frauen<sup>1)</sup>. Auch Gaius selbst schwur von da ab nur bei der schwesterlichen Gottheit. Man sieht deutlich, wenn auch die Geschwisterehe durch den vorzeitigen Tod der Drusilla nicht zur Ausführung kam, diese Ehrungen beweisen, dass sie vor der Türe gestanden hat. Rom war trotz seines viel strengerem Ehrechtes im Jahre 38 mit anderen Worten dem Moment nahe, den Ägypten dreihundert Jahre früher durch die Geschwisterehe des zweiten Ptolemäus und der Arsinoë II. erreicht hatte. Für den grossen Widerstand, den das Unterfangen des jungen Throninhabers in Rom gefunden hat, ist bezeichnend der Umstand, dass in unseren Quellen sofort das Gerede von einem der Ehe vorangehenden blutschänderischen Verhältnis mit der Schwester auftritt<sup>2)</sup>. Den betreffenden Schriftstellern fehlt einfach der grosse historische Hintergrund, von dem aus allein das Verhältnis Caligulas zu Drusilla betrachtet werden darf. Ein gütiges Schicksal aber hat die erste Frau, mit der das Experiment der Geschwisterehe in Rom gemacht werden sollte, durch den Tod hinweggenommen. So ist es schliesslich ein Zufall gewesen, der es verhindert hat, dass auch in dem streng exogamen Rom die persische Sitte Boden gefasst hat. —

Nun noch ein kurzes Wort über die staatsrechtlichen Folgen der Geschwisterehe. Überall, wo diese Form der Ehe in einem Fürstenhause auftritt, ist „Schwester“ der höchste Ehrenname der Königin und dies sogar da, wo gar keine wirkliche Geschwisterehe vorliegt. So war es schon im alten Ägypten, wo die Bezeichnung der Ehefrau als „Schwester“ über den königlichen Hof hinaus in das Volk sich erstreckte<sup>3)</sup>. In den hellenistischen

<sup>1)</sup> Cassius Dio 59, 11, 1—3; M. Gelzer a. a. O. S. 392 f.

<sup>2)</sup> Vgl. Joseph. ant. XIX 204; Eutrop. VII 12, 3; Suet. Cal. 36, 1. Willrich, Klio III, S. 291 f., verhält sich mit Recht ablehnend gegen das Gerede, von dem auch Seneca dial. XI, 17, 4, ludus 4, 2, und Philo, leg. 87, nichts wissen.

<sup>3)</sup> Vgl. Erman-Ranke, Ägypten und ägypt. Leben im Altertum, neue Bearbeitung, Tübingen 1922, S. 180 f.; nachdem von den Bräuchen in dieser Hinsicht bei den Göttern und Königen die Rede gewesen ist — vgl. besonders S. 181, 4: So nennt Teje sich gelegentlich ‘Schwester’ Amenophis IV., obwohl sie nicht eine leibliche Schwester des Königs gewesen ist —, heisst es hier: „Und auch

Reichen aber liegt die Sache so, dass *βασιλισσα* ein Titel ist, der auch den königlichen Prinzessinnen, also nicht nur der Königin allein, zukommt<sup>1)</sup>), dagegen ἀδελφὴ τοῦ βασιλέως ausschliesslich nur der letzteren, die feierlich auch ἡ ἀδελφὴ βασιλισσα genannt wird<sup>2)</sup>). War der Herrscher polygam verheiratet, was in der hellenistischen Zeit sehr häufig vorkam, dann ging die Schwester-gemahlin allen anderen voran<sup>3)</sup>), und die Kinder dieser Ehe hatten einen Vorzug, was sich, wie wir gesehen haben, sogar auf Söhne der Schwester aus einer früheren Ehe ausdehnen konnte. Das Wichtigste aber ist das, was wir oben schon kurz berührten, dass im Seleukidenhaus diese Titulierung der Gattin als „Schwester“, ohne dass sie es wirklich gewesen ist, bereits vor oder zum mindesten gleichzeitig mit der Geschwisterehe der Philadelphen auftritt<sup>4)</sup>). Im Ptolemäerreich begegnet diese fiktive Geschwisterehe zuerst bei Ptolemaios III. Euergetes, dessen Gemahlin, Berenike, bekanntlich eine Tochter des Magas von Kyrene war; sie heisst auf den Inschriften noch in breiterer Form ἡ ἀδελφὴ καὶ γυνὴ τοῦ βασιλέως bzw. in umgekehrter Reihenfolge, d. h. mit Vorstellung von γυνῇ<sup>5)</sup>). Aber in der Regel wird nur beim König die Deszendenz angegeben, nämlich die durch Adoption herge-

---

in den Inschriften von Privatleuten treffen wir häufig da, wo wir seine geliebte Gemahlin erwarten, statt dieser ‚seine geliebte Schwester‘ an. ‚Deine Schwester, die in deinem Herzen ist, die neben dir sitzt‘ beim Gelage oder ‚deine geliebte Schwester, mit der du so gern sprichst‘ — mit solchen Ausdrücken ist offenbar die Gattin des Betreffenden gemeint.“ Nebenbei sei hier auch noch auf das hingewiesen, was ebda. S. 182 f. über die grosse Verehrung der Mutter im alten Ägypten gesagt wird, weiter über den Brauch, auf den Grabsteinen die Herkunft des Toten nach seiner Mutter, nicht nach dem Vater anzugeben, endlich über die Erbfolge in den Adelsgeschlechtern des mittleren Reiches, die vielfach nicht auf die männliche, sondern auf die weibliche Linie übergegangen ist: „es erbt nicht der Sohn, sondern der Sohn der älteren Tochter“, alles doch Reste „aus jenen Zeiten, in denen auf die Herkunft von der Mutter . . . mehr Gewicht gelegt wurde“.

<sup>1)</sup> Pfeiffer, Kallimachos-Studien S. 17 f.

<sup>2)</sup> Dittenberger OGI. I 219 Z. 21 f.; Strack, Dynastie im Inschriften-Anhang Nr. 71 und 77.

<sup>3)</sup> Das war der Grund, weswegen wir Antiochos' II. Gemahlin Laodike nicht für eine Schwester-gemahlin halten konnten; denn sie wurde, wie dargelegt, nach der Ehe mit Berenike hinter dieser zurückgestellt.

<sup>4)</sup> Darüber oben S. 25 mit Anm. 4.

<sup>5)</sup> Vgl. Strack, Inschr. Nr. 40, 43.

stellte von den θεοῖς Ἀδελφοῖς, während die Königin ohne Herkunftsangabe daneben steht, wie es z. B. bei Strack Nr. 40 heisst: βασιλεὺς Πτολεμαῖος, Πτολεμαῖον καὶ Ἀρσινόη | θεῶν Ἀδελφῶν, καὶ βασίλισσα Βερενίκη ἡ ἀδελφὴ | καὶ γυνὴ αὐτοῦ τὸ τέμενος Ὄσιρει. Nur im Priesterdekret von Kanopos zu Ehren des Königs-paars vom Jahre 238 steht im Eingang der eigentlichen Beschlussformel<sup>2)</sup>: βασιλεὺς Πτολεμαῖψ καὶ βασίλισσῃ Βερενίκῃ θεοῖς Ενεργέταις καὶ τοῖς γονεῦσι αὐτοῦ θεοῖς Ἀδελφοῖς καὶ τοῖς προγόνοις θεοῖς Σωτῆροι κτλ. Hier also wird für die Königin neben der fiktiven Schwesternschaft auch noch die fiktive Abstammung von den θεοῖς Ἀδελφοῖς behauptet, die ja tatsächlich durch den Schwesternamen schon bedingt wird. Hierin zeigt sich besonders mächtig der mutterrechtliche Gedanke, der der ganzen Institution zugrunde liegt. Wo die Königin nicht mehr in Wahrheit die Schwester des Königs ist, soll sie wenigstens so heissen. Der Name vertritt wie so oft die Sache. Wenn etwas, so vermag dieses nur titulare Schwestertum der hellenistischen Königinnen, das fast gleichzeitig an verschiedenen Stellen auftritt, die Herkunft des Ganzen aus einer Wurzel und die hohe Bedeutung der Institution zu illustrieren. Von allen Ehrentiteln, die die Königinnen des Altertums bekommen haben, ist der der „Schwester“ bzw. der „Schwester-Königin“ der höchste gewesen, weil darin die reinste Form der Ehe und der Fortpflanzung, wie sie früher verlangt wurde, wenigstens noch angedeutet wird.

Doch zurück zur Geschwisterehe selbst. Wir schliessen mit dem Hinweis auf eine sehr richtige Bemerkung von Ed. Meyer<sup>1)</sup>: „Gänzlich fernzuhalten ist der Begriff der Blutschande, insofern er eine angeborene Abneigung des Menschen gegen bestimmte geschlechtliche Verbindungen bezeichnen soll.“ Die Tatsache besteht, dass es Völker gegeben hat, die das Blut der Mutter und die Geburt für die nachfolgende Generation und deren Erbrecht höher eingeschätzt haben als den Zeugungsakt und den väterlichen

<sup>1)</sup> Dittenberger, OGI, I, 56, Z. 20 ff.

<sup>2)</sup> Gesch. d. Altert. I, 1<sup>2</sup> S. 31. Vgl. dagegen G. Ferrero, Der Untergang der Zivilisation des Altertums, S. 90: „eine Art von dynastischer Blutschande, die an die Gepflogenheiten der Pharaonen und Ptolemäer in Ägypten erinnert“; derselbe, Die Frauen der Caesaren, 3. Aufl., 1921, S. 148, spricht von einer „unheimlichen Verirrung“.

Samen. Von den Anschauungen dieser Völker aus ist auf die über sie sich hinweglagernden Indogermanen und Semiten<sup>1)</sup> manches übergegangen, auf die einen, wie wir sahen, mehr, auf die anderen weniger. Wenn nicht allgemein, wie die Ägypter, so sind doch Indogermanen wie die Perser wenigstens in den herrschenden Geschlechtern dem vorgefundenen älteren Ehesystem verfallen, offenbar aus dem Bestreben heraus, das reinste Blut für die Nachkommen auf diese Weise zu erzielen, und das persische, nicht das ägyptische Vorbild ist es gewesen, das den hellenistischen Fürstenhäusern zum Muster gedient hat. Das für die nachantike Entwicklung wichtigste Volk der Römer aber hat sich von allen Beeinflussungen in dieser Richtung, wenigstens in der historischen Zeit, ferngehalten. Die hohe sittliche Lebensanschauung und die streng juristische Denkweise dieses Volkes ist es schliesslich gewesen, die schon vor dem Sieg des Christentums das Abendland in seinen weitaus grössten Teilen vor der Invasion der iranisch-hellenistischen Monarchie reinster Prägung bewahrt hat. Wohl ist das antike Gottkönigtum, also der Teil, der gerade nicht iranisch ist, wenn auch in der abgeschwächten Form des Gottesgnadentums über Rom hinweg bis zu uns gedrungen, aber bezüglich der fürstlichen Geschwisterehe hat es, wie wir sahen, in Rom beim ersten und einzigen Versuch sein Bewenden gehabt. Dadurch ist innerhalb des grossen Kreises der indogermanischen Völker die Verwandtenehe in der Hauptsache auf die Welt des Altertums beschränkt geblieben, und auch hier auf einzelne Zweige unserer Rasse, jene Zweige, die in ganz dünner Oberschicht über viel ältere Völker mit ganz anderen sittlichen und rechtlichen Anschauungen bezüglich der Stellung der Frau sich gelagert hatten. Stellenweise ist diese dem indogermanischen Empfinden gänzlich zuwiderlaufende Eheform auch nur von den herrschenden Familien des Landes rezipiert worden, die über Gesetz und Brauch des Volkes sich offenbar leichter hinwegsetzen konnten. Und wenn dann in einem Fürstengeschlecht durch Generationen hindurch

<sup>1)</sup> Was die Semiten betrifft, so verweise ich auf das oben betreffs der Sabäer Gesagte, weiter auf J. Wellhausen, Die Ehe bei den Arabern, Nachrichten der Gött. Ges. der Wiss. 1893, 3, S. 440 f. über wenige sonstige Fälle von Verwandtenehe und S. 474 ff. über mutterrechtliche Überlebsel bei den Arabern; vgl. auch Goldziher bei Mommsen, Zum ältesten Strafr., S. 107.

diese Eheform Verwendung gefunden hat, ist schliesslich, wie in Ägypten, zu welchem wir noch einmal zurückkehren, als Ergebnis herausgekommen, dass nicht mehr ein Herrscher mit einer Schwestergemahlin, sondern, wie das Beispiel der siebenten und letzten, der grossen Kleopatra beweist — die, nebenbei bemerkt, um das medizinische Problem noch kurz zu berühren, obwohl selbst einer Geschwisterehe entstammend und zweimal mit Brüdern vermählt, nichts von Entartung zeigt, sondern eher das Gegenteil, d. h. einen wenn auch nicht sittlich, so doch intellektuell hochentwickelten Menschentypus darstellt —, dass eine Herrscherin mit einem Brudergemahl zur Seite an der Spitze steht<sup>1)</sup>. In Ägypten ist also unstreitig etwas sehr Merkwürdiges als schliessliches Resultat der fortgesetzten Anwendung der vorindogermanisch-persischen Sitte zu konstatieren: Arsinoë II. hat gesiegt. Die Frau ist ohne Frage in der Ptolemäer-Dynastie das erste Element nicht nur in der Ehe, sondern auch in der Regierung geworden. Diese Herrscherfamilie ist, ich möchte sagen, dem Feminismus verfallen, eine Familie, die dem grossen, männlich so starken makedonischen Volksstamm entstammte, das in seinen Anfängen nacheinander solche Männer wie Philipp II. und Alexander hervorgebracht hat.

---

## Beiträge zum Wörterbuch der Soldatensprache.

Von Helmut Wocke.

Die folgende Arbeit entstammt durchweg eigenen Sammlungen. Wie Mausser lege ich auf die Wortgeographie grossen Wert. Diesen Gesichtspunkt lassen Horn, Bächtold, Bergmann, Bischoff, Hochstetter und Imme, deren Bücher unten genau angeführt sind, so gut wie ganz ausser acht. Trotzdem glaubte ich, bei meinen Zusammenstellungen im einzelnen auf sie hinweisen zu müssen, falls sie über den Geltungsbereich eines Wortes Mitteilungen machen. Ich gebe das Gebiet an, für das ich den betreffenden

---

<sup>1)</sup> Strack S. 2 und 70; Staehelin a. a. O. S. 752. Kleopatra VII. hat als einzige unter allen Ptolemäerinnen eigne Münzen mit ihrem Bildnis und ihrem Namen als Münzherrin geschlagen. Mit Kleopatra VII herrscht also zum ersten Mal ein Weib, „ausgerüstet mit allen Rechten und Befugnissen des absoluten Herrschers“, wenngleich nie ohne die formelle Mitregierung eines Mannes.

Ausdruck mit Bestimmtheit nachweisen kann, ohne damit behaupten zu wollen, dass er möglicherweise nicht auch anderwärts üblich sei. Nur solche Worte nehme ich auf, die man bei Horn, Bächtold, Bergmann usw. gar nicht oder in anderer Bedeutung findet oder für die ich einen neuen oder überhaupt erst einen Geltungsbereich feststellen konnte. Die Beziehungen zum Rotwelsch sind nicht ausser acht gelassen. Auch auf literarische Belege, die ich zum ersten Male in grösserer Anzahl biete, darf die wissenschaftliche Forschung nicht verzichten<sup>1)</sup>.

#### **Abkürzungen und Auswahl aus der Literatur:**

Ahnert = Sprühende Heeressprache. 2000 witzige Soldatenausdrücke aus der Weltkriegssprache. Ges. von Kurt Ahnert. Nürnberg o. J. (das Vorwort ist vom 21. Aug. 1917 datiert). Ohne selbständigen Wert. — Ahnert, Heerfahrt = Fröhliche Heerfahrt! 100 heitere Soldatengedichte an Eisenbahnwagen. 1. Folge. 100. Taus. Ges. von K. Ahnert. Nürnberg o. J. — Bächtold = Hanns Bächtold, Aus Leben und Sprache des Schweizer Soldaten. Basel und Strassburg 1916. — J. Balassa, Deutsche Elemente in der ungarischen Soldatensprache. Die Neueren Sprachen XXVI, Heft 7/8, S. 359 f. — Bergmann = Karl Bergmann. Wie der Feldgräue spricht. Scherz und Ernst in der Soldatensprache. Giessen 1916. — K. Bergmanns kleinere Aufsätze verzeichnet mein Beitrag in Pommers Volkslied, 20. Jahrg. S. 48 f. — P. Beyer, Beiträge zur Feldfliegersprache Zeitschr. f. d. d. Unterricht 1917 S. 162—165. — Bischoff = Ernst Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen. Jüdisch-deutsch, Rotwelsch, Kundensprache; Soldaten-, Seemanns-, Weidmanns-, Bergmanns- und Komödiantensprache. Leipzig 1916. — Bölcke = Aus Hauptmann Bölkens Feldberichten. 151.—200. Taus. Gotha 1917. — Brandis = Die Stürmer von Douaumont. Von v. Brandis, Oberleutnant im Inf.-Reg. Nr. 24. Berlin o. J. — Bröger, Soldat = Karl Bröger, Der unbekannte Soldat. Kriegstaten und Schicksale des kleinen Mannes. Leipzig o. J. Reclams Universalbibl. Nr. 5954. — Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten = V 188. Meine Torpedoboot-Kriegsfahrten. Von Callisen, Kapitänleutnant und Kommandant. — Crompton U 41 = Crompton U 41. Der zweite „Baralong“-Fall. Selbsterzählt von Oberleutnant z. S. Crompton. Berlin o. J. — Die Artillerie = Artillerie. Krieg und Sieg nach Berichten der Zeitgenossen. Herausgeg. von H. Hillger. 23. Band. Berlin u. Leipzig o. J. — Die Pioniere = Die Pioniere. Krieg und Sieg nach Berichten der Zeitgenossen. Bd. 14. Herausgeg. von Hermann Hillger. Berlin o. J. — Eilenberger = Rudolf Eilenberger, Pennälersprache. Entwicklung, Wortschatz und Wörterbuch. Strassburg 1910<sup>2)</sup>. — Felde, Kriegserlebnisse

<sup>1)</sup> Wichtige Beiträge zur Soldatensprache des Weltkrieges wird gewiss auch die geplante Sammlung von Feldpostbriefen liefern.

<sup>2)</sup> Weitere Literatur über die Pennälersprache in meinem Aufsatz über Schülergeheimsprachen in den Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. XX (1918) S. 215 ff. und bei Fr. Kluge, Unser Deutsch. Leipzig 1919 (4. Aufl.) S. 65 ff., bes. S. 82 f.

= Max Felde, 1914—15. Denkwürdige Kriegserlebnisse. 3. Aufl. Stuttgart o. J.  
— Feldmann, Nach Weissrussland = Wilhelm Feldmann, Mit der Heeresgruppe des Prinzen Leopold v. Bayern nach Weissrussland hinein. München 1916.  
— Gorch Fock, Nordsee = Nordsee. Erzählungen von Gorch Fock. Hrsg. von Aline Bussmann. Hamburg 1916. — Gorch Fock, Sterne = Gorch Fock, Sterne überm Meer. Tagebuchblätter und Gedichte. Aus dem Nachlass hrsg. von Aline Bussmann. Hamburg 1917. — Ganghofer, Reise = Ludwig Ganghofer, Reise zur deutschen Front 1915. 151.—200. Taus. Berlin u. Wien 1915. — Ganghofer, Die stählerne Mauer = Ludwig Ganghofer, Die stählerne Mauer 1915. Berlin u. Wien. — Ginzkey, Front in Tirol = Die Front in Tirol. Von Franz Karl Ginzkey. Berlin 1916. — L. Günther, Rotwelsch = Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Strassburg 1905. — L. Günther, Die deutsche Soldatensprache und ihr Humor. Köln. Ztg., Anfang Sept. 1914. — L. Günther, Soldatensprache, Rotwelsch und Kunden-Deutsch in ihrem Verhältnis zueinander. Zeitschr. f. d. d. Unterr. 33 (1919) S. 129—150. — Günther, Gaunersprache = L. Günther, Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen. Leipzig 1919; dazu meine Anzeige in den Mitt. XXII, 102. — Hedin, Nach Osten = Sven Hedin, Nach Osten! Leipzig 1916. — Hedin, Volk in Waffen = Sven Hedin, Ein Volk in Waffen. Leipzig 1915. — Hegeler, Flandrische Erlebnisse = Wilhelm Hegeler, Bei unseren Blaujacken und Feldgrauen. Flandrische Erlebnisse. 11.—15. Taus. Berlin o. J. — Hochstetter = Gustav Hochstetter, Der feldgraue Büchmann. Berlin o. J. — Horn = Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache ?. Giessen 1905; dazu Fr. Kluge, Zeitschr. f. d. Wortf. 1, 351. — A. Hübner, Zur Charakteristik der Soldatensprache. Die Neueren Sprachen XXVIII (1920) S. 152—164. — Imme = Theodor Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor. Dortmund 1917. — Immelmann = Max Immelmann, Meine Kampfflüge. 51.—100. Taus. Berlin o. J. — Janoske I = Die Schnutenorgel u. a. Feldzugsgeschichten von der Warthe und Weichsel. Von Felix Janoske. 6.—10. Tausend. Breslau 1915. — Janoske II = Der Kompagniehund und andere Feldzugsgeschichten. Von Felix Janoske. Breslau 1915. — Jösting, Erinnerungen = Erinnerungen eines kriegsfreiwiligen Gymnasiasten aus dem Jahre 1870/71. Von Werner Jösting. Zweite Aufl. München 1912. — Kirsch, Abenteuerliche Fahrt = Fremdenlegionär Kirsch. Eine abenteuerliche Fahrt von Kamerun in den deutschen Schützengräben in den Kriegsjahren 1914/15. Von Hans Paasche. 1.—50. Taus. Berlin o. J. — Kluge, Studentenspr. = Deutsche Studentensprache. Von Friedrich Kluge. Strassburg 1895. — Kluge, Seemannsspr. = Friedrich Kluge, Wortgeschichtliches Handbuch deutscher Schifferausdrücke älterer und neuerer Zeit. Halle a. d. S. 1911. — Kriegsnovellen aus Österreich = Der Kaiser rief. Kriegsnovellen aus Österreich-Ungarn. Herausgeg. von E. Triebnigg. Stuttgart 1916. — Kriegstagebuch U 202 = Kriegstagebuch „U 202“. Von Frhr. Spiegel von und zu Peckelsheim, Kapitänleutnant. 301.—350. Taus. Berlin o. J. — Kutscher I = Artur Kutscher, Kriegstagebuch. Namur, St. Quentin, Petit Morin, Reims, Winterschlacht in der Champagne. München 1915. — Kutscher II = Artur Kutscher, Kriegstagebuch, II. Teil

Vogesenkämpfe. München 1916. — Kutscher, Soldatenlied = Artur Kutscher, Das richtige Soldatenlied. Verse und Singweisen, im Felde gesammelt. Berlin 1917<sup>1)</sup>. — Lauterbach, Weltkrieg = F. Lauterbach, Deutsches Heldentum im Weltkrieg. Berlin o.J. — Martin-Lienhart = Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Bearbeitet von E. Martin und H. Lienhart. Strassburg 1899 ff. — Matthias, Kriegserinnerungen = Meine Kriegserinnerungen. Blätter aus der Werdezeit von Kaiser und Reich. Von Adolf Matthias. 3. Aufl. München 1913. — Mausser = Otto Mausser, Deutsche Soldatensprache. Ihr Aufbau und ihre Probleme. Strassburg 1917<sup>2)</sup>. — John Meier, Hallische Studentensprache. Halle a. d. S. 1894. — John Meier, Deutsche Soldatensprache. Mein Heimatland 4 (1917) S. 1—12. — R. Mothes, Die Feldfliegersprache. Zeitschr. f. d. d. Unterr. XXIX 465 ff. — Müller-Fraureuth = Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. Von Karl Müller-Fraureuth. Dresden 1911 ff. — Nerger, S. M. Wolf. 1.—100. Taus. Berlin o.J. — Ostwald, Rinnsteinspr. = Rinnsteinsprache. Lexikon der Gauner-, Dirnen- und Landstrichersprache. Von Hans Ostwald. Berlin o. J. — Richthofen = Rittmeister Manfred von Richthofen, Der rote Kampfflieger. 201.—250. Taus. Berlin und Wien 1917. — Rosner, Vor dem Drahtverhau = Karl Rosner, Vor dem Drahtverhan. Bilder aus dem Grabenkriege in Frankreich und Flandern. 16.—20. Taus. Berlin o. J. — Rotwelsch I = Friedrich Kluge, Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. I. Rotwelsches Quellenbuch. Strassburg 1901. Für das bisher nicht erschienene Wörterbuch hatten Prof. Euting und Prof. Pischel ihre Mithilfe zugesagt; sie wollten den judeo-deutschen und den zigeunerischen Bestandteilen des Rotwelsch ihre Aufmer-

<sup>1)</sup> Soldatenlieder, die man bei Kutscher nicht findet, habe ich veröffentlicht in den Hessischen Blättern für Volkskunde XVI (1917) S. 81 ff. Weitere Proben aus meinen Sammlungen in den Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde 1918, Heft 9.

<sup>2)</sup> Über Maussers Buch sowie über die oben genannten Schriften von Bächtold und Imme habe ich mich ausgesprochen in dem Aufsatze „Soldatische Volkskunde“ in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, 20. Jahrg., 4./5. Heft, S. 48 ff. Dort auch weitere Literaturangaben. Jetzt wären noch zu erwähnen: Die Sprache an der Front, in der Zeitschrift „Dem deutschen Volke“ 1917, Nr. 41; P. M., Panje, Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau vom 29. 1. 1918; Stefan Wangart, Aus der Sprache unserer Flieger, „Die Wochenschau“ vom 27. 7. 1918; ein kurzes Verzeichnis „Küchenlatein“ im Soldatenliederbuch, Reclam, Leipzig o. J.; Weises Literaturbericht in der Zeitschrift f. d. d. Unterr. 1918, S. 380. Marcell Lyon hat aus eigenen reichen Sammlungen bisher nur Proben veröffentlicht in dem Beitrag „Die Frau im Wortschatz unserer Feldgrauen“, Häuslicher Ratgeber, 32. Jahrg. (1917/18), S. 6. Mannigfache Hinweise auf die Soldatensprache enthält mein Aufsatz „Ein schlesisches Quellenbuch der Kundensprache“, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. Bd. XIX (1917) S. 248 ff. Viele Versehen bei Artur Streich, Militärwörter in der Gaunersprache und in der volkstümlichen Arzneisprache, Liller Kriegszeitung vom 18. 2. und 21. 2. 1918. Eine Bibliographie der Soldatensprache wollte A. Bass in Leipzig herausgeben.

samkeit widmen. Über Pischel vgl. jetzt: W. Schulze in den Abhandl. d. Kgl. preuss. Akad. d. Wissensch. 1909 und F. N. Fink, R. Pischel. Ein Nachruf. Reprinted from the Journal of the Gipsy Lore Society, April 1909. Liverpool. Ein rotwelsches Wörterbuch bereitet jetzt L. Günther in Giessen vor. — K. Scheffler, Zur Namengebung, mit Rücksicht auf die Soldatensprache. Wiss. Beihefte der Zeitschr. d. Allg. d. Sprachvereins, April 1918, S. 307—312. — Steinhäuser, Muttersprache = Die Muttersprache im Munde des Breslauer höheren Schülers und ihre Läuterung im deutschen Unterricht. Von Oberlehrer Dr. Steinhäuser. Wissensch. Beilage zum Jahresbericht der ev. Realschule I, Ostern 1906, Breslau 1906. Die Arbeit gibt S. 18—24 ein Verzeichnis von Schülerausdrücken. — Treue Waffenbrüder = Treue Waffenbrüder. Heldentaten der Österreicher, Ungarn und Deutschen im Weltkrieg 1914/15. Von A. Oskar Klaussmann. Berlin o. J. — Wath, Breslau-Midilli = Breslau-Midilli. Ein Jahr unter türkischer Flagge. Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern. Von W. Wath. Berlin o. J. — Wegener I = Georg Wegener, Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront. Leipzig 1915. — Wegener II = Georg Wegener, Der Wall von Eisen und Feuer II. Champagne, Verdun, Somme. Leipzig 1918. — Wehrhan, Gloria, Viktoria! = Gloria, Viktoria! Volksdichtung an Militärzügen. 200 Wagenaufschriften, gesammelt und mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Wehrhan. 11.—15. Tausend. Leipzig 1915. — Weinhold = Karl Weinhold, Beiträge zu einem Schlesischen Wörterbuch. Wien 1855. Anhang zum XIV. Bande der Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

**Abbauen** 1) schlapp machen, 2) fortgehen, sich zurückziehen (schles.; bad.; Gren.-Reg. 6). Bischoff 104 (= fort-, zurückgehen, heimgesandt werden; beide Bedeutungen kennen Mausser 45 (sächs. und weiter verbreitet) und Imme 120. Abbauen = weggehen, sich zurückziehen ist in der Gaunersprache öfters belegt. Das Wort stammt her vom hebr. *bô'* = kommen. Schon in Schwenters Steganologia um 1620 (Rotwelsch I 142): *wöll wir abbauen* = was davon stehlen. Vgl. Bischoff 11: *bô' sein* = kommen, künftig sein, gehen (vom hebr. *bâ'*, kommend); ferner Ostwald, Rinnsteinspr. 9. Das Wort findet sich auch in der Studentensprache: Kluge, Studentenspr. 77 (mit Beleg aus d. J. 1791) und John Meier, Hallische Studentenspr. 13 f. Vgl. noch Augustins Idiotikon der Burschensprache (Neudruck in „Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren“, Halle a. d. S. 1894) S. 7. — **Abendsegen**. Bergmann 18, Beleg: Kutscher I 101: „Bekannt wird uns allmählich das starke Feuer gegen die Dämmerung, das wir den „Abendsegen“ nennen.“ — **Abhauen** fortgehen, sich zurückziehen. Hochstetter 8, Imme 37 (Fliegerspr. = abfliegen) und 127. Beleg:

Gorch Fock, Sterne 152: „Auf diesem beschwerlichen Wege „hauten“ unsere Maschinengewehre „ab“. — **Abprotzen** austreten (schles.; Ostfront). — **Abschmieren** einen Angriff abschlagen (schles.). Horn 124 (= prügeln), Mausser 32 (Fliegerspr. = abstürzen), 37 (bair.), 91, 92, Imme 128. — **Abschwimmen** (bad.). Mein Gewährsmann schreibt mir: „Bekommt ein Offizier den blauen Brief, so „schwimmt“ er „ab“.“ Horn 120 (= Arreststrafe, sächsisch). — **Abteilung**, in der Verbindung Sr. Majestät Abteilung = Schwere Minenwerfer-Abteilung [S. M. A.] (nordd.). — **Ackerdünger** gefallener Soldat (Ostfront). — **Affe** Tornister (allgemein). Horn 43 (= Zwölfpfunder), 52 (Messingschild mit dem bair. Löwen im Lorbeerkrantz, Abzeichen), 65 (Tornister), Bächtold 60, Bischoff 104, Hochstetter 10, Mausser 29 und 89, Imme 117. Über das Alter des Wortes vgl. Gombert, Beiträge z. dtsch. Wortgesch. Wissensch. Beil. zu den Schulnachr. d. König-Wilhelm-Gymn. in Breslau 1908 S. 3 f. „Unter Voraussetzung des Ausdruckes der Heeressprache“ wird das Wort schon 1840 „kühn auf geistige Verhältnisse übertragen.“ Kluge, Etym. Wb.<sup>8</sup> S. 7 b. Matthias, Kriegserinnerungen 61: „Alles beiseite geschafft und in den „Affen“ gepackt.“ Ebendorf 82: „Alte Reservisten, die 1866 mitgemacht hatten, erklärten: wenn die „Affen“ eingesperrt würden, werde die Sache allemal brenzlich.“ Ebendorf 130 f., 185. Janoske I 22: „Der „Affe“ dient einerseits, dem gemeinen Soldaten das nötige Gewicht zu verschaffen, andererseits zur Befestigung des gerollten Mantels.“ Wegener I 246: „Auf dem gewundenen Weg zwischen den uralten Stämmen, durch deren Wipfel die Goldlichter der Sonne spielten, und dem seltsamen Gefels kamen sie heran, den schwerbepackten „Affen“ auf dem Rücken.“ Kutscher, Soldatenlied 130: „Und kehren wir aus dem Manöver zurück mit schweregepacktem „Affen“, so soll es uns ein leichtes sein, auf Kammer ihn zu schaffen.“ — **Gelber Affe** Japaner (Westfront). — **Affenfang** Gefangenschaft. Der Ausdruck ist mir begegnet bei Matthias, Kriegserinnerungen 95: „... dass wir nicht auf den „Affenfang“ müssten. Der Soldatenhumor nannte nämlich die Gefangenschaft „Affenfang“, weil die gefangenen Deutschen vielfach nach Algier geschickt wurden, und der Soldatenwitz behauptete, dort sei es die Hauptbeschäftigung der deutschen Gefangenen, „Affen zu fangen“. Ebendorf 147:

„Dann wären wir . . . gefangen genommen und auf den „Affenfang“ nach Algier geschickt . . .“ — **Affenfett** Schmalzersatz (Lille). Imme 107 (Schmalz) und 108 (Margarine), Ahnert 132. In der Gaunerspr. findet sich: Affenfett = Schmalz. Vgl. Schütze in Gross' Archiv Bd. XII (1903) S. 62; Günther, Rotwelsch 72 Anm. 74, und Ostwald, Rinnsteinspr. 11. — **Affenschaukel** a) Schiessschnur (Rumänien). Ahnert 140, Hochst. 66 (= Sturmband, bei der Marine) u. 68. b) Hängematte (Marine). — **Die aus dem Affentheater.** Beleg: Hegeler, Flandrische Erlebnisse 65: „Für die Turkos, Algerier, die man trifft, haben unsere Soldaten gutmütige Spottnamen erfunden: „Die aus dem Affentheater“, „Die Maskierten“, „Die Hagenbecktruppe“. Aber an den Engländern gehen sie in schweigendem Hass vorbei. Selbst zum Spott gehört noch ein Rest von Zuneigung.“ — **Akklamator** Akkumulator (schles.). Mausser 30 (bair.). — **Läuse werden alarmiert** sich kratzen (Polen). Bergmann 29, Hochstetter 80. — **Der Alte Hauptmann** (schles., bad.). Horn 55 (= Feldwebel), 57, Bächtold 59, Bergmann 41, Imme 22. Das Wort findet sich auch in der Penälferspr. (= Direktor), vgl. Eilenberger 17 (= Rektor) und Steinhäuser, Mutterspr. 18. Zur Seemannsspr. (Der Alte = Kapitän) vgl. Kluge, Unser Deutsch 103. — **Aluminiumsoldat** Armierungssoldat (schles.). Bergmann 40, Hochstetter 47, Mausser 13 (nordd.), 83 ff., Imme 40 u. 48 (= „Soldat von leichtem Gewicht, sowohl im körperlichen Sinne als auch im geistigen“). — **Amoretten.** Beleg: Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten 37: „Ihr Grossschiffssleute, was wisst ihr vom Manövrieren? Was wisst ihr überhaupt von der Seefahrt, von Ölrock und „Amoretten“ . . .“ Eine Anmerkung erklärt: „Amoretten heissen die hohen Seestiefel“. — **Sich anärgern** Handgranaten werfen. Beleg: Richthofen 42: „Man unterhielt sich mit ihnen [den Franzosen], und trotzdem suchte man sich auf alle möglichen Arten „anzuärgern“ (Handgranaten).“ — **Er hat sich einen angedudelt** er ist betrunken (schles.). — **Aperna** Kartoffeln (schles.). Dialektwort, entstanden aus árdberna = Erdbirnen. — **Apfelsinen** Handgranaten (Westfront). Bergmann 14, Hochstetter 42, Imme 140. — **Apfelsinenorden** lippischer Orden. Imme 119 (= Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisorden). — **Äppelkahn** (Fliegersprache) Grosskampfflugzeug. Belege: Richthofen 60: „Dabei vergass ich, dass das infame Ding, mein „Äppelkahn“,

zwei Propeller hatte, die sich rechts und links neben meinem Beobachtersitz drehten“. S. 63, ferner 69: „So ein grosser „Äppelkahn“ ist zum Kämpfen zu unbeweglich.“ — **Appetitzigarre** gute Zigarre (bad.). — **Gute Arbeit tun** siegen (Westfront). — **Armeefett** Marmelade (bad.). Hochstetter 54, Mausser 30 (= Stiefelschmiere), Imme 107. — **Armeekraftschmiere** Marmelade (Ostfront). — **Artillerieduell** Artilleriefeuer (bad.). — **Athletenbutter** Marmelade (Ostfront). — **Auerochsenwald**. Feldmann, Nach Weissrussland 90 f.: „Bei unseren Truppen heisst der Bialowieskaforst nun einmal „Auerochsenwald“, mögen die Gelehrten auch noch so oft betonen, dass seine Auerochsen in Wirklichkeit Wisente sind. Die Heeresleitung hat es für klug gehalten, den ungelehrten Wortgebrauch anzuerkennen.“ — **Aufstiemen** Fahrt vergrössern (Marine). — **Aufwaschwasser** a) dünne Suppe (schles.), b) Griesssuppe (Ostfront). — **August** feindlicher Scharfschütze (Westfront). Mausser 18 (beim deutschen Alpenkorps). Belege: Kutscher II 45: „Das Vorarbeiten mit Gräben ist sehr schwer. Der Franzose beobachtet ausgezeichnet und hat den Wald drüben mit Schützen besetzt, die in den Baumkronen versteckt sitzen und alles, was sich zeigt, befeuern. Die Baiern nennen diese „August“, wir sagen „Baumaffen“.“ Ebendorf 42: „Die Mannschaftsunterstände tragen ihre Namen. . . . Wo feindliche Baumschützen sich bemerkbar machen, steht zu lesen: Obacht auf den „August“.“ Ebendorf 109: „Die allgemeine Ruhe ist so lächerlich, dass der Major meint, der Feind drüben sei abgerückt und habe als Scheinbesatzung nur zurückgelassen drei Geschütze, ein Maschinengewehr, einen „August“ (Scharfschützen) und den alten Herrn Ormont (den gefürchteten Artillerieberg).“ Bröger, Soldat 56: „Merkwürdig still ist es doch da drüben. Nicht einmal der „August“ schießt.“ — Du, Michl, ob die Franzosen auch an Weihnachten denken?“ — **Aurora** Name, den deutsche Infanterie einer deutschen Batterie (vor Dünaburg) beigelegt hat. — **Ausblasen**. Imme 97: einen ausblasen = trinken. Die Wendung: (einen) blasen = (einen) trinken als kundensprachlich belegt z. B. in Rotwelsch I 424 und bei Ostwald 23. Die mundartlichen Formen blassen und blosen schon in Pfullendorfs Jauner-Wb. 1820 (Rotwelsch I 337 u. 345); Bloser = Rausch ebendorf (Rotwelsch I 343). Mir ist das Wort ausblasen nur begegnet bei Crompton U 41 S. 50: „Dieser beobachtete nun

den Dampfer etwa 3000 m hinter uns, worauf der Befehl zum „Ausblasen“ (Leeren aller Tauchtanks mit Pressluft) und Klarmachen der Ölmaschinen gegeben wurde.“ — **Ausfahren** (Seemannsspr.). Beleg: Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten 61: „Nun wurden die Dienstbriefe, die ich für die verschiedenen Flotillen und Halbflotillen bekommen hatte, „ausgefahren“, d. h. man geht von hinten je nach Wind und Seegang 2—15 m an das betreffende Boot heran und wirft dann einen Sandsack hinüber, der an einer langen Leine des Briefbeutels sitzt. Der erste Wurf geht stets 1 m zu kurz — das ist noch nie anders gewesen. Also nach dem zweiten Wurf wird der wasserdichte Gummibeutel mit seinem Inhalt hinübergeholt. Eine zweite Leine wird bei uns festgehalten, um ihn wieder zurückzuholen.“ — **Ausstechen**, in der Redensart: die Augen ausstechen. Wegener II 222: „Damit waren den Franzosen an dieser Stelle, wie ein Ausdruck lautete, „die Augen ausgestochen“, d. h. ihre sehr günstige Beobachtung über einen beträchtlichen Teil des Kampfgeländes war ihnen genommen.“ — **Ballern** schiessen, von der Artillerie gebraucht (schles.; Ostfront). — **Ballettgamaschen** Schnürschuhe (Ostfront). — **Ballonfritze** Luftschiiffer (nordd.) — **Ballononkel** Luftschiiffer (nordd.). — **Bändel** Eisernes Kreuz II. Klasse (schles.). Horn 70 (= Tressen der Unteroffiziere). — **Bändeljunge** Husar (Posen). Horn 51 (= Unteroffizier). — **Bandwürmer** Nudeln (Ost- und Westfront; Oldenburg). Bergmann 46, Hochstetter 53, Imme 110. — **Bau** Unterstand (schles.). Mausser 27 (sächs.), 43 (= Arrest), Imme 88 (= Arrestort). — **Bauen**, in der Verbindung einen Hasen bauen = wegläufen; z. B. an Land sich vor der Patrouille zurückziehen (Marine). Ähnliche Wendungen in der Gauner- und Kundensprache; z. B. Gross' Archiv III 278: einen Hasen machen; ebendort XII 70: Hasen machen; Ostwald 66: den Hasen machen; Bedeutung überall etwa = wegläufen (bes. vor der Polizei). Im Berner Matten-Englisch (Schweiz. Archiv f. Volkskunde IV 43) findet sich hase = rennen. — **Baumaffe** feindlicher Schütze, der sich auf einem Baume verbirgt. Bergmann 26, Hochstetter 19, Mausser 18 („bair. und sonst weit verbreitet“), 24 (= Maschinengewehr) u. 89, Ahnert 143. Belege: Kutscher II 45 (siehe u. „August“) und II 53: „Den Reichsackerkopf kann man bei Tage und bei klarem Wetter nicht begehen; die „Baumaffen“ nehmen jeden einzelnen Mann

auffs Korn.“ Wegener I 248: „Auch hier wurde mir von der Gefährlichkeit der von den Leuten „Baumaffen“ genannten feindlichen Schützen erzählt, die in den Wipfeln verborgen stecken und von dort herunterschiessen.“ — **Bayerngraben.** Beleg: Rosner, Vor dem Drahtverhau 90: „Am Fuss des „Zillertales“ steigen wir wiederum in die Gräben ein, die jetzt quer durch die trübseligen Mauerreste führen, die von dem Dorfe Dreslincourt noch übrig sind. Seltsame Bezeichnungen haben diese Gräben: da gibt es einen „Landwehrgang“ und einen „Bayerngraben“ — sogar einen „Krokodilgraben“, der seinen Namen dem Umstand zu verdanken hat, dass bei seiner Anlage grosse Mengen von Saurierresten ans Licht gefördert wurden.“ — **Bazillenhengst** Sanitäter (nordd.). — **Beasung** Artilleriefeuer (Ostfront). Das Verbum „beaasen“ bei Bergmann 18, Hochstetter 23, 44, 69 (beaast werden = „stark belästigt werden von 1) Artilleriefeuer, 2) Ungeziefer“), Mausser 34, 35, 37 und Imme 88 (in der Redensart „der hat mich schön beaast“) und 127. — **Bedüngen**, in der Verbindung: den Acker bedüngen = austreten (nordd.). — **Bedürfniseimer** Stahlhelm (bad.). — **Beerdigungskommando** Patrouille, die in zwei Rotten getrennt längs des Fahrdammes ankommt (Wilhelmshaven, Marine). — **Begrabbel** schwer von Begrabbel, schwer von Begriffen (nordd.). — **Beipulen** einem eins beipulen, jemand eins versetzen (Marine). — **Benzinhusar** Kraftfahrer (Flandern). Bergmann 40, Hochstetter 27, Imme 34, Ahnert 25. — **Beobachtungsstand** Abort (Ostfront). — **Berta** Gewehr (schles.). Mausser 21 (= Munition). — **Die dicke (fleissige) Berta** deutsche 42-cm-Mörser (allgemein, oder vielmehr — wie Bergmann 6 mit Recht sagt — „Gemeingut des deutschen Volkes“). Bischoff 104, Hochstetter 23, 41, 60 (= Nachtstuhl), 69 (a) 42-cm-Mörser, b) 42-cm-Geschoss, c) Nachtstuhl im Lazarett), Mausser 20, 26, 87 und Imme 135. Vgl. Gorch Focks Gedicht „De dicke Berta“ (Plattdeutsche Kriegsgedichte, 1. Folge), dazu K. Busse, Deutsche Kriegslieder, Leipzig 1916<sup>3</sup>, S. 174 f., ferner Joseph von Lauffs Verse auf „Die fleissige Berta“ (Aufgemerkt, ihr Herrn Soldaten! Aufgemerkt in Reih' und Glied) und das Lied Wilhelm Räderscheidts, das auch im Felde gesungen wurde: „Als wir 1914 sind nach Welschland ausmarschiert, ist die dicke, dicke Berta immer hinterdrein spaziert.“ (Abgedruckt bei Kutscher, Soldatenlied 6 f.) In Janno-

witz im Riesengebirge z. B. war das Lied auch unter der Schuljugend sehr bekannt. In der Fassung, die ich mir dort aufgezeichnet habe, fehlt — von kleinen Textänderungen abgesehen — die von Kutscher mitgeteilte 6. und 7. Strophe. Feldmann, Nach Weissrussland 72: „Die „dicke Berta“ klapperte mit ihren eisernen Elefantenfüßen drohend auf Nowo-Georgiewsk zu.“ Wegener I 258: „Am südwestlichen Horizont, die höchste der kahlen Bodenwellen krönend, erschien das berühmte Sperrfort Manonviller, das als das stärkste aller in Frankreich bezeichnet wurde, und das unsere „dicke Berta“, im Verein mit den Kruppschen 21-cm-Mörsern, doch Ende August 1914 so glatt zu Fall gebracht hatte. Ich sah die Stelle, von der aus die „dicke Berta“ ihre Arbeit getan.“ Zur Entstehung des Namens vgl. Rotheit, Kernworte des Weltkrieges, 1916, S. 102 f. — **Bibelhusar** Feldgeistlicher (schles.). Mausser 16 („besonders westfälisch“). In der Studentensprache wird der Theologe als „Bibelhusar“ bezeichnet. Vgl. Kluge, Studentenspr. 70 u. 83, und John Meier, Studentenspr. 54. — **Bienen** a) Läuse (allgemein). Das Wort stammt aus der Sprache der Landstreicher. Vgl. Bischoff 10 und Rotwelsch I 422 u. 424. Ostwald, Rinnsteinspr. 22, verzeichnet (nur als Ausdrücke der Dirnen und ihrer Kreise) „Biene“ = a) Laus, b) Frauenzimmer und „Bienen“ (Bruchbienen) = Soldatendirnen. Zur Soldatensprache: Horn 106 (= Flöhe), 131 („allgemein zugängliche Mädchen sind Bienen oder Bruchbienen [Sachsen]“), Bächtold 65 (Sammelname für Wanzen, Läuse, Flöhe), Bergmann 29, Hochstetter 69 (= Laus und Floh), 79, 86 („Besonders leichtfertige junge Damen“ werden Bienen oder gar Bruchbienen genannt), Imme 93. b) Gewehrkugeln (beim Gren.-Reg. 6). Bergmann 18 (die Bienen schwärmen = die Kugeln pfeifen). — **Zum Bienenvater.** Diese Aufschrift trug ein Schild an einer Entlausungsanstalt im Osten (vor Dünaburg). — **Bienekorb** Unterwäsche (Ostfront). — **Bildungskanone** Feldbücherei. Hochstetter 36, Imme 100. Beleg: B. Tanzmann, Erfahrungen eines Bücherwarts, Unterhaltungsbeilage der Tägl. Rundsch. (Nr. 171) vom 25. 7. 1918: „Jedenfalls als ich mit der „Bildungskanone“ an die Front kam, wurde ich nicht mit Begeisterung, sondern mit dummen Witzen empfangen.“ — **Bilge-Krebse** Maschinpersonal (engl. bilge = Schiffsraum). — **Binde**, in der Verbindung: einen hinter die Binde giessen = einen

(Schnaps) trinken (schles.; nordd.; Marine; aber gewiss noch weiter verbreitet). Müller-Fraureuth I 109, Imme 97. — **Bindfaden** Nudeln (Oldenburg). Horn 91, 95 (= Schnaps), Bischoff 105, Hochstetter 53, 57 (= Schnaps), 69 (= Husarenschnüre, Schnaps, Nudeln), Imme 97 (= Schnaps) und 110, Müller-Fraureuth I 109 Nr. 2. — **Bindfadenjunge** a) Telegraphist (Ostfront), b) Husar (schon im Frieden). Horn 30, Bischoff 105, Hochstetter 27, Imme 29, Müller-Fraureuth I 109 Nr. 4. — **Birne** Mine (Westfront). Bischoff 105 (= Kopf des Soldaten), Imme 114 (= Helm, Königsberg). — **Blausack** Soldat, der das 2. Jahr dient (schon in der Friedenszeit; brandenb.; schles.; aber gewiss weiter verbreitet). Horn 51 (Kapitulant; auf Unteroffizierschulen: der im 2. Jahre Dienende. Bischoff 105 (= Infanterist in der alten Friedensuniform), Imme 14 („die Bezeichnung Blausack für den 2. Jahrg. kennt auch die Marine“) u. 26 (= Infanterist). — **Blechhering** Torpedo (Marine). — **Blechmarie** ein weittragendes Geschütz (Ostfront). Mausser 20 (= franz. Langrohrgeschoss, dessen Abschuss bleichern klingt; bair.). — **Blechquäler** Musiker (nordd.). — **Blechspucker** Musiker (schles.). Müller-Fraureuth I 119, Horn 34 (Pfeifer und Hornisten), Imme 42. — **Bleisoldat** Schipper (schles.). Horn 127 („wer eine Quecksilberkur durchmacht, ist ein Bleisoldat“), Hochstetter 61 (in ders. Bedeutung wie Horn), Mausser 13 (beim 12. bair. Inf.-Reg.) und 84, Imme 133 (in ders. Bedeutung wie Horn und Hochstetter). — **Bleistift**, in der Verbindung: mit gutem Bleistift vorangehen = mit gutem Beispiel vorangehen (schles.). Mausser 42 (sächs.). — **Blindgänger** a) nicht krepiertes Artilleriegeschoss (allgemein); b) Mein Gewährsmann, der bei einem badischen Regiment stand, schrieb mir: „Nicht gern hat man die Einjährige oder Blindgänger; warum Blindgänger? Wenn es keine wären, dann wären sie längst krepiert!“ Horn 67 (in der 1. Bedeutung), Bergmann 40 (= Armierungssoldaten), 47 (gefüllte Kognak- und andere Flaschen), 48 (= schlechte Liebeszigarre), 51 („die Blindgänger in Gestalt von Stollen mit Rosinen seien hier noch angefügt“), Bischoff 105 (a) in unserer 1. Bedeutung, b) Soldat, der im Kriege nur Garnisonsdienst tut, c) (leere) Bier- und Weinflasche), Hochstetter 11 (= leere Feldflasche), 22 („Villa zum Blindgänger“), 38 (= schlechte Liebeszigarre), 69 (a) nichtexplodiertes Artilleriegeschoss, b) leere Flasche). Mausser 13 (= Schipper, sächs.), 14

(= Leute mit ungefährlichem Posten hinter der Front, hess.), 15 (= Soldat, der nie ins Feld kam, bair.), 51 (= Grosssprecher, der aber wohl darauf sieht, sich zuerst in Sicherheit zu bringen, pfälz.), Imme 16, 118 (= leere Flasche), 127 (= Drückeberger), 146 (= leere Wein- und Bierflaschen), Ahnert 16 (Armierungssoldaten, wegen Fehlens der Waffen). — **Blindschleiche** langsam dahinziehendes schweres Geschoss (schles.). Bergmann 10, Mausser 22 (bair.), 39 (= nichtexplodierendes Geschoss, bair.), Imme 70 (Spitzname für den, der eine Brille trägt), 137, Ahnert 115. Zu Imme 70 vgl. Ostwald 183: Blindschleiche = Bettler mit schlechten oder kranken Augen. — **Blitzkerle**. Beleg: Felde, Kriegserlebnisse 166: „Wir waren eine kleine Abteilung von „Blitzkerlen“, d. h. von Telegraphenleuten“ (aus der Liller Kriegszeitung). — **Blitzkutsche** elektrische Bahn (Lodz). — **Blaue Bohnen** Gewehrkugeln (allgemein). Horn 66, Bächtold 60 (= Patrone), Bischoff 105, Hochstetter 42 (hier auch Bohnenspritze = Maschinengewehr), Imme 115, Ahnert 103. Bohnen = Bleikugeln, Schrot schon im Rotwelsch zu Beginn des 19. Jahrh. (1814) bezeugt, vgl. Rotwelsch I 317. Horn 67 Anm. 1 führt Friedrichs des Grossen Ausspruch an: „Wollt ihr bald grobe Bohnen wieder essen?“ Gewiss ist soldatischer Ursprung für den Ausdruck „blaue Bohnen“ anzunehmen. Grimm, KHM., hg. von Friedr. von der Leyen 2, 39: „und es war grosse Gefahr und regnete blaue Bohnen“; ebendort 2, 165: „und war immer der Vorderste, wenn es blaue Bohnen regnete“. Vgl. auch E. M. Arndt, Das Lied vom Gneisenau: „Da donnert's aus Kanonen, | Da sät man blaue Bohnen, | Die nimmer Stengel treiben, | Zu Kolberg auf der Au.“ Fr. Th. Vischer, An Uhlands Geist: „Wenn er gefällig anzuschauen, | Mit grünen Bohnen uns bedenkt: | Jüngst hat er mit gegossnen blauen | Aus heissem Rohr den Feind beschenkt.“ — **Dicke Bohnen** Handgranaten (Westfront). — **Bollern** schiessen, von der Artillerie (schles.). Müller-Fraureuth I 131 (= Dröhnen von Schüssen). — **Bombenschmeisser** Artillerist (Posen). Horn 31, Bischoff 105, Imme 31. — **Brandzünder** Rotwein (Westfront). Beleg: Hegeler, Flandrische Erlebnisse 48: „Bald standen auf unserem Tisch mehrere Flaschen Rotwein, „Brandzünder“ genannt, Brot, Speck und eine Büchse mit Hummer.“ Vgl. dazu das schon im Liber Vagatorum (1510) bezeugte Wort Schurnbrant (d. h. schür den Brand) = Bier. — **Bratpfannen-**

**schieber** Sanitätssoldat (Oldenburg; aber wohl weiter verbreitet). Imme 132. — **Braunbier** Kaffee (Ostfront). In der Gauner- und Kundensprache Braunhans = Kaffee; schon 1820 hier bezeugt (Rotwelsch I 341); Ostwald 28 (als Kundenspr.) Braunhaus (Druckfehler). — **Braut** Gewehr (Ost- und Westfront). Horn 65 (Soldatenbraut), Hochst. 7, Mausser 23 und 88, Imme 115, Ahnert 103. Vgl. die folgenden Verse bei Wehrhan, Gloria, Viktoria 16:

Meine Braut ist mein Gewehr, | Ich mag jetzt keine andre mehr,  
Drum, Mädel, geh' mir aus dem Sinn, | Jetzt reisen wir nach Frankreich hin.  
Nun drückt den liebeheissen | Bräutlichen Mund von Eisen  
An eure Lippe fest, | Fluch, wer die deutsche Braut verlässt!

**Briefträger** Spitzname für das 13. Inf.-Reg. Hochstetter 65 (Torp pedomatrosen [rote Biese an der Mütze]), Imme 49 (Garde-Gren.-Reg. Nr. 5 in Spandau), 90 (= Angeber). — **Brocken** Ausrüstung (bad.). Horn 62, Imme 2, 3, 112. Brocken = Kleider auch in der Kundensprache; vgl. Gross' Archiv Bd. 59 S. 281. Ursprünglich wohl Bezeichnung für die Berliner Brockensammlung, die Heruntergekommenen gegen ein kleines Entgelt, auch umsonst, alte Sachen abgibt. Vgl. noch Ostwald 29 und L. Günther in Gross' Archiv Bd. 59 S. 267. — **Dicke Brocken** grosse Granaten (Gren.-Reg. 6; aber gewiss weiter verbreitet). Hochstetter 43 (= schwere Granatschüsse), Imme 3 und 127 (die durch die Luft fliegenden Sprengstücke der Granaten), Ahnert 111 (schwere Granaten, Granatsplitter). Vgl. auch Walter Heynen, Deutsche Rundschau, Okt. 1916, S. 118. — **Bruch** (Fliegerspr.). Horn 131 (Bruch bezeichnet etwas Schlimmes, Schlechtes), Mausser 32 (Bruch machen), Imme 36 (dgl.). Belege: Richthofen 116: „Denn so eine Landung ist meistenteils mit Bruch verbunden. Und so ein Bruch läuft nicht immer günstig ab, also — aufpassen!“ Immelmann 17, ferner 53: „Achtung! Festhalten, es gibt Bruch. . . Wir stiegen aus, um uns den Bruch anzusehen.“ Ebendorf 123: „In A. habe ich einmal, in V. zweimal Bruch gemacht, einmal davon ganz leicht.“ Bölk 55: „Er war sehr traurig, dass er Bruch gemacht hatte.“ Hingewiesen sei auf das Vorkommen des Wortes in der Kundensprache; Rotw. I 424: im Bruch sein = in der Kleidung herabgekommen sein; Gross' Archiv XII 65: Bruch, schwerer Bruch; Ostwald 29: Bruch = Not; schwer im Bruch = in grosser Not, schlechter Kleidung; im Bruch sein = in Kleidung herabgekommen

sein. Dazu Bruchkadett = Zerlumpter, Bruchstaude = zerrissenem Hemd, Bruchflebbe = zerrissenem, beschmutztem Ausweispapier. Nach Horn 131 bezeichnet Bruch „auch in der württembergischen Soldatensprache etwas Schlimmes, Schlechtes, z. B. heut ist Bruch, Bruchbande, Bruchschütze.“ Vgl. auch: „Die junge Mannschaft ist Bruch“ = taugt nicht viel (November 1914, mündlich). — **Dicke Brummer.** Horn 66 (Brummer = Geschütz), Bischoff 105 (ebenso), Hochstetter 41 (Brummer = 42-cm-Mörser), 69 (Brummer = Mörsergeschütz und Mörsergeschoss), Mausser 87 (Brummer = dicke Berta), Imme 32 (Brummer = Geschütz), 98 (Brummer = Katzenjammer), 134 (vgl. 32), 138 (Brummer = schweres Geschoss und Querschläger). Beleg: „Die Pioniere“ 24: „Und vor allem schossen die Russen zum ersten Male in diesen Tagen hier mit schwerer Artillerie. . . . Rechts und links von der Brücke schlügen die dicken Brummer oder, wie man auch sagt, die schweren Koffer ein“ (Leutnant Knaus im „Köln. Stadtanz.“). — **Bubi** ein Tankabwehrgeschütz (schles.). — **In die Bucht gehen** schlafen gehen (schles.). Müller-Fraureuth I 262 (sich in die Bucht hauen), Mausser 43 (Bucht = Gesellschaft, Gesindel; bei sächs. Unteroffizieren). Auch in der Sprache des Breslauer höheren Schülers gebräuchlich; vgl. Steinhäuser, Mutterspr. S. 19: „Bucht, n. Bett“. Aus meiner Breslauer Schülerzeit und sonst aus der Breslauer Umgangssprache kenne ich nur die Bucht. **Grosse Bude** Grosses Hauptquartier. Der Ausdruck ist mir begegnet bei Richthofen 154: „Am Abend desselben Tages klingelte es, und nichts Geringeres als das „Grosse Hauptquartier“ wünschte mich zu sprechen. Ich kam mir ganz spassig vor, so mit der „Grossen Bude“ verbunden zu sein.“ Ebd. 158: „So kamen wir am Nachmittag im Grossen Hauptquartier an, herzlich empfangen von einigen mir bekannten Kameraden, die dort in der „Grossen Bude“ zu arbeiten haben.“ — **Buddeln** schanzen (schles.). Auf das Wort bin ich auch bei Richthofen 42 gestossen: „Aber dort vorn an der Combres-Höhe buddelte alles emsig. Jeder hatte ein Grabscheit und eine Hacke und gab sich unendliche Mühe, möglichst tief in die Erde hineinzukommen.“ — **Bummratscher** französische leichte Feldgeschütze (bad.). Mausser 21 verzeichnet nur „Bumratschkanone“ = franz. 7,5-cm-Geschütz. — **Bumser** Artillerist (schles.). Hochstetter 26, Mausser 12 (= Soldat der schweren Artillerie; bair.), Imme 31.

— **Bumskopp** Artillerist (schles.; Posen und weiter verbreitet). Hochstetter 26, Imme 32 u. 102, Ahnert 20. — **Bunker** Unterstand (schles.). Ahnert 139. — **Buntspechte** Maschinengewehrleute (Westfront). — **Buttertrine** (poitrine) Brust des Pferdes (brandenb.) — **Chausseefloh** Motorradfahrer (Flandern). Hochst. 32. — **Christus zu Pferde** Feldgeistlicher (schles.). — **Collanizeug** Extrauniform (Marine), nach der Firma Collani. — **Dachdecker** Ulan (Westfront; schles.). Bergmann 17 (Die Dachdecker arbeiten = feindliches Maschinengewehrfeuer), Bischoff 105 (= Maschinengewehrabteilung), Hochstetter 26 (wie Bischoff), Mausser 18 (= feindliche Maschinengewehrtruppen; ferner: „Die Dachdecker sind wieder an der Arbeit“), Imme (zitiert Hochstetter 26), Ahnert 8 (auf Hausdächern postierte Maschinengewehre). — **Dachs** Tornister, bei den Jägern (allgemein bekannt). Vgl. Gombert a. a O. S. 4; siehe auch unter „Affe“. Horn 65, Bächtold 60, Imme 93 (Name für den, der viel schläft) und 117. Belege: Jösting, Erinnerungen 47: „Die Märsche wurden immer weiter, die „Dächse“, Brotbeutel und Patronentaschen immer beschwerter . . .“, ferner S. 52, 55, 58 usw. — **Damenschleier** Drahtverhau (Westfront). Hochstetter 34, Imme 34. — **Dardanellensuppe** Reissuppe (Oldenburg). — **Decksbauern** seemännisches Personal (Marine). — **Delikatessen werden zugeworfen** der Feind wirft mit Handgranaten (Polen). Bergmann 14, Ahnert 11. — **Dienst im Zoo.** Beleg: Hegeler, Flandrische Erlebnisse 65: „Dienst im Zoo! Jeder von uns weiss, was das heisst: Dienst bei den Gefangenen.“ — **Dienstficker** dienstlich übereifriger Soldat (schles.). Dazu: **dienstfickrig** (schles.). — **Dingi** (Seemannsspr.). Kluge, Seemannsspr. 185 (kleines Ruderboot). Belege: Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten 20 und 81: „Herrmanns, der als Hapag-Offizier besonders geeignet schien zur Prüfung der Papiere, wurde mit dem Dingi hinübergeschickt, während wir unsere Kreise schlugen.“ — **Division Kummer und Elend.** Beleg: Matthias, Kriegserinnerungen 60: Die Division Kummer hatte viel auszuhalten, . . . deshalb nannte der Soldatenhumor sie „Division Kummer und Elend“. — **Divisionsfett** Marmelade (beim Gren-Reg. 6; aber wohl weiter verbreitet). Hochstetter 54, Imme 107. — **Divisionswurst** Fesselballon (Flandern). Hochstetter 16, Mausser 31 (bair., sächs.), Imme 37. — **Doktor** Sanitätsgefreiter (Ostfront). Horn 126 (= Lazarettgehilfe).

— **Der Dollste** Bataillonsführer (bad.). — **Donnerbüchse** Gewehr (Westfront). Imme 115. — **Das Dorf** Landouzy-la-Cour. — **Drahtverhau** a) Dörrgemüse (schles.; bad.; Posen; Lille; auch von der Ostfront gemeldet). Bergmann 47, 51 (= struppiger Bart), Hochstetter 13 (einen durch den Drahtverhau ziehen = anulken), 28 (= struppiger Bart), 34 (= Damenschleier), 38 (Marke Drahtverhau (= schlechte Liebeszigarre), 55 (= Dörrgemüse), Mausser 60 (= Bart), 62 (= Fleischkonserven) und 99, Imme 45 (= Stoppelbart), 70 (wer eine Brille trägt, hat ein Drahtverhau vor Augen), 110 = a) Nudeln, b) Sauerkraut), 111 (gedörrtes Drahtverhau = Dörrgemüse). Gefr. Friedrich (von der Ostfront) schrieb mir am 17. 1. 18: „Für Dörrgemüse wird Drahtverhau gesagt, und wenn dieser Ausdruck verboten wird, so wird es Regimentsbefehl genannt.“ b) Speise von Kohlrüben und Fleisch (Flandern). — **Druck**. In einem Briefe eines meiner Gewährsmänner (bad. Regiment) heisst es: „Die Abkommandierten in der Küche sind Küchenhengste. Dieselben haben viel freie Zeit oder Druck.“ Mausser 42 (= leichter Dienst; bair.), Imme 86. — **Feiner Druck** leichter Dienst (Ostfront). — **Drücken**. Das Wort ist mir nur bei Immelmann 83 f. begegnet: „Er (der feindliche Flieger) ist etwa 1000 Meter tiefer als ich. Infolgedessen kann ich im Vorwärtsfliegen „drücken“ und komme dadurch ausserordentlich rasch näher.“ — **Druckposten** angenehmer Posten (schles.). Hochstetter 13, Imme 83. — **Druckpunkt**. Bröger, Soldat 54: „... Mittags sind doch vier Mann vom ersten Zug zurück in die Unterkunft. „Zum Postempfang!“ hat der Zugführer noch extra gesagt. — Du, dass wir zwei da nicht mit sein können. Wäre doch ein ganz feiner Druckpunkt. Pass auf, heute nacht erwischt's uns auf Sappenwache.“ — **Druckpunkt nehmen** sich drücken (bad. u. württb.). Horn 78 u. 95 (e. Schnaps trinken), Bächtold 62 (Druckpunkt fassen = ausruhen), Hochstetter 70 (a) sich drücken, b) Schnaps trinken, c) [Marine] schlafen gehen) und 75 (einen Schnaps trinken; hess.), Mausser 45 (bayr.), Imme 87. — **Dubbas** Ausdruck für die verschiedensten Gegenstände. (Unter Pionieren und Infanteristen üblich; Polen, Westfront.) Beispiele: Wie schmeckt der Dubbas (Zigarre)? Ich habe einen Dubbas (Brief) bekommen. Den Dubbas (Tornister) umschnallen. Mein Dubbas (Stiefel) ist zerrissen usw. Auch für Gewehr, Brot, Schnaps z. B. kann „Dubbas“ gebraucht werden.

Wohl Zusammenhang mit poln. Dupa = Arsch; wie man auch etwa sagt: das Dreckzeug, das Scheisszeug. — **Dum-Dum-Geschoss** Mohrrübe (Ostfront). — **Dunst** Artilleriefeuer (schles.). Mausser 93, Imme 126. — **Es gibt Dunst** vom Feinde beschossen werden (schles.). Bergmann 18 (Dunst bekommen), Mausser 37 (wie Bergmann) und 93 (Dunst bekommen, kriegen), Imme 126. — **Dunstkiepe** Helm (Posen; auch von der Ost- und Westfront sowie vom rumänischen Kriegsschauplatz mir bezeugt). Müller-Fraureuth I 265, Horn 77, Bischoff 106, Hochstetter 10, Imme 114. — **Sich durchschwindeln.** Der Ausdruck ist mir bei Rosner, Vor dem Drahtverhau, begegnet. S. 116: „Wir halten uns weiter links, schlagen e. Bogen über ein altes Kornfeld, um so der Schussrichtung der Batterie zu entgehen — uns, wie der Hauptmann meint, durch dieses Feuer „durchzuschwindeln“. Ebendorf 117: „Wohl schwimmt der Graben reichlich — aber wie hier die Dinge liegen, wird die Wahl zwischen Wasser und Feuer keinem von uns besonders schwer. . . . Doch da wir, eine Strecke weiter, wieder „an Land gehen“, liegt das Feuer hinter uns — wir haben uns „durchgeschwindelt“. — **Ehrenfett** Marmelade (Rumänien). **Eier** a) Fliegerbomben. Bergmann 45, Hochstetter 23 (Eier legen), Imme 36, 37 (Eier legen), Ahnert 40. Belege: Richthofen 58: „Wir konnten aber über dem Ding ganz ruhig herfliegen und hätten den Moment abpassen können, wo es auftauchte, um Luft zu schnappen, um unsere Eier zu legen.“ Ebendorf 81: „Wir beschäftigten uns damit, die Russen zu ärgern und legten auf ihre schönsten Bahnanlagen unsere Eier.“ b) Seeminen, Imme 42. Belege: „Deutsche Taten“, begründet von Prof. Dr. Karl Brunner, Bd. 51, Minenstreuung und Minenfang, Dresden, o. J., S. 21: „Nun ging's vollste Kraft voraus, und unser „A . . .“ hatte innerhalb zwanzig Minuten 330 Eier (Minen) gelegt.“ Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten 20: „Sehen kann man die Eier (Minen) unter Wasser doch nicht, weswegen dann sich drum bekümmern!“ c) Schalkartoffeln (Ostfront). — **Eins 0** der 1. Offizier (Abkürzung I O). — **Eisenbahnschienen mit Drahtverhau** Schnittbohnen (Lille). — **Elle** langer Säbel (Lille). Horn 116 (mit der längsten Elle, dem Spiesse, messen). — **Emil** a) (Fliegerspr.) Flugzeugführer. Hochstetter 15, Mausser 32, Imme 35. Beleg: Richthofen 58: „Dieses

schien mir als „Franz“ nicht ganz geheuer, und ich machte meinen „Emil“ darauf aufmerksam.“ b) Franzose (Westfront). Bergmann 25 (= feindlicher Schütze). — **Engelmann** Engländer [englishman] (Westfront, Marine). Kluge, Seemannsspr. 221 mit Beleg aus d. J. 1720. Hochstetter 18 (Engelmann), 49, Imme 62. Beleg: Fritz Graf, Im Torpedoboot gegen England, Berlin o. J., S. 62: „Unsere Geschützmannschaften sind sehr enttäuscht, dass die Beschiessung schon zu Ende sein soll. Sie hätten sie gern fortgesetzt, um ihr Mütchen an dem „Engelmann“ zu kühlen.“ — **Epi** Schnaps (norddeutsch). Imme 97. Beleg: Kutscher II 84 f.: „Für sämtliche alkoholischen Flüssigkeiten haben sie (die Mannschaften) den Sammelnamen „Epi“.“ — **Erbsen** Handgranaten (Westfront). Horn 67 (schwarze Erbsen = Gewehrkugeln), Imme 115 (wie Horn). — **Erbsendroschke** Mensch (Ost- und Westfront). Bergmann 46 (= Feldküche), Hochstetter 53 (= Feldküche), Imme 44 (= Feldküche). — **Erdratte** Armierungssoldat (Westfront). Bischoff 106 (= Pionier), Hochstetter 27 (= Pionier), Imme 33 (= Pionier), Ahnert 13 (= Pionier). — **Erdwurm** Pionier (schles.). — **Ins Erholungsheim kommen** auf Festung kommen (nordd.). Vgl. dazu Bächtold 62: Erholungsheim für Schwerverprüfte = Arrestlokal, Horn 120: in Erholungsurlaub gehen = in Arrest gehen. In der modernen Gaunersprache: Erholungsheim = Gefängnis; Deutsche Strafrechts-Ztg. 1916, sp. 408. — **Kleiner Esel** 7,5-cm-Granate (beim Gren.-Reg. Nr. 6). — **Eselsbatterie** Batterie, die ihre Geschütze auf Eseln heranbringt (schles.). Beleg: Kutscher II 46: „Eine grosse Knallerei setzt ein! Die berühmte Eselsbatterie uns gegenüber schießt ein paar Schrappnells.“ Ebendorf 53: „Den Reichackerkopf kann man bei Tage und bei klarem Wetter nicht begehen; die Baumaffen nehmen jeden einzelnen Mann aufs Korn, und auch die Eselsbatterie lässt nicht lange auf sich warten.“ Die Eselsbatterie wird auch **Eselspirtsche** genannt (schles., vor Verdun, Ende 1914). — **Etappenhengst** in der Etappe verwendeter Soldat (schles.). — **Etappenschwein** bedeutet dasselbe wie Etappenhengst (ziemlich allgemein). Bischoff 106, Hochstetter 31, Mausser 14, 16, Imme 23. Beleg: Richthofen 41: „Ich werde von Kämpfenden zum besseren Etappenschwein degradiert“. — **Extrabelustigung** Nachexerzieren (schles.). (Forts. im nächsten Bande.)

## Zur schlesischen Literaturgeschichtsschreibung.

Von Hans Heckel in Breslau.

Wiederholt ist in den letzten Jahren der Ruf erhoben worden nach einer Gesamtgeschichte des schlesischen Schrifttums. Ein solcher Wunsch entspringt keineswegs blosser provinzialpatriotischer Eitelkeit. Die Dichtung eines Volkes ist nicht nur einfach ein Teil der grossen Weltliteratur, der lediglich durch die Gemeinsamkeit des Sprachgewandes zu einer Einheit zusammen geschlossen wird. Sie ist vielmehr zugleich, ja vor allem Ausdruck einer durchaus eigentümlichen und von andern verschiedenen Geisteskultur, wie sie sich aus dem Gefüge einer geschichtlich gewordenen Gemeinschaft ergibt. Was für die Völker im grossen, gilt für die Glieder eines Volkes, die Stämme, im kleinen; und es gilt für die Stämme des deutschen Volkes, dem das Betonen der Stammesart gegenüber der Volksgemeinschaft von jeher eigen war, ganz besonders. Josef Nadler hat in seiner Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften den stammes geschichtlichen Gesichtspunkt in unserer Literaturentwicklung hervorzuheben und die hohe Bedeutung aufzuweisen gesucht, der ihm für das Werden des grossen Ganzen zukommt. Dieser Gesichtspunkt, für die allgemeine Literaturgeschichte eines Volkes einer unter vielen, wird für die Darstellung des Schrifttums eines Stammes wesentlich. Für den deutschen Osten kommt ein weiterer wichtiger Umstand hinzu. Die Geschichte des schlesischen Geisteslebens ist zugleich die Geschichte der Bildung eines neuen Volksstammes. Die deutschen Ansiedler des ursprünglich slavischen Landes haben die eingeborene Bevölkerung in sich aufgenommen und mit deutschem Geiste durchdrungen; man darf also trotz des überwiegend deutschen Grundzuges der östlichen Grenzmark doch von einer eigentümlichen Mischkultur reden. Es handelt sich demnach bei der Literaturgeschichte eines Sondergebietes wie Schlesien um eine ganz bestimmte Eigenaufgabe.

Erst in neuester Zeit ist man sich voll bewusst geworden, welche Bedeutung der Stammesart für die geistige Entwicklung zukommt. So ist es nur natürlich, dass dieser Gedanke für die schlesische Literaturgeschichtsschreibung, die ja seit Kahlert nur in Einzelheiten weitergefördert wurde, erst in sehr bescheidenem

Masse fruchtbar geworden ist. Was wir vor Kahlert haben, hat sich zu fortlaufender Darstellung geistiger Zusammenhänge überhaupt kaum erhoben. Die älteren lateinischen und deutschen Werke sind in der Hauptsache Sammlungen von Notizen über Leben und Werke namhafter Dichter und Gelehrten, entsprungen aus dem Wunsche, den geistigen Reichtum Schlesiens im hellsten Glanze erstrahlen zu lassen. Hierher gehören u. a. Joh. Chr. Kunkel, *De Silesiorum in Poesi praestantia* (1694); Joh. Henr. Cunradus, *Silesia togata* (1706); Martinus Hancke, *De Silesiis eruditis indigenis* (1702/7); Sigism. Johnius, *Parnassus Silesiacus* (1728/29). Und auch als, nach dem geistigen Tiefstande Schlesiens im 18. Jahrhundert, wieder das Bedürfnis rege wurde, sich über die schriftstellerischen Leistungen des einstigen Dichterlandes unter den deutschen Landschaften Rechenschaft abzulegen, kam man nicht wesentlich weiter. Die literargeschichtlichen Aufsätze Mansos und Fülleborns, Streits Alphabetisches Verzeichnis aller im Jahre 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller, Schummels Breslauer Almanach auf 1801, des Joh. Georg Thomas preisgekröntes Handbuch der Literaturgeschichte Schlesiens von 1824 (ein wahres Muster von Systemlosigkeit und Verworrenheit), Hoffmanns von Fallersleben Angaben in seiner Monatsschrift von und für Schlesien (1829), Nowacks Schlesisches Schriftstellerlexikon (1836/43) — das alles sind nur Materialsammlungen; ihr Zweck ist, das „Ausland“ (d. h. nach damaligem schlesischem Sprachgebrauch das übrige Deutschland), das Schlesien ein wenig von oben herab als geistig zurückgeblieben behandelte, über die geistige Leistung des Landes aufzuklären. Aber der Vorwurf war nur allzu berechtigt. An dem grossen Aufschwung der deutschen Dichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist Schlesien völlig unbeteiligt, und jene eifrigen Verteidiger ihrer Heimat konnten bei ihren Zusammenstellungen lebender Schriftsteller nur eine lange Liste von Namen liefern, unter denen sich kaum der eine oder andere über die dürftigste Mittelmässigkeit erhob. August Kahlert sah sich 1835 schon in wesentlich günstigerer Lage, als er seine Schrift „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie“ veröffentlichte. Es ist eine durchaus ernst zu nehmende Arbeit, die auch für die Folge grundlegend geblieben ist; mit sorgfältigen Quellennachweisen und anziehend geschrieben. Auch was die Bedeutung der Stammes-

art für das Geistesleben angeht, scheint Kahlert ziemlich klar gesehen zu haben. In der Einleitung rechtfertigt er sein Verfahren, nicht nur die Dichter und Schriftsteller aufzunehmen, die in Schlesien gewirkt haben, sondern auch die im Lande geborenen, die später in der Ferne ihre Werke schufen. Er begründet das damit, dass Abstammung und Herkunft nicht minder folgenreich für die geistige Entwicklung eines Menschen seien als der Einfluss der Umgebung.

Kahlert wollte nur einen Grundriss liefern für den künftigen Geschichtsschreiber schlesischer Dichtung. Der Erwartete kam aber nicht, und so muss man auch heute noch auf Kahlert zurückgreifen, trotzdem das für seine Zeit mustergültige Büchlein inzwischen natürlich an allen Ecken und Enden von der Forschung überholt ist. In der Folge erfuhr die schlesische Literaturforschung überhaupt keine systematische Pflege mehr. Die deutsche Philologie an der Breslauer Hochschule wandte sich seit Weinhold immer mehr von der schlesischen Literaturgeschichte ab und bebaute dafür um so eifriger das Gebiet der eigentlichen Volkskunde. Die beiden kleineren Gesamtdarstellungen der schlesischen Literaturgeschichte von Hermann Jantzen (in der Festgabe des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1903) und von Max Koch (in der Schlesischen Landeskunde von Frech-Kampers 1913) sahen sich durch den Zweck der Veröffentlichung in ihrem Umfang aufs äusserste beschränkt und mussten daher ihre Aufgabe vor allem darin sehen, Kahlert nach der neuesten Zeit zu ergänzen. Für einzelne Gebiete, Glatz (1910), Neisse (1913) und Oberschlesien (1918) hat Paul Klemenz ein manches Neue aus älteren Quellen bringendes Bild des Gesamtverlaufs gegeben. An Einzeldarstellungen fehlt es ja nicht; die in den Breslauer Beiträgen zur vergleichenden Literaturgeschichte vereinigten Arbeiten des Kochschen Seminars enthalten zahlreiche Untersuchungen dieser Art. Sie behandeln aber entweder Erscheinungen der schlesischen Blütezeit, der sogenannten schlesischen Dichterschulen, oder die neueste Entwicklung vom Ausgange des 18. Jahrhunderts an. Dagegen sind die älteren Zeugnisse des schlesischen Schrifttums, sowohl die ersten Anfänge wie der in Schlesien zu hoher Blüte gelangte Humanismus, ziemlich stiefmütterlich behandelt worden. Gerade hier aber liegen die eigentlichen Probleme.

Die gewohnte Darstellung der Frühzeit ist einseitig und daher irreführend. Man nahm die ältesten vorliegenden Denkmäler deutscher Poesie in Schlesien, reihte sie aneinander und fügte so mit einfacher Selbstverständlichkeit Schlesien der grossen deutschen Literaturentwicklung ein, ohne sich über die Grundfragen des ganzen Werdens Rechenschaft abzulegen. Das Ergebnis war dann etwa dies: seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist die höfische und geistliche Dichtung in Schlesien mit mehreren zum Teil recht ansehnlichen Werken vertreten, und damit fängt die deutsche Poesie in Schlesien an. So einfach liegen die Dinge aber durchaus nicht. Erstens einmal: die wichtigsten Dichtungen, um die es sich hier handelt, die dem Herzog Heinrich IV. zugeschriebenen beiden Minnelieder, der Borte des Dietrich von der Glezze, der in Wien entstandene Krüziger des aus Frankenstein stammenden Mönches Johannes, die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig von Thüringen und der sogenannte Wiener Oswald — diese alle sind zum Teil noch sehr umstritten, und manche gewichtige Fragen harren noch der Lösung. Zwar ist die schlesische Herkunft der Bortedichtung nach der Dissertation von Otto Richard Meyer (Heidelberg 1915) nun wohl ziemlich gewiss geworden. Dafür aber ist der Dichterruhm des Herzogs Heinrich, auf den Schlesien so stolz war, durch die Untersuchungen Konrad Wutkes ernstlich in Frage gestellt (vgl. Wutkes Aufsatz Der Minnesänger Heinrich von Pressela in der bisherigen Beurteilung, Zeitschrift des Vereins f. Gesch. Schlesiens, 56. Band, Breslau 1922). Soviel ist sicher, dass die Zuverlässigkeit der grossen Heidelberger Liederhandschrift als erschüttert gelten darf, soweit die Verfasseraangaben fürstlicher Dichter in Frage kommen; ein einwandfreies Zeugnis für die Verfasserschaft Herzog Heinrichs kann sie jedenfalls nicht bieten. Weiter wird man allerdings kaum gehen können. Die Piasten haben nicht nur aus volkswirtschaftlichen Gründen die deutsche Besiedelung gefördert; sie haben auch durch wiederholte Eheschliessungen mit deutschen Fürstentöchtern, durch deutsche Erziehung einzelner ihrer Mitglieder eine bewusste Annäherung an die westliche Kultur gezeigt, und ihre Freigebigkeit gegen deutsche fahrende Sänger ist uns von diesen wiederholt bezeugt. So scheint mir die Möglichkeit, dass ein begabter Fürst dieses Stammes sich in der Sprache des bewunderten Nachbar-

volkes als Dichter versucht habe, trotz Wutkes Bedenken durchaus gegeben. Um klar zu sehen, müssten wir über die kulturellen Verhältnisse am Piastenhofe im einzelnen genauer Bescheid wissen, als es heute der Fall ist. G. Baeseckes Hypothese endlich von dem Musenhofe Bolkos II. von Münsterberg (in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Wiener Oswald, Heidelberg 1912), die die meisten der genannten Dichtungen in einen geistigen und kulturellen Zusammenhang bringen würde, hat zweifellos viel Bestechendes. Aber bei näherem Zusehen erweist sie sich doch als eine etwas gewaltsame Konstruktion, gegen die sich gewichtige Bedenken erheben. B. wirft nicht nur Bolko von Münsterberg mit seinem gleichnamigen und gleichzeitigen Schweidnitzer Vetter zusammen, sondern datiert auch seiner Hypothese zuliebe ziemlich kühn.

Abgesehen aber von all diesem erhebt sich eine Frage von grosser Tragweite: sind denn alle diese Dichtungen als schlesische zu bezeichnen im Sinne eines aus der neu sich bildenden Stammesgemeinschaft geborenen Kunstschaaffens? Man wird hierauf schwerlich mit Ja antworten können. Die höfische Dichtung Schlesiens ist Übernahme einer im Mutterlande gepflegten Kunstübung, von einzelnen fürstlichen Göntern angeregt und gefördert, die deutsche Bildung genossen hatten, fahrende Sänger gern an ihrem Hofe sahen und danach strebten, sich mit dem Glanze des Kunstmfreundes zu umgeben. So ist diese Poesie nur als Ausstrahlung einer internationalen Hofkunst zu betrachten, der keinerlei stammestümliche Besonderheit zukommt. Die deutschen Ansiedler Schlesiens hatten noch zu sehr damit zu tun, die Wälder auszuroden und das Land urbar zu machen, als dass sie sich schöngestigten Bestrebungen hätten hingeben können. Mit Bolkos Tode erlischt denn auch diese Hofkunst spurlos; ein künstliches Fremdgewächs, weil sie nur einer dünnen Oberschicht zugehörte und noch kein kulturell in sich geschlossenes Bürgertum vorhanden war, um die ritterliche Dichtung nach seiner Weise weiter zu entwickeln wie im deutschen Westen und Süden.

Als erste Träger schlesisch-deutschen Geisteslebens, das dann allmählich immer weitere Kreise erfasste, erscheinen vielmehr durchaus die Klöster. Manches unscheinbare geistliche deutsche Lied, die ersten deutschen Predigten, Traktate und Gebete gewinnen in diesem Zusammenhange eine hohe Bedeutung,

indem sie die ersten Zeugnisse geistigen Lebens in der neuen Volksgemeinschaft darstellen. Hier erhebt sich die Aufgabe, Licht zu bringen in den Vorgang, wie neben diese ersten Geisteserzeugnisse der aus dem alten Deutschland eingewanderten Mönche nun die Einflüsse des in Böhmen unter Karl IV. und seinem Kanzler Johann von Neumarkt aufblühenden deutschen Frühhumanismus treten, die Wirksamkeit der humanistischen Zentren in Prag, Olmütz und auch im polnischen Krakau zu erforschen. Die ungewöhnliche Bedeutung dieser ostdeutschen Kulturbewegung ist erst durch die grundlegenden Forschungen Konrad Burdachs und seiner Mitarbeiter in ihrer vollen Tragweite deutlich geworden. Für Schlesien bilden die in diesen Arbeitszusammenhang gehörenden Veröffentlichungen von Josef Klapper den fast einzigen Versuch, in die Frühzeit des schlesischen deutschen Schrifttums einzudringen, soweit dieses abseits des höfischen Kulturkreises liegt. Hier stehen wir erst in den ersten Anfängen. Grundlegende Fragen sind noch ungeklärt, und es wird der Arbeit von Jahrzehnten bedürfen, ehe sich endgültige Ergebnisse gewinnen lassen. Es sei z. B. nur daran erinnert, dass allein die Breslauer Universitätsbibliothek an 3000 Handschriften aufweist, die erst jetzt in zureichender Weise katalogisiert werden, eine Arbeit, die noch Jahre in Anspruch nehmen wird. Diese Handschriften müssen erst ausgewertet werden, und dazu gehört auch, festzustellen, welche Werke und Schriftsteller in den einzelnen Zeitabschnitten abgeschrieben und gelesen wurden; denn auch dies ist für den Stand der geistigen Bildung, für die vorherrschenden Anschauungen entscheidend. Literaturgeschichte ist nun einmal Bildungsgeschichte; ohne das Verständnis der grossen geistigen Strömungen ist auch das Verständnis der poetischen Schöpfungen aussichtslos und muss ihre Darstellung Stückwerk und innerlich unverbundenes Nebeneinander bleiben.

Nicht besser steht es mit dem Schrifttum des eigentlichen Humanismus selbst. Hier hat es auf die Forschung hemmend eingewirkt, dass die humanistische Literatur vor Opitz im wesentlichen in lateinischer Sprache abgefasst ist. Im Gegensatz zu den Werken früherer Jahrhunderte ist diese lateinische Literatur des Humanismus von der Forschung allzulange ungebührlich vernachlässigt worden; von Schlesien gilt das ganz besonders. Sie

gehört aber unbedingt in den Rahmen des deutschen Schrifttums hinein: sie ist von Deutschen für Deutsche geschrieben, wenn auch nur für den engen Kreis der gelehrten Welt; die fremde Sprache ist nur eine zeitbedingte Zufälligkeit. Auch hier ist auf Jahrzehnte hinaus noch Arbeit für viele Köpfe, und die alte Philologie könnte hier ein fruchtbare Tätigkeitsgebiet in schwesterlichem Zusammenarbeiten mit der deutschen Literaturforschung finden. Für Schlesien haben wir fast nur die Arbeiten von Gustav Bauch. Sie beschränken sich auf einen kleinen Ausschnitt: auf die Zeit, während der sich der von Wien ausgehende Späthumanismus durchsetzt, dessen Bahnbrecher Konrad Celtes gewesen ist. Dann aber hatte Bauch bei der völligen Vernachlässigung des von ihm bearbeiteten Gebietes zunächst die unsäglich mühevolle Arbeit zu leisten, durch eingehende Vergleichung von Universitätsmatrikeln, von Briefsammlungen usw. geschlossene Lebensbilder der beteiligten Persönlichkeiten zu liefern. Darüber ist ihr Schaffen selbst, der Inhalt ihrer Schriften, noch nicht zu seinem Rechte gelangt.

Für das Werden der deutschen Geisteskultur in Schlesien ergeben sich somit drei auf verschiedene Bildungsschichten gestützte Entwicklungsstufen: 1. die aus dem Mutterlande übernommene höfische Dichtung; sie ist noch Angelegenheit einer zahlenmäßig schwachen Oberschicht und erlischt, ohne Nachwirkungen zu hinterlassen; 2. die klösterliche Geistesentwicklung, in ihren deutschen Zeugnissen bedeutsam für die deutsche Volksfrömmigkeit des Landes; sie ist rein theologisch und wird schliesslich vom Humanismus befruchtet. Infolge der humanistischen Bildungseinflüsse erwächst endlich 3. ein die Oberschicht des Bürgertums umfassender Gelehrtenstand, der sich auf den neugegründeten Hochschulen seine Bildung holt und für die spätere geistige Entwicklung die Grundlage abgibt. Am Beginne der Neuzeit ist das Bürgertum als Gesamtheit bereits so weit erstarkt, dass es selbständig auf den Plan tritt und sich an dem ausgehenden Meistergesange nicht unerheblich beteiligt.

Von Opitz an wird der Stand der Dinge besser; hier ist eifrig gearbeitet worden, wenn auch noch viel zu tun bleibt. Zwar ist auch noch das 18. Jahrhundert, etwa seit dem Tode Günthers, von der Forschung wenig angebaut worden; doch sind

hier, bei der reichen Menge des zur Verfügung stehenden Stoffes, die Schwierigkeiten unvergleichlich geringer als bei der Frühzeit.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass eine zusammenfassende Behandlung des schlesischen Schrifttums noch darauf verzichten muss, schon jetzt eine endgültige und abschliessende Darstellung des Gesamtverlaufs zu geben. Namentlich was die Frühzeit angeht, wird sie noch manche wichtige Frage in der Schwebe lassen müssen. Notwendig bleibt sie trotzdem: es ist hohe Zeit, dass die Ergebnisse der Einzelforschung seit Kahlert zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet und die Grundlinien des inzwischen entscheidend veränderten Bildes neu gezogen werden. Es kann kein Zweifel sein, dass sich hieraus mannigfache neue Gesichtspunkte ergeben müssen, die ihrerseits wieder auf die Einzelforschung wegweisend und befruchtend wirken können. Freilich wird sich der Versuch, auf der Grundlage der Einzelergebnisse ein neues Bild einheitlichen Werdens aufzuzeigen, über seinen zum Teil nur hypothetischen Wert von vornherein klar sein müssen.

---

## Proben zu einem Günther-Wörterbuche.

Zum 200 jährigen Todestage des Dichters.

Von Bernhart Maydorn in Berlin-Steglitz.

Der Striegauer Dichter Christian Günther (1695—1723) ist nach einer kurzen Zeit weitverbreiteten Poetenruhmes immer mehr in Vergessenheit geraten. Und wer dann noch von ihm wusste, stand unter dem Einflusse des ebenso einseitig-zugespitzten wie missverstandenen Urteiles von Gottsched und Goethe, das nicht zu einer regeren Beschäftigung mit ihm anlockte. Erst in den letzten Jahrzehnten hat er wieder mehr Beachtung gefunden. Die urkundlichen Forschungen von Kalbeck, Litzmann, Wittig, Enders und Hoffmann haben in die Hinterlassenschaft des Dichters und in seine persönlichen Verhältnisse tiefer hineingeleuchtet, ihm seine feste bedeutsame Stelle in der Entwicklung des vorklassischen deutschen Schrifttums gesichert. Wenn er trotzdem auch durch die bequemen neueren Ausgaben (Litzmann 1879, v. Scholz 1902, Hoffmann 1912, Höfer) noch nicht weiter in die deutsche Lesegemeinde eingedrungen ist, so liegt das in erster Reihe mit an dem Abstande, der uns heute, nach 200 Jahren, von ihm

trennt. Dieser Abstand ist zwar nicht so gross, dass wir einer völligen Umdeutung oder Übersetzung bedürften, andererseits aber doch wieder gross genug, dass in Sprache und Gedanken dem richtigen Verständnisse mancherlei Dunkelheiten entgegenstehen, die zugleich die Anteilnahme und die Freude an den Dichtungen beeinträchtigen.

Hiergegen hilft nur der Versuch einer genauen Erläuterung, die alle Schwierigkeiten des Verständnisses zu beseitigen und das geschichtlich Wertvolle, das vielfach gerade in ihnen liegt, zu beleuchten sucht. Gerade jetzt, wo wir uns rüsten, das 200 jährige Gedächtnis von Günthers Todestage (15. März 1723) zu begehen, wird ein solcher Versuch am Platze sein, und der Verfasser dieser Proben darf sich dazu für berufen halten, weil er aus dem Heimatskreise des Dichters stammt.

Die Sprache Günthers unterscheidet sich von der heutigen besonders dadurch, dass Wortsinn und -gebrauch sich seit seinen Tagen verändert haben, und dass er in seiner frischen und kraftvollen Ausdrucksweise manche provinziellen, mundartlichen Ausdrücke anwendet. Ausser diesen bedürfen die zahlreichen örtlichen und persönlichen Beziehungen der Aufklärung, die von einzelnen Stücken geradezu den Hauptgegenstand abgeben und seine Dichtung mit den Jahren immer mehr zu natürlicherer Erlebnisdichtung gestalten. Endlich drittens stehen die ausgesprochenen Gedanken so fest in den gesellschaftlichen Zuständen und den geistigen Strebungen der Zeit, dass ohne Erläuterung vielfach das Beste am Verständnisse verloren geht.

Was bisher zur Aufhellung<sup>1)</sup> geleistet ist, ist immer noch nicht erschöpfend, steht zerstreut in Einzelschriften und lässt sich in kulturgeschichtlicher Richtung vielfach ergänzen. Hierzu soll die folgende Probe eines Güntherwörterbuches beitragen, das Worte mit beachtenswerter Bedeutung aus Günthers Werken erläutert und auch den vielen Spuren volkstümlichen Brauches nachgeht und damit für manche volksmässige Sitte neues Zeugnis beibringt.

<sup>1)</sup> Sprachliches bei Groschupp, „Die Sprache J. Chr. G.s“, Diss. Leipzig o. J.; Literargeschichtliches und Volktümliches bei Volkmann, „J. Chr. G. im Rahmen seiner Zeit“, Berlin 1907, und bei Stelzmann, „Die psychologischen Grundlagen der Volkstümlichkeit“, Köln 1920, Persönliches und Örtliches bei Kalbeck, Litzmann, Wittig, Enders und A. Hoffmann.

Abkürzungen: H, Z, E, U = Haupt-, Zeit-, Eigenschafts-, Umstands-  
wort; m, w, s = männlich, weiblich, sächlich; ahd, mhd, nhd = alt-, mittel-,  
neuhochdeutsch, nd = niederdeutsch. DW = Deutsches Wörterb. der Brüder  
Grimm; Whd = Weinhold, Beiträge zu einem schles. Wörterb., Wien 1853;  
Drechsler = P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien, 2 Bde.,  
Leipzig 1903–6; Kühnau = R. Kühnau, Schles. Sagen, 4 Bde., Leipzig 1910–  
13; Rüb. = Rübezahl, Schles. Provinzialblätter, neue Folge, Breslau 1862 ff.  
Die Beispiele aus Günthers Werken sind nach der Ausgabe von 1746 angeführt.

**Achsel.** H w in der Redensart über Achsel speien oder spucken, alter abergläubischer Gebrauch. G 853 Hinkt das Gleichnis, so gedenke: Verse brechen oft ein Bein, | Wenn der Jungfern Zaubereien dreimal über Achsel spein. G 940 Wer uns von vorne grüsst und lecket, der spuckt uns über Achseln nach. Spucken ist in schles. Volksbräuchen ein Mittel zur Abwehr böser Mächte „Wenn man in einen Wirbelwind gerät (im Wirbelwind dreht sich eine alte Hexe herum, Drechsler II S. 152), spuckt man abgewendet dreimal aus, oft mit den Worten: Pfui, alte Sau (Hexe)!“ Ist einem etwas ins Auge gefallen, so spuckt er mit zugedrücktem Auge dreimal über die Achsel (Drechsler II 280, 281, 296). G. meint also die Feindseligkeit, die ihn und seine Verse als boshaft Geister ansieht und behandelt. — **Aglander.** H w Elster. G 467 Bald schwatzt sie wie das Maul der artigsten Aglander. Näheres über die Wortform vgl. Whd S. 5 b, 80 b, vor allem auch Bruinier, Zeitschr. für vergl. Sprachforschg. 34, 345 ff. In Schlesien heisst es, dass man sprachgewandt wird, wenn man von einer alten Schalasterzunge isst u. a. m. (Drechsler II 267, 199). — **anwacken** Z. G 514 Die Unschuld anzuwacken, . . . ist seine ganze Kunst und müss'ges Fleissigsein. Die Strophe (Nr. 13 des berühmten Gedichtes „Apollo ein Patient“ G 511) ist gegen den Schweidnitzer Vielwisser und Vielschreiber Th. Krause gerichtet, dem G wiederholt boshaft Verleumdungssucht und heimtückisches Splitterrichtertum vorwirft. Dazu passt der Ausdruck anwacken, der hier wohl „ins Wankenbringen, schädigen“ meint, vgl. DW XIII 215 (labefacere Maaler 840 a). — **bald** U. Die schriftdeutsche Bedeutung: „in kurzer Frist, in wenig Zeit“, die auch im schlesischen bale „sogleich“ lebendig ist, erklärt auch den mehrfachen Gebrauch bei G, z. B. G 542 Und Sterne kennt man nicht bald aus dem ersten Scheine. G 280 Ich dörftet dich bald töricht nennen. G 461 Ich aber dörftet sie dir bald mit Recht versagen. — **bange** E, U beängstigt, beklemmendes Gefühl habend, alte schon md Zusammenziehung aus be-ange = ahd. ango. Das Wort ist also ursprünglich nur U, so noch bei Luther, wird aber dann, auf hochdeutschem Gebiete zuerst von den Schlesiern, als E gebraucht. G hat es nur in der Verbindung bange tun = wehe tun. G 680 Wirf nun, betrübtes Haus, dies was dir bange tut, | Mit deiner Leich' ins Grab. G 972 Vielleicht und gar gewiss tut ihm der Abschied bange. G 907 Die Ruten tun dem Fleische bange. G 89 Die Spötter tun mir freilich bange. — **Bärenhäuter** H m Faulenzer, Nichtstuer. Der Schlesier sagt dafür sonst auch: „Nischteguts“. Einer der „auf der Bärenhaut liegt“. Die Bärenhaut galt im 15. Jahrhundert als Ausrüstung für einen Kriegszug in fremdes Land, daher der Bärenhäuter

einer, der ein müssiges Lagerleben führt, oder auch ein Landsknecht, der, nicht angeworben, zurzeit ohne Beschäftigung herumliegt. G 163 Hier satzt es nichts als Bärenhäuter (im Studentenquartier). G 167 Du Bärenhäuter (als Schelwort). — **bauen** Z in der Redensart: das Elend bauen = bewohnen, wie mhd daz lant büwen. Demnach heisst das Elend bauen: in der Fremde wohnen, sich aufhalten (s. Elend). — **beissen** Z „schelten, schimpfen“ noch heute im Schlesischen gang und gäbe, namentlich von bösen Weibern heisst es, dass sie immer „beissen“. So sagt G 493 von der Zwietracht: sie zankt' und biss fast durch den ganzen Weg. Im Neuen Testament gibt Gal. 5, 15 „So ihr euch aber untereinander beisset“, d. h. „zanket“, das *ἀκριβεῖτε* des griech. Textes wieder. — **Bitte.** Die siebente Bitte des Vaterunsers: „Erlöse uns von dem Übel“. G 451 Sarrantens Klapperwerk (das unermüdliche Mundwerk des Weibes) gehört zur letzten Bitte. Vgl. Hippel (Lebensläufe, herausg. von Öttingen, Leipzig, 3. A. 1893, S. 387): „Ein politisches Weib ist wahrlich das Unaussichtlichste unter allem aus der siebenten Bitte“, s. auch Litanei. — **Böszt** H w echtschlesische Zusammenziehung von hd Bosheit, aber in dem Sinne: das Bösesein, Erbosstsein, der Ärger, Zorn, die Wut. Whd S. 11 b. Die Vorliebe Gs für das häufig vorkommende Z erbosen und erbost sein, berechtigt dazu, dieses Hauptwort an einer offenbar verderbten und sonst nicht verständlichen Stelle für „Lust“ einzusetzen. G 579 Es fesselt mich kein Zwang gemeiner Sittenlehren, | Ich seh der Sachen Lauf mit andern Augen an | Und glaube sonder „Lust“ den Satz mit anzuhören, | Dass zweimal fünfe zehn und Narren glücklich sein Böszt ist offenbar auch an einer anderen Stelle einzusetzen, wo die Ausgaben die Form Bosheit haben (G<sup>4</sup> 425, G<sup>8</sup> 826), wo aber das Versmass ein einsilbiges Wort verlangt: Dass jener Narr aus blinder Bosheit ein Weib und Vieh vor eins erklärt. — **Brautsuppe** H w. Das erste Gericht beim Hochzeitsmahle, eine Suppe mit Erbsen oder anderwärts eine Biersuppe mit Rosinen, mit deren Genusse allerlei Volksglauben und Gebräuche verbunden sind (vgl. Drechsler I 266). Dann auch für das Hochzeitsmahl und für die Hochzeitsfeier überhaupt gebraucht. G 600 Man soll, ich weiss es wohl, die Brautsupp' oft besingen, | Doch hat sie sonst kein Fett, so wird mein magres Blatt | Den Gästen deiner Lust nicht heiss're Kohlen bringen, | Dieweil mein Pegasus kein gutes Futter hat. In anderen Gegenden wird die Brautsuppe, eine Nudelsuppe, den „Jungferndienern“ (= Brautführern), altem Brauche gemäss, vor der Trauung aufgetischt. S. „Wir Schlesier“ III 3 b. — **Brett** H s = Sitz, in der Redensart: ans Brett kommen oder bringen, am Brett sein soviel wie: Ehrensitz, Ehrenplatz, Amt und Würde. In älterer Zeit waren die Sitze, auch der Vornehmen, einfach aus Brettern gezimmert (DW 2 374). Von daher hat sich die verengerte Bedeutung der Redensart: „in die Höhe, zu Ehren und Ansehen kommen“ formelhaft bis ins 19. Jahrhundet erhalten. F. Th. Vischer, Auch Einer, Volksausg. S. 351: „wenn dann gegen wildes Unmass die Gewalt wieder ans Brett kommt, . . .“ Der Prosa und Dichtung des Barock-Zeitalters im 16. und 17. Jahrhundert ist die Wendung ganz geläufig, auch den Schlesiern. G braucht es im Sinne von „in die Höhe, zu Ansehen kommen“, z. B. durch Heirat, in ein Amt usw. G 445 Er sucht ein hoch Geschlecht, um

an das Brett zu kommen. G 445 . . . Ja kommt auch unter allen | Ein Mädchen ohne Geld bisweilen an das Bret . . . G 485 War wo ein Ignorant, den seines Junkers Macht | Mit samt der Kammermagd geschwind ans Bret gebracht, . . . G 472 Wie mancher ist ein Narr . . . | Und kommt gleichwohl ans Bret, so tumm er angefangen. G 866 Hätten Ehrsucht, Geiz und List die Begierden eingenommen, | Vor wie vielen wärest du da und dort ans Bret gekommen. G 1123 Um nur das Volk in Furcht und sich ins Bret zu setzen. G 989 Wie hör ich? Ist auch der bei ihr so hoch am Brete. Im Schles. ist Länge in Ein- und Mehrzahl die Regel: brät, bräter oder bräter. Reim auf verdreht G 445, Geräte 989 erweist die Dehnung. — **einbinden** Z nach alter, auch in Schlesien herkömmlicher Sitte: dem Taufkinde ein Patengeschenk in das Taufbettchen stecken. Dieses „Eingebinde“ oder „Patengröschen“ war meist Geld, entweder ein neues, blankes Stück oder doch sauber gewaschen und geputzt. Der Ausdruck wird dann aber auch auf andere und auf anders dargereichte Patengeschenke angewandt. (Drechsler I 189, 191.) G 588 Die Leier, so mir selbst der Phöbus eingebunden. G 1167 Der grossen Mutter tapfre Kunst | Weiss diese Lehren schon dir besser einzubinden. — **Elend** H s eig. „fremdes Land“ ahd elienti. Verengt erscheint der Sinn, in der Zeit religiöser Vertiefung nach der Reformation, indem das irdische Jammerleben gegenüber dem Zustand im Paradiese und in der Ewigkeit als „Elend“ bezeichnet wird. Das Elend bauen d. h. das irdische Jammertal bewohnen (s. bauen), bei frühnhd Schriftstellern häufig, im Gegensatze dazu auch: das Elend räumen = aus der Welt scheiden, sterben (DW 3, 407). G hat die Redensart aus dem Wortschatze der halbfürmnelnden, halbschlüpfrigen Dichtung seiner Zeit übernommen. Der von ihm zuerst gern nachgeahmte Hunold-Menantes schreibt z. B.: Mit meinem Ehgemahl muss ich das Elend bauen (1, 184). Auch bei G ist die erste Bedeutung, wohnen in der Fremde, Verbannung, noch lebendig, im „Theodosius“: G 1012/3 Sie sterbe — doch — nur ja — mir kommt was andres ein, | Sie mag das Elend baun und unsren Hof verlassen, sagt der Kaiser (3, 5) von seiner verstoßenen Gemahlin. Auch später noch braucht G den Ausdruck ohne religiöse Färbung für ein kümmerliches Leben. G 625 Ich habe schon genug, bringt mich nur Gott zur Ruh, | Dass ich mit dir, mein Kind, dies Elend bauen könne. G 579 Indessen, weil ich noch mein nasses Elend bauen | Und durch viel Kreuz und Not mein Leben schleppen muss. G 784 Jedoch, wer fragt nach dem, wenn nur die treue Braut Das Elend dieser Zeit mit uns verträglich baut. Nur einmal ist die Redensart deutlich religiös: G 74 So will ich dir mit treuem Herzen | Die ganze Lebenszeit vertraun—Und als ein Christ mit klugem Scherzen | Das Elend dieses Lebens baun. — **erbösen** 1) böse, zornig werden; davon erböst, wofür in der engeren Heimat Gs meistens verböst gesagt wird. So: erböst sein G 77, 414, 710, 980, 1025, 1159. In der Stelle N° 236 ist „erbosst“ eine Textverderbnis für „verhasst“. Das werte Schlesien ist meinem Musenorden | Teils durch der Pfaffen Groll, teils durch der Missgunst List, | So ängstlich, so erbost und so zum Abscheu worden, | Als einem Isaschar der beste Frischling ist. Das richtige, hierher allein passende „verhasst“ hat die Parallelfassung

G \* 1122. Ebenso steht in der 6. Aufl. (Straube) S. 502 verhasst gegenüber S. 503 erbost. 2) böse, zornig machen; z. B. G 928 sie will dich erbossem (vgl. DW III 734); auch reflexiv, G 203, 495, 668. Das s ist eigentlich stimmlos, dann aber im Schles. zwischen Vokalen stimmhaft geworden. — **Finkeljochem** H m Branntwein geringster Sorte; aus der Gaunersprache, dem Rotwälischen; jochem ist, wohl mit Anlehnung an den Namen Joachim, aus hebr. *jajin* „Wein“ verderbt. Finkel gehört zu rotwelsch finkeln fünkeln „brennen“ (< Funke). Im Schles. ist finkeln und fünkeln = hd. funkeln. Whd S. 24 a. G 945 . . . harten Pompernickel . . . , den bloss das Musquetier-Geschlechte in Finkeljochem riechen kann. G 467 Wenn Evens Näscherei und ihrer Tochter Kuss nach Finkeljochem stinkt. — **fennen** Z mit verzogenem Munde weinen, im Schles. überhaupt: weinen. Whd S. 22 a. ahd flannen den Mund verziehen, vgl. mhd. *vlans* und nhd. *Flunsch*. G 405 So lass ich mich darum in keine Tränen ein | Und mag darüber nicht ein Flenne-Balzer sein. Balzer (= Baltasar) hierbei als typischer Name wie sonst Hans und Michel, auch Barthel: Faselhans, Tapermichel, Saubarthel Whd S. 7 b verzeichnet noch die Ausdrücke: Engelbalzer, Blökabalzer (DW 1 1095) und Plischebalzer (aus Gomolke). S. 54 a auch Flenn-Liese. — **Fontange** H w Haarputz der Frauen, als Gegenstück zur Allongeperücke der Männer, modisch von 1660—1715, benannt nach der Herzogin von Fontanges, einer Geliebten Ludwigs XIV. — **Funze** H w schlecht brennendes, geringes Licht oder Lämpchen, Whd S. 24 b, sonst im östl. Mittel- und Süddeutschland Funse, Norddeutschland Funsel. Ein Wörterbuch vom Jahre 1632 (Kilian Dufflaeus = Kiel aus Düffel Etymologicum teutonicae linguae) hat die Wortform voncksel Zunder Zündstoff. Im bayrischen steht dazu: funkezen funkezen = funkeln. Das Wort ist also von Funke abgeleitet: Funkeze > Funkze > Funze, ebenso wie Blitz aus Blick (Blickze > Blickze > mhd. blitz) mit Ausfall des k. G 1100 Wir steckten Fremden nur die Heller-Funzen an, | Dir aber musste stets der Tisch mit Kerzen prangen . . . — **galant** f die kennzeichnende Benennung der Ausdruckskultur des Barockzeitalters, 17. und 18. Jahrhundert, in Kleidung, Gesellschaftssitten und Sprache, die auch von G in auffallenden Zügen verspottet wird. Die Mode liebt das Auffallende und verwendet überreichlich Seidenspitzen, Bänder. Die Männer verbringen ihre Zeit vor dem Spiegel (G 414, 430), sie gehen einher wie „Pfauen in bunter Majestät“ (G 457), mit Halskrausen, Damastwesten (N<sup>2</sup> 247) und Puderperücken, sie tragen „Dose, Stock und Uhr“ und lassen ihre Finger beständig daran spielen, vergeuden stark duftende Essensen, so dass sie „nach ganzen Apotheken riechen“ (G 430). Die Frauen prunken im Steifrock (G 414) und Haaraufsatz (N<sup>2</sup> 255) und parfümieren sich mit Bisam und Rosenöl (G 467); insgeheim lieben sie die Branntweinflasche (G 465, 467) und vertreiben sich die Zeit mit schlüpfrigen Romanen (G 590, 1085). Der Verkehr ist auf eine heuchlerische, nur nach aussen hin glänzende Geselligkeit eingestellt, bei der der „Hausfreund“ seine zweifelhafte Rolle spielt und bei der es vor allem gilt, den nächsten zu „verschneiden“, d. h. zu verleumden (G 79/81) und sich gegenseitig „galant zu betrügen“ (G 82). So wird „galant“ geradezu zu: „verlebt, hochmütig, gewissenlos“ (N<sup>2</sup> 246/7). Die galante Sprache ist gespreizt und

schwülstig, sie umgeht mit voller Absicht alle natürlichen Ausdrücke, vor allem verwendet sie mit Vorliebe französische Fremdwörter: G 431 . . . Ma chère, ma charmante, was fehlt, was ist's, was fällt ihr drein? | Wie hält's, mon cœur? Sie werden blass. Mon Dieu, hab doch Erbarmen! | Mon ange fasse nur den Arm! Ach Himmel, welch ein trostlos Carmen | Erzwang ich, wenn Sie jetzo stürben! Ach lassen Sie mich doch verstehn, | Was jetzt vor traurige Penséen in Ihrem Cerebellchen gehn! G weiss die galante Dichtung in seinen späteren Jahren gut zu verspotten, z. B. G 376 (1721), hat aber anfänglich in ihren Fesseln gedichtet, vgl. G 777 (Januar 1713). Kennzeichnend für die galante Dichtung sind besonders gewisse, mit Vorliebe angewandte Modewörter und -wendungen so: allerliebst, angenehm (a. Kind, a. Blick), artig (a. Bräutchen, a. Gedanken, a. lügen), aufgeräumt (a. Gemüte, a. Sinnen), empfindlich, munter, nett (n. Lied, n. Glieder), niedlich (n. Gedanken), gemein (= gewohnheitsmäßig und weitverbreitet), ungemein (= aussergewöhnlich, besonders geartet), zärtlich, zierlich — das Gedicht heisst ein schlechtgesetztes Lied, ein lahmer Vers, ein ungereimter Reim, ein schlechtes dürres welkes Blatt, die schreibende Feder ein schwacher matter Kiel. Sehr beliebt ist in der poetischen Satzbildung die sog. Anaphora, die mehrmals nacheinander gesetzte Wiederholung derselben Anfangsworte, wie z. B. G 334: Nun kriegt — Nun sieht — Nun findet — Nun flieht — Nun blüht — Nun werden — Nun wird — Nun stirbt — oder G 225 sechs mit „soviel“ anfangende Nebensätze (Priamel). Überhaupt ist Wiederholung und Häufung derselben Satzbestandteile sehr beliebt. G 673 stehen zwölf Prädikate in einem Satze in zwei Versen, G 689 und N<sup>2</sup> 18 je acht Objekte, G 691 in zwei Versen elf Vokative. Die Satzglieder werden in korrespondierender Reihenfolge gestellt, so Subjekte und Objekte G 477 Wenn Schatten Stern und Schlaf Welt, Luft und Augen füllen, oder Hauptsatz und zugehöriger Relativsatz G 696 Gesegnet sei der Tag, gesegnet sei die Kammer, der unsren Bund gesehen, die unsren Kuss gehört. — **gedrange** E enge, eng zusammen gedrängt, mhd gedrente; in der Schriftsprache (Schiller gebraucht es noch, „auf gedrangem Steg“ Kraniche des Ibykos), jetzt geschwunden, in schles. Mundart noch üblich, vgl. Whd 15 a. G 981 „in dem gedrangen Schranke“, N<sup>2</sup> 29 „dem macht die Furcht den Raum gedränger“. — **Geklünsel** H s zu klinse verdriesslich, weinerlich reden, auch eigensinnig klagen und jammern. So von einem üblichen Weibe: G 467 Bald aber zeigt sie uns den grössten Einfaltspinsel | Und martert unser Herz mit törichtem Geklünsel. — **Gevatter** H m „zu Gevattern stehn“, Redensart der Studentensprache = auf der Pfandleihe versetzt sein. G 167 Der Stiefel lauft schon von den Füssen Und muss nun zu Gevattern stehn. Hier scheint dem Versatzgegenstande die Rolle des Gevatters zugesprochen zu sein. Anderwärts wird der Pfandleiher und Geldborger als „Pate“ bezeichnet. G 480 Dein Bressler riecht es wohl. Ach wär' er jetzt so gross | Und risse noch einmal den Rock vom Paten los! — **haben** Z 1) „es hat“ = es gibt, ist vorhanden; diese mundartliche, auch im Schles. verbreitete Wendung slawischem oder gar französischem Einflusse zuzuschreiben, liegt kein genügender Grund vor. G 664 Herr Bruder, sag es uns, wo geht die Reise zu? | Nach Holland nimmermehr! Hier hats zu viel

Moräste. — 2) aushaben = zu Ende sein. G 851 Hier schweigt endlich der Verfolger und hier hat die Missgunst aus — heisst es in einem Leichengedichte. — **hauben** Z eine Haube aufsetzen. Volksbrauch ist, dass gegen Ende der Hochzeit, wenn der Brautkranz „ausgetanzt“ ist, die junge Frau von den anderen Frauen eine Haube als Zeichen ihrer neuen Würde aufgesetzt bekommt, „unter die Haube kommt“ (Drechsler I 276). G 504 Wer, sag ich, . . . herzuschnattern weiss . . . | Welch Weib des Isaacs Braut am Hochzeitabend haubte | . . . Der heisst galant gelehrt. Nr. 178 „Frau“ das ist mir ungelegen, denn du bist noch nicht gehaubt. — **Heiland** H m, der Heilende, eig. Partizip. In älterer Sprache wird das Wort noch allgemein, wie zum Teil heute noch, in profanem und appellativem Sinne gebraucht. So auch bei G öfters, z. B. 992 Medic: Dies wünschet dero Knecht. Theodos: Der jetzt von mir den Titel des Heilands wohl verdient. G 422 Als wenn man ihn zuvor der Länder Heiland hiess (d. Römer Curtius). G 717 Damit . . . die so grosse Not des Heilands Grösse priesse (August der Starke). G 451 Bis endlich noch der Tod sein Heiland werden musste. G 103 Endlich steht ein Heiland auf, der das Joch der Knechtschaft wende. — **Husche** H w Griff ins Haar, Haarzausen. In besonderem Sinne bei Logau (Sinngedichte Nr. 2269): Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meint man, werd ans Holz noch kleben. | Sorgt drum selbsten, wie der Henker ihm wird doch die Husche geben (DW). Hier also der Griff des Henkers in die Haare des armen Sünders vor dem Beilhiebe. **huschen** Z bei Holtei = raufen, sich in die Haare geraten. Daneben, auch schriftdeutsch = leicht und schnell sich fortbewegen. Daher auch Husche H plötzlicher kurzer Regenguss. G 418 Der mache sich geschickt bei Zeiten einzupacken, | Soll ihm die Schwarze nicht von mancher Husche knacken. Das Raufen der Haare. — **jährlich** U = im vorigen Jahre. G \* 123 Er steht, beschleusst und ficht schon wieder | Und, wo er jährlich Palmen brach, | Erweitert er so Grenz als Glieder. — **Krien** H m. Die schlesische, aber auch im Nürnberger vocabularius theutonicus von 1482 belegte Wortform von Kren = Meerrettich. Nur landschaftlich, bayrisch-österreichisch und schlesisch. Whd S. 47 a: aus dem Slavischen (chren kren cren chrzan) in die ostdeutschen Mundarten eingedrungen. G 974 Das Wörtchen fährt ihm in die Nase, | Wie Niesewurz und junger Krien (Reim auf: Paulin). In dieser Theodosiusstelle ist das Wort der lustigen Person (Polylogus) in den Mund gelegt. — **Kuh**. „Die Kuh am Schwanz nehmen“ in sprichwörtlichem Gebrauche: G 447 Denn wem die Kuh gehört, der muss sie ohne Schämen, | So wie der Deutsche spricht, fein selbst am Schwanz nehmen. G 418 Wer . . . seine Kuh nicht bei dem Schwanz zeucht. Die Redensart geht auf althergebrachte Sitten beim Stallwechsel des Rindviehs zurück. Neugekaufte Kühe, Schweine usw. werden rückwärts, also am Schwanz in den Stall gezogen, auch das abgewöhnte Kalb führt man rückwärts in seinen Stand. (Drechsler II 102, 118.) „Rübezah“ XII (1873) S. 239 verzeichnet als sprichwörtliche Redensart: „Wem die Kuh gehört, der nimmt sie beim Schwanz“ (Riedel, Volkstümliches vom und am Zobten). — **lamper** E und U behaglich, angenehm, wohlig. Der Wortstamm lamp steht im Ablautsverhältnisse zu Glimpf, mhd gelimpf glimpf Angemessenheit, artiges Benehmen. „Rübezah“

VII 357 verzeichnet die Redensart: „mir ist lamper“. N<sup>2</sup> 179 Denn wenn Winter, Reif und Schnee uns im kalten Lager kränken, | Scheint doch keinem was so lamper und so zärtlich wohl zu tun, | Als wenn ohngefähr zwei Augen neben uns handgreiflich ruhn. — **langsam** E U abweichend vom schriftsprachlichen Gebrauche, spät, zu später Stunde. So im Schles. häufiger, z. B. die Frage nach der Tageszeit: „Wie lang's'm is's denn?“ So bei G 970 Mein Magen mahnt mich schon. Drum muss es langsam sein. G 1033 Ach, so verzeih der Tat, die ich an dir verübt, | Indem ich dich jüngsthin so langsam aufgehalten. Aber auch in den anderen Stellen, wo die Verbindung langsam kommen in schriftsprachlichem Sinne aufgefasst werden kann, schimmert die mundartliche Bedeutung durch: G 1058 Ich komme ziemlich spät, doch langsam nährt sich auch. G 1122 Doch was so langsam kommt, das gönnt man nur der Wand. Dafür N<sup>2</sup> 236 Doch wer zuletzte kommt, den gönnt man nur der Wand. G 434 Und kommt er langsam von dem Trunke, so sucht er seine Raserei, Nachdem die Magd nicht recht gewollt, an meiner Unschuld auszugiessen. N<sup>2</sup> 114 Schreit, Hirten, Berg und Tal, weil ihr der Tod zu früh | Und mir zu langsam kommt. — **Laus deo.** In der Crailsheimschen Liederhandschrift der Berliner Staatsbibliothek (A. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit, Berlin 1899) S. 511 Nr. 280 (bei Kopp S. 228) liest man in Str. 5: „Dem Schuster ist sein Geld gezählt, der sein Laus Deo hergeschickt.“ Und in Jean Pauls „Flegeljahren“ Nr. 17 (Reclam S. 127) steht: „Der Elsasser tanzte reichgekleidet und lustig — obgleich seine Te deum laudamus in Laus deo bestanden —“ Dazu in Fussnote: „Unbezahlte Rechnungen“. L. d. ist eine Rechnung, die im Vordruck oder vornan geschrieben als dankbaren frommen Herzengesang nach vollendetem Lieferungsarbeit die Worte Laus deo enthielt, wie der Schlesier noch heute nach vollbrachtem Werke gerne sich mit den Worten erleichtert: „Gott sei's gelobt!“ Dann gewinnt der Ausdruck die abgezogene Bedeutung: Forderung, Geldverpflichtung, Schuld. G 487 Die Mutter, die daheim zu allen Nachbarn rennt | Und vor den lieben Sohn, dem Strumpf und Hose trennt, | Ein reiches Mädchen sucht, die manch Laus Deo zahle. G 421 Als dass die Erben sich mit lustigem Behagen | Bei seiner Himmelfahrt um manch Laus Deo schlagen. G 1155 Ja, wenn mir Neukirch seinen Geist vor sein Laus Deo hiergelassen . . . G 342 Das alles macht bei kluger Müh Aus Fischer Nobili | Und aus Laus Deo Herzogshüte. — **Litanei.** In dem grossen Sammelgebete, das unter dem altkirchlichen Namen der Litanei in den Kirchengesangbüchern steht, wird eine lange Reihe von Übeln abgeschlossen mit der Bitte: „Behüt uns, lieber Herre Gott“. In diese Reihe schliesst G auch die modischen Mädchen seiner Zeit ein: G 456 So muss ich klüger sein und dich in etwas lehren, | Dass Mädchen unserer Zeit zur Litanei gehören. Derselbe Gebrauch bei W. Alexis (Der falsche Woldemar, Berlin, O. Janke, 6. A. S. 340): „Dies Land gehört auch in die Litanei, davor uns Gott behüte“ (s. auch Bitte). — **lorken** Z unbekannter Bedeutung. N<sup>2</sup> 179 Sachte, sachte, nicht zu grob, weil man sonst den Argwohn nähme, | Als ob jetzo dies mein Blatt von dem Zotenberge käme. | Scherzen mag man, doch nicht lorken. Jenes steht dem Klugen an, | Dieses aber zeigt die Würmer, die man nicht

verbergen kann Das Wort bedeutet hiernach wahrscheinlich, im Gegensatze zu klugem Scherzen, einen Spass, der Zoten enthält, wie unter Umdeutung des Namens Zobtenberg, schles. Zotabarg, angedeutet wird. Vgl. Müller-Fraureuth L. S. 183 lorke Fopperei, Neckerei. Im nd bedeutet lork Schelm, Schuft. — **Mandelbaum, Mandelblüte, Mandel.** Nach Pred. Sal. 12, 5 ist die weisse Blüte des Mandelbaumes das Abbild der weissen Haare des Greisen. So braucht G die Wendungen der Mandelbaum blüht G 134, G 762, G 794, G 809, der Baum blüht voll Mandeln G 923, die Mandelblüten kommen G 767. Das Ged. 809 lehnt sich in den Anfangszeilen auch sonst an Kap. 12 des Predigers an, das eine allegorische Schilderung des Greisenalters enthält. — **Mörge**, Merge H w Whd S. 62 a Mädchen. Poln. mercha, myrcha mit üblem Nebensinne, lit. mergā Magd, verklein. mergéle Mädchen, hieraus preuss. margelle, marjelle Mädchen, sowohl liebkosend wie auch herabsetzend. „Rübezahl“ X 560 wird auch der Ausdruck „Alte Morchel“ hierzu gestellt. G 999 f Siehst du nicht, wie sich die / kleine Werk-Mörge so züchtig stellt? — **Niederträchtigkeit** H w, niederträchtig E und U nach DW 1, 553 (unter dem Worte „arm“) in der Schriftsprache: elend, gemein, in der Volkssprache: herablassend, gnädig. Whd S. 65 a wie allgemein, so auch schles. für herablassend. Ein leutseliger Herr wird als niederträchtig gerühmt. G gebraucht das Wort 1) im Gegensatz zu höherem Tun und Denken, als „gewöhnlich“, z. B. G 426 Die Mädchen . . . wachsen stets in eigenem Sode | Und werden unter Rauch und Küche zur Niederträchtigkeit gewöhnt; G 862 Man getraut sich nichts zu wagen; man verfällt von Zeit zu Zeit | Und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit; 2) mit moralischer Betonung, von niederer, unedler Gesinnung, G 201 Du Abgott niederträchtiger Sinnen, | Dich, falsches Glücke, red ich an; G 84 So lang ein Puls noch schlägt, ist Hoffnung zum Genesen; | Wer niederträchtig weint, ist keiner Hilfe wert. — **Politicus** im 17. und 18. Jahrhundert der fein Gebildete und Gekleidete, der Stutzer und Modenarr. Auch das verdeutschte Wort „politisch“ hat diesen Sinn = frz. poli. G 940 Aus Komplimenten und Flattieren | Erkennt man den Politicum. Eine Musterbeschreibung eines solchen Politicus in Weises Erznenaren (Ausz. v. Braune, Halle 1878) S. 32. — **Protzel** H w ironische Verkleinerung zu Protze Pratze Bratze, die Tatze des Bären oder anderer ungefärger Tiere (Lehnw. aus ital. braccio lat. bracchium Arm), verächtlich oder scherhaft auch von der Menschenhand. N<sup>2</sup> 237 Und Quasten jeder Mops an seine Protzeln henkt (Mops = Modebengel). An andrer Stelle dient das Wort als Metapher für den „Poetengaul“: G 1110 So aber werde ich aus Not gezwungen, die faule Protzel mit dem papiernen Zeichen meiner Ergebenheit forthinken zu lassen. — **Riebe** H w ist die mundartlich schlesische Form für Ribbe, Rippe. Nach 1. Mos. 2, 22 wird das Wort für Weib, Ehefrau, Braut gebraucht; so G 1082 Das Feuer unsrer Liebe | Verböscht kein Tränenguss. | Jetzt reicht dir deine Riebe | Den letzten Abschiedskuss. N<sup>2</sup> 260 Du weisst, mein Schwesterchen, dass keine heisse Riebe | So stark und heftig brennt als eben diese Liebe; wo allerdings der überlieferte Text die offenbar missverstandene Lesart Rübe hat. Und so wird in dem Geburtstagsgedichte G 915 die Strophe 21 auch mit Beziehung auf die Geliebte

des Gefeierten zu ergänzen sein: Singt dabei: Seine Riebe lebe! In anderen Mundarten (z. B. schwäbisch) wird Rippe auch in ungünstigem Sinne für Frau gebraucht, z. B. das böse Ripp; vgl. eine böse Rippe (v. Redwitz, Stark I 63). — **Ritter.** „Arme Ritter“ Gebäck aus Semmelschnitten, die in Ei gewälzt und in Fett gebraten sind, schon seit dem 14. Jahrhundert in Deutschland bekannt; auch in Schlesien üblich. G braucht es für eine ärmliche Speise in dürftigen Verhältnissen. „Arme Ritter braten“ = in Not und Schulden stecken. G 458 Man gönnt es ihr zwar nicht. Doch lässt sie sich nicht raten, | So mag sie immerhin an armen Rittern braten. G 464 Der, wenn ihm nicht dein Fleiss in seinem Kummer riete, | Bei Wechselbriefen jetzt noch arme Ritter briete. — **Rocken** H m. Der Stock, um den der Flachsbausch zum Abspinnen gewickelt ist, auch dieser Bausch selber. Die Spinnstuben und Spinnabende nennt man auch Rockenstuben, Rockenabende (Drechsler I 168). Vielfach waren die Rockenstuben der Ort böser Klatschereien, und darauf bezieht sich G 501 Da klatscht, da kümmert sich das alte Trödelweib | In jener Rockenzunft um alle Spindelgrillen — **Rübezahl.** Der Name des Riesengebirgsgeistes kommt bei G zunächst in einem bei der Koppenfahrt des Landeshuter Freundeskreises am 6. August 1722 verfassten Gedichte vor: G 550 Beschriener (d. h. berühmter) Rübezahl, du König der Sudeten, | Hilf, dass ich ohn' Gefahr auf deinen Hügeln geh. Neuerdings ist er von A. Hoffmann auch in der Handschrift der grossen Satire N° 251 „Schon wieder ein Pasquill“ entziffert worden; s. die Graupesche Bibliophilenspende S. 19 = N° 257: So flucht er dem Accis und wünscht des Fürsten Zölle | Mit samt dem R(übezah)l von Stund an in die Hölle. Die Lesung wird dadurch gestützt, dass G auch sonst das schlesische Gebirge zu bodenständiger, landschaftlicher Veranschaulichung heranzieht: G 341 Riesengebirge, G 393 Riesenbügel, G 493 Riesenöh, G 1098 Riesenber, G 733 Riesenkopf, G 392 Dort um jenen Berg, der Schnee im Sommer heget. Hieraus erhellt zugleich die Zugehörigkeit dieser Gebirgssagen zu dem allgemeinen volkstümlichen Vorstellungskreise jener Zeit. — **Ruhe** H w. Schles.: zu, zur Ruhe lassen für „in Ruhe lassen“ (ohne Artikel, wie in gleicher Bedeutung: zu Friede lassen). G 217 Die Tadelsucht . . . lässt so wenig Tracht und Beutel | Als Mienen und Person zu Ruh. — **Rumpelscheit** H s. Ein ausgetrocknetes Scheit oder Holzstück, mit dem man reibend oder aufschlagend gut rumpeln d. h. hohle dumpfe Töne hervorbringen kann. Das Wort dient dann zur Bezeichnung eines alten abgemagerten und verrunzelten auch wohl eines bösartigen Weibes, überhaupt eines Weibes, dem man sein Alter und seine Hässlichkeit vorwerfen oder das man wegen seiner polterigen Bosheit verspotten will. G 1101 Das alte Rumpelscheit begehrt noch einen Mann. G 438 f Der soll anstatt des Macherlohns ein böses Rumpelscheit bekommen, Die sieben Männern schon den Hals, wie ihr die Zeit den Zahn genommen. In verwandter Bedeutung steht „Marterholz“. G 467 Sie sei, so gut sie will, so hat der Männer Leib gleichwohl ein Marterholz. — **schäckern** Z neckisch, mutwillig scherzen. Bei G auch tschäckern; heute schäkern gesprochen G 238, 925. Ob nach dem Vogelrufe (die Elster schäckert) oder nach hebr. schéqer „Lüge“, ist unsicher. — **Schelfe** H w. Dünne Fruchtschale, Schote.

Whd 81 b. G 504 Man tritt den wahren Kern und sättigt sich an Schelfen. — **Schellenberg.** Name eines Berggipfels, der durch Sagen — wohl auch vom Teufel — bekannt ist (vgl. Kühnau I 271). G 341 Zu früh gekräht wird ausgelacht | Wie Tallhard auf dem Schellenberge (T. etwa = Tollhart, Name des Teufels?). — **Schnate** H w junger Zweig, schles., noch heute = Pfropfreis; bei G auch übertragen auf Abkömmlinge eines Stammbaumes. a) G 502 Aus Schnaten werden Bäume. G 952 Dein Stammbaum schlage täglich aus, | Bis einst die Nachwelt Schnaten bricht | Und um der Enkel Kronen flieht. G 1069 Sie brachen hier und da die besten Schnaten ab. b) G 1047 Denn der Erstling deiner Schnaten, | Kann der Phöbus glücklich raten, | Wird ein Alexander sein. — **seigen** Z verwandt mit seihen, eine Flüssigkeit zur Läuterung abtropfen lassen durch ein engmaschiges Gewebe oder durch ein englöcheriges Sieb (Seihe w = Sieb, Durchschlag). Bei G seigen 1) intrans. = abtropfen: G 546 Verwirf das schöne Gift, so aus der Geilheit seigt (: zeigt); und 2) trans. nach Math. 23, 24: G 534 Indem doch euer Herz ein Pharisäer ist, | Der eine Mücke säugt (so!) und zehn Kamele frisst. — **Seiger** H m Uhr jeglicher Grösse. Whd S. 90 a; wird im Obersächs. und Schles. noch heute allgemein für Uhr gebraucht. Bei G ist die Sanduhr gemeint. G 433 Hier fiel die Klugheit in die Rede und wandte gleich den Seiger um. Es ist ein bildlicher Ausdruck, hergenommen von dem Kanzelgebrauche der Sanduhr; das Umwenden bedeutet, dass nun eine neue Rede beginnt, ein anderer Redner das Wort hat. Sonst verwendet G die Sanduhr nur, um die Lebensuhr zu bezeichnen, mit dem Herabrinnen des Sandes verrinnt die Lebenszeit. So besonders in ernsteren und religiösen Gedichten. G 675 Läuft unser Seiger aus, so hilft hier kein Verweilen. G 841 Doch genug, die Stunde kommt und der Seiger läuft zum Ende. G 110 Mein Seiger ist gewiss bald leer. G 1018 . . . die Stunde rückt heran, | Die meine Jahre schleusst, die Arbeit ist getan, | Der Feierabend da, der meiste Sand verflossen, | Der Seiger ziemlich leer. G 1163 Der Seiger ist bald aus. G 230 Sobald die letzte Stunde des Lebens Seiger leer gemacht. G 692 Sobald das letzte Korn durch meinen Seiger fällt. Daneben gebraucht er in dieser Deutung auf die Lebenszeit auch den Ausdruck „Sanduhr“ und gelegentlich auch „Stundenglas“: G 641 Denn wenn der Kummerstein von jedem Körnchen wächst, | Das durch Sanduhr fällt, die seine Tränen zählt, . . . G 816 Denn bricht die Vorsicht schon das Stundenglas in Stücke, | So lässt die Kunst den Arzt, sowie der Leib den Geist. Dagegen erscheint die Zeitmessung für das praktische Leben durchweg an der Schlaguhr. Nur verbindet sich auch hier die Alltagsbeobachtung gerne mit dem Gedanken an das Ende der Lebenszeit: G 640 Kaum schlug der Seiger drei . . . G 1098/9 Der Seiger hemmt den Kiel . . . es schlägt schon drei. G. 559 So fiel der neunte Seigerschlag sowohl in Herz als Ohren. G 76 Dass kein Fall sein Ohr betrübe, das vielleicht den Seiger misst. G 994 Ein jeder Seigerschlag kann auch zu Grabe läuten. G 871 Ach, wie sehnte sich dein Ohr nach dem letzten Seigerschlage. G 846 Lass . . . den letzten Seigerschlag als mein Hallelujah schallen. Eine abweichende Bezeichnung erfährt die Sonnenuhr, die im Anschluss an die biblische Sprache (2. Kön. 20, 9—11;

Jes. 38, 8) der Zeiger d. i. der Sonnenzeiger genannt wird. G 841 Lass den Schatten an dem Zeiger einen Grad zurückgehn. Zeiger ist in diesem Gebrauche zugleich eine Umdeutung von Seiger. Der Schlesier sagt in diesem Sinne auch Weiser oder Weisler. — **Sod** H m. 1) Das Sieden, Aufwallen, 2) die Brühe mhd söt, 3) der Brunnen mnd söt, zu Z sieden. Weigand 2, 880. Schriftdt. selten, im heutigen Schles. nicht nachgewiesen s. Whd 90 b, doch im 16.—18. Jahrhundert häufig begegnend in der Bedeutung: das Ausgesottene, die Brühe oder Suppe, z. B. Gryphius Horribilicribifax: „Herr, ich esse nicht nur Sod, es muss auch Fleisch drinnen sein“. Namentlich in den Redensarten: im Sode, im eigenen Sode liegen = nach angeborener Art, besonders in roher, ungebildeter Art leben, so auch: im Narrensode schwimmen. G hat das Wort 1) = Brühe, Suppe: G 446 Ach, Mutter, soll ich denn das Schwarzsod gelbe machen? G 392 Er kriegt vom Monde nichts, auch nichts vom Kindelsode. 2) aber auch in übertragenem Sinne = ungebildete Lebensart: G 240 Es heisst, ich läg im Sode und wäre nicht gewandt. G 504 Der heisst galant gelehrt, ich rede mit der Mode, | Crispin ist so ein Fisch, jedoch aus ärgerm Sode. G 426 . . . Sie wachsen stets in eignem Sode | Und werden unter Rauch und Küche zur Niederträchtigkeit gewöhnt. G 1106 Ein jeder Narr in seinem Sode: so wandelt die verkehrte Welt. G 921 Ein jeder schwimmt im Narrensode. G 831 . . . Wir lieben jetzt aus Hochmut, Geiz und Mode | Und fälschen jeden Kuss mit bitrem Narrensode. Der Kindelsod ist die beim Taufschmause in Schlesien beliebte gelbe Suppe, eine Bier- oder Milchsuppe mit Safran, Zucker und Eiern, kleinen Semmelwürfeln und mit Zimt, Mandeln und Rosinen bestreut, s. Drechsler I 199. Nach der angezogenen Stelle G 392 hat auch der Arzt Anspruch auf Anteil an der Kindersuppe, jedoch nur der verheiratete. Auch bei der anderen Stelle G 446 handelt es sich um die gelbe also die Kindersuppe, die die unerfahrene, modisch verbildete junge Frau nicht herzustellen versteht. — **stärzen** Z aus mhd sterzan sich rasch bewegen, — engl. start aufspringen, losbrechen, im Ablautverhältnisse zu stürzen, das im hd die intrans. Bedeutung „sich schnell bewegen“ neben der trans. „rasch umkehren“ mit übernommen hat. In der Mundart heisst stärzen oder sterzen wegziehen, umziehen von einer Wohn- und Dienststätte zur anderen, besonders gebraucht vom Gesinde, das die Lade oder Truhe mit seinen geringen Habseligkeiten auf einem Gefährt beförderte, wobei der Stärzbranntwein getrunken und allerlei Scherz und Unfug getrieben wurde (Whd S. 96a). Der althergebrachte „Stärztag“ der Knechte und Mägde war der 2. Januar (Drechsler I 50). Aber auch von selbständigen Einwohnern wird auf dem Lande und in kleineren Städten verhochdeutschtes „stürzen“ für „umziehen“ gebraucht. G 1039 Ihr Mägde, gute Nacht! Seht eur Polylogus, | Der jetzt mit Sack und Pack vom Hofe stärzen muß, | Empfiehlt sich eurer Gunst . . . — **stöbern** Z transitiv: aufscheuchen. Ableitung von einem H Stöber mhd stöuber zu stäuben stieben d. h. wie Staub auffliegen machen. Stöber ist der Jagdhund zum Suchen und Aufscheuchen. Hiervon unterschieden ist intr. stöbern staubartig umherfliegen, als Iterativ zu einem nd Z stöven stöben = stieben. Schles. stäbern, Stäberwäter = Stöberwetter. Bei G nur das trans. Wort in der niederen Redeweise

der lustigen Person (Polylogus) des „Theodosius“. G 1002 Wie schön wird es sein, wenn dir zum Trinkgelde für deine Kuplerei ein Paar birkene Kehrbürsten die Flöhe von dem Rücken stöbern werden! — **talen** Z einfältig reden, albern, vgl. das abgeleitete schles. „tälschen“. Das Wort, obd in der Form dalen, ist auch schriftsprachlich viel bezeugt. G 241 Küsst man euch, so heisst es talen. G 436 Schlaf, Essen und im Bette talen ist alles, was er tut und weiss. G 446 . . die Frau, die nichts im Hause tut | Als nascht und murrt und talt und auf- und abspaziert. G braucht das Wort nicht dem Menantes entnommen zu haben, der ein Gedicht beginnt: „Ich habe nicht getalt“; das Wort wird für Schlesien auch bezeugt durch die Bezeichnung des Palmsonntagsmarktes in Warmbrunn als Tallsackmarkt, weil dort ein aus Semmelteig hergestelltes mannähnliches Gebäck feilgeboten wurde, das der „Tallsack“ hiess, d. h. possierlicher, alberner Kerl (Sack als herabsetzende Bezeichnung einer Mannesperson wie in Märsack, Labersack). S. Drechsler I, 76, 97; Nentwig im Wanderer aus dem Riesengebirge 1901 S. 22. — **Tier** H s in übertragenem Sinne für ein schlechtes Weib, wie das G an einer Stelle ausdrücklich tadeln: G 425 Dass jener Narr aus blinder Bosst ein Weib und Vieh vor eins erklärt, | Das ist vielmehr der schärfsten Peitschen als vieler Widerlegung wert. Trotzdem macht G selber, wo es sich um besonders verächtliche Gestalten handelt, von dieser Gleichsetzung Gebrauch: G 447 Betracht einmal, mein Freund, die dicken Polster-Tocken, | Die so verzärtelt sind, dass Seife, Zwirn und Rocken | Die Haut kaum röhren darf. Wie will ein Mann bestehn? | Sein Amt sei noch so reich, er muss zu Grunde gehn, | Weil so ein blindes Tier sich bloss mit Faulheit fretzet | Und von der Magd erst lernt, wie man die Töpfe setzet. G 451 . . Selimor . . Der, glaub ich, diesen Tag noch keine Grabschrift hätte, | Wofern ihm nicht sein Tier nach angemasster Macht | Die Hosen aus der Hand, die Furcht ins Herz gebracht. Im Gegensatze zu den widerlichen Huldigungen vor den vornehmen Damen der Gesellschaft in der galanten Zeit, zeigt dieser Ausdruck den scharfen sozialen Zwiespalt. — **Violet** H s bläuliches Barett, mit dem der junge Doktor bei der Promotion geschmückt wird; auch von G (647, 171) „der blaue Hut“ genannt. — **zeitlich** 1) E in der Zeit, im zeitlichen d. h. irdischen Leben. G 232 Lobt den, durch dessen Vatergüte | Mein zeitlich Kreuz so bald vergeht. 2) U frühzeitig, früh, bald; daher: zu zeitlich = zu früh, vorzeitig; so auch heute in schles. Mundart. Whd S. 108a zitiert Opitz: „zeitlich oder spat“, zeitliches Frühjahr, zeitliche Kartoffeln. G 617 Als dass das trübe Dacht des schwarzen Todeslichts, | Das meinem Liebsten glimmt, auch mir fein zeitlich brenne. G 763 Die Güter rechter Eh', um die du zeitlich kommen | Und die dein liebster Schatz mit in den Sarg genommen. G 1087 Sagt, Armen, die er jetzt zu zeitlich noch verlässt, | Hat er die Tränen Euch im Leben ausgepresst?

---

## Mittelalterliche Wandererzählungen in Oberschlesien.

Von Josef Klapper in Breslau.

Als der Franziskanermönch Nikolaus von Kosel mit seiner Ernennung zum Sakristan in Jägerndorf (Knovia) sein schlesisches Wanderleben im Jahre 1421 abschloss, das ihn aus seiner Heimatstadt Kosel über die Ausbildungszeit in Oberglogau nach Olmütz und zurück nach Oppeln geführt hatte, machte er auch seinen letzten Eintrag in das Buch, in dem er während der Jahre 1416 und 1417 alle seine Schul- und Berufsweisheit niedergeschrieben hatte und das uns so zum treuen Spiegel des geistigen Lebens der Zeit wie auch des volkstümlichen Wirkens eines zweisprachigen, doch deutschgesinnten Mönches in Oberschlesien geworden ist<sup>1)</sup>. In die Fülle der für die Volks- und Kulturkunde der deutschen Siedler Oberschlesiens wichtigen Stoffe, die diese Handschrift birgt, sind auch mehrere Erzählungen eingestreut, die dem Bruder zur Belebung und Veranschaulichung seiner Predigten vor dem Volke dienten. Diese Geschichten, in die sich Legende, Sage, Parabel und Schwank teilen, stellen die älteste, bis jetzt bekannt gewordene Überlieferung der Predigtexemplar im gemischtsprachlichen Oberschlesien dar. Sie zeigen, wie mit der deutschen Einwanderung aus Deutschland moralisierende Erzählungsmotive mit eindringen; sie enthalten in der Eigenart ihrer Weiterbildung wertvolle Gegenstücke zu den bisher bekannten Fassungen. Somit sind sie wert, der Exempelforschung erschlossen zu werden; die folgenden Übersetzungen geben möglichst genau den lateinischen Grundtext wieder. Wo diese Wandergeschichten ihre Pflege fanden, ehe sie durch Deutschland verbreitet wurden, zeigt die Tatsache, dass drei von den acht hier zu behandelnden Geschichten ihre Gegenstücke in der französischen Erzählungsliteratur haben.

1. Die Erzählung vom Eimer des Büssers begegnet in dem altfranzösischen Fabliau vom Ritter mit dem Fässlein<sup>2)</sup>, wohl aus

<sup>1)</sup> Handschrift I. Q. 466 der Staats- und Universitäts-Bibliothek zu Breslau. Vgl. meinen Aufsatz: „Kirchliches Leben in Oberschlesien vor 500 Jahren“ in der Sammlung: „Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart“ Heft 2, hg. v. Staatsarchivar Dr. Randt, Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz 1922, S. 1—20.

<sup>2)</sup> Literatur: O. Schultz-Gora, Zwei altfranz. Dichtungen, Halle 1916,

dem 13. Jahrhundert, wovon Wilhelm Hertz im Spielmannsbuche (3. Aufl. 1905 S. 218—236) eine freie Übertragung gegeben hat.

2. Die aus Schillers Ballade vom Gang nach dem Eisenhammer bekannt gewordene Erzählung<sup>1)</sup> gehört zu dem beliebtesten Exempelgute des Mittelalters, so dass es nicht auffällt, wenn wir ihr auch bei Nikolaus von Kosei begegnen.

3. Die Geschichte vom Mönche und den Gänslein hat ihren Siegeszug durch die abendländische Welt angetreten, seitdem aus der lateinischen Übersetzung des Barlaam und Josaphat (geschrieben zwischen 620 und 634) die Erzählung von dem Königssohne bekannt wurde, dem die Frauen, die er erblickt, als Dämonen bezeichnet werden<sup>2)</sup>.

---

S. 71 ff: Le Chevalier au Barisel, wohl pikardisch. G. Paris, *Récits et extraits des poètes et prosateurs du moyen âge*, 2. éd. (1898) p. 126. G. Gourdon, *Chansons de geste* (1903): La Pénitence du Chevalier. — Eine ältere franz. Fassung: O. Schultz-Gora a. a. O. S. 129 aus den *Vies des Pères*; vgl. Méon, *Recueil de fabliaux*, Paris 1808, I 208. Unserer Variante stehen näher die Fassungen in Herbert, Catalogue of Romances in the department of manuscripts in the British Museum III (1910) 588 Arundel 506 Bl. 56 v, XIV<sup>1</sup> Jh., früher dem Michaelskloster bei Mainz gehörig: Robber, ordered as penance to fill a flagon from a stream flowing upwards, fills it with a contrite tear; Cat. of Rom. III 344 Additional 32678 Bl. 99, XIII. Jh., *Vies des anciens Pères*, franz. Verserzähl., gedruckt bei A. Weber, *Handschriftliche Studien* (1876) S. 60; in der gleichen Hs. findet sich auch eine kürzere Verserzählung vom Chevalier au Baril, Bl. 45 v, Herbert S. 341; zu dieser Fassung ist zu vergleichen Cat. of Rom. II 664 u. III 642 Burney 361 Bl. 146 b, XIV<sup>2</sup> Jh.; III 380 Additional 11284 Bl. 18 v, XIV<sup>1</sup> Jh. (*Speculum Laicorum*): Jar filled as penance with a single tear mit der Quellenangabe In vitis patrum; ebenso Cat. III 459 Harley 3244 Bl. 74 v, XII<sup>2</sup> Jh.; Cat. III 475 Egerton 1117 Bl. 189, XIII<sup>2</sup> Jh.; Cat. III 682 Harley 1288 Bl. 34 v, XV<sup>1</sup> Jh. Barrel (costrellum) filled with a robbers contrite tear. Schultz-Gora erwähnt S. 84 eine Predella in der Kirche zu Bingen bei Sigmaringen mit einem Relief, das den Ritter mit dem Fässchen darstellt.

<sup>1)</sup> Über die ebenfalls in den *Vies des Pères* vorhandene französische Versdichtung vgl. Gröber, *Grundriss der roman. Philologie* II 1 (1902) 916; A. Weber, *Handschriftl. Studien* S. 9. Weitere lateinische Fassungen und Literatur: J. Klapper, *Erzählungen des Mittelalters* (1914) 341 u. 377; Mussafia, *Marienlegenden* IV S. 39 Nr. 373 und S. 43.

<sup>2)</sup> Die französische Überlieferung dazu ist zusammengestellt in den *Oeuvres de Lafontaine*, éd. Ad. Regnier V 3, wo auch handschriftliche Parallelen aus Stephan von Bourbon und Jacobus a Vitriaco erwähnt werden. Lafontaine entlehnte seinen Conte: *Les oies du frère Philippe* der Einleitung zum 4. Tage des Decamerone. Die altdeutsche Überlieferung kennt Daz Genselin (v. d. Hagen,

4. In die Reihe der beliebtesten Marienwunder ordnet sich die Legende von der Entstehung der Sequenz *Salve, mater salvatoris* mit dem Verse: *Salve, mater pietatis et totius trinitatis nobile triclinium.* Sie verdankt ihren Ursprung dem Westen; als Dichter der Sequenz gilt der berühmte französische Theologe Adam a. S. Victore, der 1192 starb. Seit Ende des 14. Jahrhunderts ist die Legende in der schlesischen Dominikanerüberlieferung nachweisbar<sup>1)</sup>.

5. Die fälschlich auf Beda den Ehrwürdigen zurückgeföhrte Überlieferung von der Weissagung des heidnischen Toten über die Geburt Christi ist in Predigten und Chroniken des Mittelalters öfters zu treffen. Die Auffindung des Heidengrabes wird in die Regierungszeit Konstantins VI. ins Jahr 782 verlegt. In schlesischen Handschriften des 15. Jahrhunderts findet sich der Bericht an zwei Stellen<sup>2)</sup>.

6. Zu dem Abenteuer der Wahrheit und der Lüge, das an deutsche Märchenmotive anklingt, liegt keine entsprechende Überlieferung vor. Doch ist der Rat der Teufel in der Höhle wohl aus den Dialogen Gregors in diese Erzählung übergegangen<sup>3)</sup>.

7. Ob die Kirchweihfeier von St. Salvator wirklich auf Rom hinweist, wie es in der Erzählung von der Christenmagd im Judenhause angegeben ist, kann noch nicht entschieden werden, da ähnliche Erzählungen nicht vorliegen.

8. Auch die Grabschrift: „*Pietas divina, peccatorum medicina, te potest salvare, si vult. Sed nescio, quare*“ hat bisher

Ges. Abenteuer II Nr. 23) aus einem Kloster Drahov. Unserer Fassung entspricht Odo de Ceritona (Eudes de Cheriton = Hervieux, Léop., Les Fabulistes latins IV (1896) Nr. 52; vgl. auch Joh. Herolt, Promptuarium exemplorum Discipuli, exempl. XXIII sub littera L; ferner Herbert, Cat. of Rom. III 5 Nr. 8 und III 65 Nr. 59, wo die Ziege an die Stelle der Gänse getreten ist, während in den Latin stories (London 1839—43) Nr. 78 Gänse genannt sind.

<sup>1)</sup> Vgl. J. Klapper, Erzählungen des Mittelalters S. 271; Chevalier, Repertorium hymnologicum, Nr. 1851.

<sup>2)</sup> Handschrift IV. F. 63 der Staats- u. Univ.-Bibl. zu Breslau, Predigten aus dem Anf. d. 15. Jh., Bl. 71v; ferner IV. F. 54 Bl. 195v v. J. 1467: Chronik des Joh. Hagen.

<sup>3)</sup> Dial. III c. 7; vgl. Odo de Ceritona in Herbert, Cat. of Rom. III 76 Nr. 182, wo die Teufel einen Bischof verführen wollen und von einem Juden belauscht werden; ähnlich Cat. of Rom. III 11 Nr. 61.

kein Gegenstück. Aber Nikolaus hat auch sie gewiss der Predigt-exempelüberlieferung seiner Zeit entlehnt.

### Texte.

#### 1.

##### Ein Karfreitagswunder.

[Bl. 49 r.] Man liest von einem Räuber, der in einem ungeheuren Walde lebte, durch den die Landstrasse führte. Der Räuber hatte schon die furchtbarsten Verbrechen begangen und viele Menschen ermordet, die auf der Strasse vorübergekommen waren. In dem Walde stand eine Kapelle, die fast ganz verlassen war. An einem Karfreitage nun kamen zu jener einsamen Kapelle fromme Pilger, die schon andere Kirchen in jener Gegend besucht hatten, um das Leiden des Herrn in Liebe zu betrachten.

Der Räuber aber lauerte am Wegrande und dachte herzlich wenig darüber nach, wie grosser Verehrung dieser überaus heilige Tag würdig sei, der Tag, an dem die Himmel offen stehen, an dem die Erde ist voll der Erbarmung des Herrn, der Tag, an dem wir in Anbetung des Leidens und des Blutes unseres Heilandes gedenken. Im Herzen des Räubers regte sich nur der eine Wunsch, diese Wallfahrer zu ermorden, wie er es schon mit so vielen anderen getan hatte. Doch als er sie näher kommen sah, wie sie so ohne alle Waffen mit ihren Wanderstäben barfuss dahinzogen, eilte er verwundert auf sie zu und fragte, was sie hier wollten, warum sie gerade an diesem Tage in den Wald gekommen seien, wo sie doch sonst das ganze Jahr hindurch nicht hinkämen. Die Pilger erschraken, doch dann antworteten sie: „Heut ist der heilige Karfreitag, an dem uns alle der Herr durch sein bittres Leiden und Sterben vom ewigen Tode erlöst hat. Die ganze Welt ist ihm an diesem Tag zum Dank verpflichtet für seine heilige Marter.“ Diese Worte rührten auch des Räubers Herz, und tief seufzend spricht er: „Wie gerne wollt ich auch dem Herrn danken, wenn ich von meinen Sünden losgesprochen werden könnte.“ Da raten ihm die Pilger: „Geh zu dem Priester, bekenne ihm deine Frevel, und du wirst rein werden.“ So ziehen sie von dannen.

Der Räuber aber sieht zum letzten Male die Höhle, in der er sein unglückliches Leben voll Verzweiflung führte und so viele Morde begangen hatte. Und er erblickt einen Priester, der auf der Strasse reitet, eben jenen, der in der Waldkapelle den Gottesdienst verrichten sollte. Er folgt ihm, bis sie aus dem Wald heraustreten, dann ruft er ihn an. Der Priester fragt: „Was willst du, warum folgst du mir so eilig?“ — „Herr,“ ruft der Räuber, „ich will dir meine Beichte ablegen, denn ich bin ein unseliger Sünder.“ Der Priester fürchtete sich; doch steigt er ab vom Pferde und hört die Beichte des Räubers, der ihm alle Frevel bekennt, die er getan hat. Der Priester sieht die heißen Tränen, die dem Sünder in seiner herzlichen Reue aus den Augen rinnen, und spricht zu ihm: „Du Unglücklicher, deine Verbrechen sind zahlreicher als der Sand am Meere, du hast gesündigt wider Gott im Himmel und deine Seele. Doch heute ist der Tag, an dem der Herr am Kreuze hängt mit ausgebreiteten Armen, um alle, die gesündigt haben, an sein Herz zu ziehen; heute ist der Tag, an dem seine Wunden bluten, um allen Menschen Erbarmen zu bringen; heute

ist das Himmelreich geöffnet, und alle Sünder können es mit Gewalt an sich reissen. So eile auch du und fleh' vor dem Kreuze deines Erlösers von ganzem Herzen, auf dass du ebenso wie jener Räuber, der sich mit einem einzigen Worte den Eingang in das Paradies erschloss, nach deinem Räuberleben die Vergebung des Herrn erwirbst.“ Und er fügte hinzu: „Kannst du fasten?“ — „Nein,“ sagt der Räuber, „denn ich fastete nie.“ — „Verstehst du, wie man Almosen gibt?“ — Nein, ich besitze auch nichts.“ — „Verstehst du zu beten?“ „Nein, ich habe nie gebetet; ich weiss nicht, was ein Gebet ist.“ Da war der Priester bestürzt; doch er dachte an des heiligen Augustinus Wort: Mehr Wege führen heute zum Himmel, mehr Strahlen der Erbarmung und der Gnade Gottes strahlen heut auf uns hernieder, als Strahlen der Sonne gezählt werden können. Darum sprach er: „So unterwirf dich in Demut deinem Schöpfer; nimm hier diesen Eimer und suche nach der Quelle, aus der ein Bächlein hinauf zum Bergesgipfel läuft, und bring mir daraus diesen Eimer voll.“ Da freute sich der Räuber, denn er glaubte, dass die Quelle leicht zu finden sei. Und er verliess den Priester und suchte nach der Quelle, so lange als der Gottesdienst in der Kapelle währte; doch war alles Suchen vergebens. Und als der Gottesdienst zu Ende war, kam er zurück zu jener Stelle, wo er gebeichtet hatte, und weinte bitterlich darüber, dass er die auferlegte Busse nicht erfüllen konnte.

Doch wie er so in seinen Tränen sass, kam auch der Priester, dem er gebeichtet hatte, wieder vorbei. Und er fragt ihn: „Warum weinst du so sehr? Sag mir den Grund für solche heisse Tränen.“ — „Ich kann die Quelle nirgends finden, Herr,“ antwortet der Sünder, „aus der das Bächlein hinauf zum Berge läuft.“ Da spricht der Priester: „Gib mir den Eimer.“ Und er nahm ihn und er war voll von Tränen; und der Priester wies ihn dem Sünder: „Sieh, das ist das Bächlein, das aus der Quelle deines Herzens hinaufgeströmt ist zu deinen Augen. Deine Sünden sind dir vergeben.“ Da lobte der Räuber den Herrn, und von der Stunde an verharrte er in Busse bis zum Tode.

## 2.

## Der Gang zu dem Kalkofen.

[Bl. 141 v.] Einst lebte ein Ritter, der seinem Könige lange Zeit treugedient hatte. Dieser hatte einen Sohn Wilhelm. Und als der Ritter im Sterben lag, empfahl er seinen Sohn dem Könige und bat ihn, er möchte ihn als Diener und als Sohn an seinen Hof nehmen. Das versprach ihm der König auch. Der Sterbende aber rief seinen Sohn zu sich, und als letzten Willen gab er ihm drei gute Räte: „Wenn du diese Räte befolgst,“ sprach er zu ihm, „wird es dir immer wohl ergehen.“ Der erste Rat war der: Suche nie die Gesellschaft eines Neiders oder Verleumders auf. Der zweite: So oft du deinen Herrn oder deine Herrin traurig oder fröhlich siehst, nimm Anteil an ihnen und freue dich und traure mit. Der dritte Rat aber war der: Mag es dir im Leben ergehen, wie es will, du sollst an keinem Tage versäumen, die Messe anzuhören.

Und der Vater starb. Der Sohn trat nun in den Dienst des Königs und ward ein kluger Diener, der sich das Wohlwollen aller erwarb. Doch der Verwalter des Königs beneidete ihn. Und er verleumdeten ihn beim Könige, indem er ihn anklagte, dass er die Königin leidenschaftlich liebe. „Wollt Ihr Euch davon

überzeugen," so sprach er, „so bringt die Königin zum Weinen, und Ihr werdet sehen, dass Wilhelm alsbald mit ihr weint.“ Der König tat, wie ihm der Verwalter geraten hatte; und als er Wilhelm weinen sah, erzürnte er in seinem Herzen und überlegte, wie er Wilhelm im Verborgenen beseitigen könne. Da riet ihm der Verleumder: „Gebt Eurem Kalkbrennermeister den Befehl, den unverzüglich in den Kalkofen zu stürzen, der morgen früh als erster mit einem Auftrage von Euch hinkommt.“ Das gefiel dem Könige; er rief Wilhelm heimlich zu sich und gab ihm den dringenden Auftrag: Geh morgen in aller Frühe zum Kalkofen und fordere dort den Meister auf, den Befehl auszuführen, den er heute abend von mir erhält.“

Die ganze Nacht denkt Wilhelm darüber nach, wie er am besten den königlichen Auftrag erledigen möchte, und in aller Frühe steht er auf und macht sich auf den Weg. Da hört er, als er in den Wald kommt, ein Glöcklein zur Messe läuten. Als bald fällt ihm der Rat seines Vaters ein, und er eilt dorthin. Es dauert noch eine Zeit, ehe der Priester die feierliche Messe, die er der seligen Jungfrau zu Ehren lesen will, beginnt. Wilhelm fürchtet, er könnte den Befehl des Königs nicht pünktlich genug ausführen; er wäre gerne aus der Kapelle gegangen, aber er denkt an die Ehre Gottes und an den väterlichen Rat und bleibt, bis die Messe zu Ende ist.

Der Verleumder aber drängt indessen den König, er solle ihn zum Kalkofen senden, da er sich erkundigen will, ob Wilhelm wirklich hineingestürzt worden ist. Er eilt dorthin und fragt den Meister, ob er den Befehl des Königs ausgeführt habe. „Noch nicht,“ ruft dieser, „doch gleich werden wir es tun.“ Und er lässt den Verwalter ergreifen und ins Feuer werfen. Inzwischen ist die Messe zu Ende. Wilhelm eilt zum Kalkofen und spricht: „Meister, vollführt, was Euch der König befohlen hat.“ — „Saget dem Könige,“ entgegnet dieser, „dass wir getan haben, wie er es uns auftrug.“ Mit dieser Antwort kehrt Wilhelm heim.

Als ihn der König sieht, erschrickt er; denn er glaubte, dass Wilhelm den Tod im Feuer gefunden habe. Er fragt ihn: „Wo bist du denn gewesen? Wo hast du dich so lange versäumt?“ Wilhelm fürchtet, dass er den König erzürnt habe; er ahnt ja nicht, was vorgegangen ist. „Ich habe mich verspätet,“ spricht er, „weil ich der Messe beiwohnte.“ Dann offenbarte er dem Könige die drei geheimen Räte, die ihm der sterbende Vater gegeben hatte. Da erkennt der König, dass den Verleumder das Urteil Gottes getroffen hat. Und von diesem Tage an ist ihm der treue Wilhelm noch viel mehr ans Herz gewachsen als alle seine anderen Diener, und er erhebt ihn von nun an in immer höhere Ehrenstellen an seinem Hofe.

Das ist eine sehr schöne Erzählung; leg' sie in geistlichem Sinne aus, so gut du kannst.

### 3.

#### Die tanzenden Gänse.

(Bl. 139 r.) Einst kam ein junger Mönch mit seinem Abte in die Stadt. Da sah er, wie Frauen einen Tanz aufführten. Frauen und Tänze aber hatte er noch nie gesehen. Und er fragte alsbald voll Neugier, was für Wesen das

seien. Der Abt antwortete kurz: „Gänse“. Als sie aber wieder ins Kloster heimgekehrt waren, begann der junge Mönch untröstlich zu weinen. Da fragte ihn der Abt nach dem Grunde: „Was willst du denn, mein Sohn?“ Und der junge Mönch erwiderte: „Ach wenn ich doch ein solches Gänselein hätte, wie ich sie in der Stadt gesehen hab.“ Da rief der Abt seine Brüder zusammen und sprach: „Hier seht ihr, wie gefährlich es ist, wenn man den Blick auf Frauen richtet. Überlegt es euch wohl; der Jüngling hier, der in der Einsamkeit in Unschuld erzogen ward und nie ein Weib gesehen hat, ward durch den Anblick jener Frauen ganz allein in seinem Herzen zu solchem Begehrn entflammt.“

## 4.

## Der Mariensänger.

[Bl. 138 r.] Ein Meister der Gottesgelehrsamkeit dichtete einst zum Lobe der seligen Jungfrau die Sequenz: „Ich grüss dich, Mutter des Erlösers,“ in der auch der Vers steht: „Ich grüss dich, Mutter voll Erbarmen, Prunksitz der Dreieinigkeit.“ Diese Sequenz sang er in herzlicher Frömmigkeit. Da erschien ihm die allerseligste Jungfrau Maria und dankte ihm dafür und sprach: „Heil dir jetzt und allezeit, lieber Meister, der du mich so trefflich grüssest.“ Nach diesen Worten war die Erscheinung wieder verschwunden.

## 5.

## Wie ein Heide Christi Geburt voraussagte.

[Bl. 138 r.] Beda der Ehrwürdige schreibt, dass man einst den einbalsamierten Leib eines Heiden in einem Grabe fand, der noch völlig unversehrt war, obwohl er lange vor der Geburt Christi begraben worden war. In der Hand des Toten aber fand man ein Blatt, auf dem in goldenen Buchstaben zu lesen war: „Jesus Christus wird von Maria der Jungfrau geboren werden, und ich glaube an ihn. Die Sonne wird mich wiedersehen unter Konstantin, dem Sohne Irenens.“ Das deuten die Meister so, dass der Heide Kunde gehabt habe von der Menschwerdung des Herrn. Und die Worte: „Die Sonne wird mich wiedersehen“ beziehen sich auf die Entdeckung des Leichnams; man pflegt ja zu sagen, dass die Sonne das sieht, was sie durch ihr Licht anderen sichtbar macht. Dies sollte sich nach der Voraussage des Toten erfüllen unter einem Kaiser Konstantin, der der Sohn der Irene, also nicht der Sohn Helenas, wäre. Dieses Wunder erweist nicht nur die Wahrheit unseres Glaubens an Christus, sondern auch die hohe Würde der allerseligsten Jungfrau Maria.

## 6.

## Wie die Wahrheit über die Lüge siegte.

[Bl. 138 v.] Man erzählt, dass die Wahrheit einmal ihres Weges zog. Da kam die Lüge auf sie zu und sprach: „Wo willst du hin?“ Und die Wahrheit erwiderte: „Ich geh, um in der Welt die Wahrheit zu verbreiten.“ „Ich will mitkommen,“ sprach die Lüge. Und sie gingen zusammen weiter und kamen zu einer Stadt, wo sie übernachten wollten. Die Wahrheit klopfte an manchem Hause an, doch sie fand nirgends Unterkunft. Die Lüge dagegen trat in das erste Haus ein und redete den Leuten vor, sie komme im Auftrage des Königs, man solle alle Vorbereitungen treffen, um ihn würdig aufzunehmen. Und so war die Lüge für diese Nacht trefflich untergebracht.

Die Wahrheit dagegen erhielt keine Unterkunft. So ging sie in der Nacht aus der Stadt hinaus und suchte ein Lager in einer Felsenhöhle. Als die Mitternacht herangekommen war, da trat in jene Höhle der Oberste der Teufel, um Gericht zu halten und Rechenschaft zu fordern von den Teufeln für ihre Taten und ihre Erfolge. Der erste Teufel trat hervor und sprach: „Ich habe Streit erregt zwischen zwei Menschen und der eine erschlug den andern.“ — „Wie lange hast du dazu gebraucht?“ fragte der Oberteufel. — „Einen Monat.“ — „Da hast du gar nichts geschaffen,“ erwiderte der Oberste und gab ihm eine Maulschelle. Dann trat der zweite Teufel heran und berichtete: „Ich habe einen zum Diebstahl verführt, und dafür ist er an den Galgen gekommen.“ — Wie lange hast du dazu gebraucht?“ fragte der Oberteufel wieder. — „Ein halbes Jahr.“ — Doch der Oberste fährt ihn an: „Da hast du gar nichts getan“ und gibt auch diesem einen kräftigen Schlag ins Gesicht. Der dritte Teufel tritt vor und spricht: „Ich habe ein Weib verführt, dass sie die Treue brach.“ — „Wie lange hat das gedauert?“ — „Ein Jahr.“ — Da ruft der Oberste von neuem: „Auch du hast nichts getan!“ und zerrt ihn an den Haaren durch die Höhle. Dann kam der vierte an die Reihe; und der erzählte: „Hier in der Gegend wohnt ein Graf; der hat eine Tochter, die er über alles liebt. Und diese Tochter hat er einem Frauenkloster versprochen. Doch ich habe sie dazu verführt, dass sie mit dem Verwalter des Königs zu sündigen begehrte.“ „Wie lange hast du dazu gebraucht?“ fragt der Oberste. — „Dreissig Jahre hab ich darauf verwendet“, entgegnet der Teufel, „doch heute bin ich so weit, dass sich beide Tag und Stunde zur Sünde vereinbart haben.“ — Da ruft der Oberste: „Da hast du ein gar herrliches Werk vollendet!“ und er steht von seinem Throne auf und umarmt ihn und lässt ihn zur Rechten sitzen.

Endlich brach der Morgen an. Und die Wahrheit verliess die Höhle und eilte zu dem Grafen und erzählte ihm alles, was sie von den Teufeln gehört hatte. Da ging der Vater zu der Tochter und warf ihr ihre sündige Absicht vor. Sie leugnete zwar, doch als ihr der Vater genau alle Umstände, Tag und Stunde vorhielt, sab sie sich überführt; und sie bekannte alles und stand von ihrem sündigen Vorhaben ab. Als Lohn für ihre Nachricht bekam die Wahrheit von dem Grafen reichlich Geld, und er schenkte ihr auch ein treffliches Pferd. Wie nun die Wahrheit so reich bedacht ihres Weges ritt und überall geehrt wurde, wo sie vorüberkam, begegnete ihr die Lüge wieder. Und sie fragte: „Von wem hast du dies schöne Pferd?“ Da erzählte ihr die Wahrheit getreulich ihr Erlebnis.

Die Lüge aber hoffte im stillen, ihr würde ein gleiches begegnen. So ging sie am Abende in dieselbe Höhle. Als die Mitternacht kam, trat wieder der Oberteufel ein, um Gericht zu halten. Und es kam auch der Teufel herbei, der die Grafentochter hatte zur Sünde verleiten wollen. Und er bekannte: „Herr, die Absicht jenes Mädchens ist verraten worden; ein Mensch muss unsere Gerichtssitzung belauscht haben; und so ist der ganze Plan verhindert worden.“ Da ergrimmte der Oberste, und auf der Stelle liess er die ganze Höhle durchsuchen, ob nicht wieder ein Unberufener darin verborgen sei. Als bald fanden die Teufel die Lüge in ihrem Verstecke; und sie wurde ergriffen und fast zu

Tode gepeinigt und geschlagen und lange in der Höhle hin- und hergezerrt, ehe sie entweichen konnte.

## 7.

## Von einer Magd, die im Hause eines Juden diente.

[Bl. 48 v.] Vor Zeiten lebte in Rom ein reichbegüterter Jude, ein Meister des Gesetzes. Der hatte in seinem Dienste eine christliche Magd, die das Kind des Juden aufzog. Eines Morgens, am Feste der Kirchweihe von St. Salvator, hörte der Jude die Festglocken läuten. Da sprach er zu seinem Weibe: „O, welch eine festliche Nacht ist dies! Wie weihvoll für die Christenheit ist der anbrechende Tag! Wie übertrifft doch dieser Tag alle Festtage des Jahres! Und doch wissen die Christen nicht, wie gnadenvoll für sie der Tag ist.“ Und sein Weib liess ihm keine Ruhe, bis er ihr offenbarte, warum das Fest so gnadenreich sei. „Heute ist der Tag,“ so sprach er endlich, „an dem Gott versprochen hat, allen, die ihn demütig um eine Gnade bitten, ihre Bitte zu erfüllen, gleichviel ob es irdische oder geistige Güter sind.“

Die christliche Magd aber lag in einer Kammer nebenan und konnte alles hören, was der Jude sprach. Und sie stand am frühen Morgen auf und ging in die Erlöserkirche. Dort flehte sie voll Demut zu Gott, er möge ihr ihre Sünden vergeben und sie aus ihrer Armut erretten, damit sie nicht länger gezwungen sei, bei Juden zu dienen. Als sie so gebetet hatte, ging sie nach Hause. Da fand sie in ihrer Kammer einen Beutel, der war ganz voll Goldstücke. Voll Freude dankte sie Gott und trat vor den Juden, um ihm ihren Dienst aufzusagen. Der Jude entliess sie auch; doch als sie weggehen wollte, brachte er sie vor den Richter und forderte, dass sie ihm eine andere Kindsmagd verschaffte. Das tat sie auch; denn sie konnte der anderen reiches Entgelt dafür bieten. Als das der Jude sah, wurde er argwöhnisch und fragte, woher sie soviel Geld habe. Sie aber entgegnete: „Gott hat mich reichlich damit versorgt; das verdanke ich dem Feste der Kirchweihe von St. Salvator, das wir heute feiern. Ich hörte, wie du in der Nacht deinem Weibe erzähltest, wie überaus gnadenreich dieser Festtag sei. Daher eilte ich zur Kirche, und als ich wieder in meine Kammer kam, lag ein Goldschatz darin.“ Da sprach der Jude: „Ge-wiss hat ihn nur ein anderer dort niedergelegt.“ — „Dann wollen wir das Geld ausrufen lassen,“ entgegnete die Magd, „und wenn sich der Eigentümer meldet, will ich ihm alles zurückgeben.“ Der Jude liess das Geld ausrufen; aber es meldete sich niemand, der es verloren hätte.

So ward die arme Magd reich, und voll Dank diente sie dem Herrn in Frömmigkeit und spendete von ihrem Überflusse reichlich den Armen. Der Jude aber, der Zeuge dieses Wunders gewesen war, liess sich mit seinem Weibe und dem ganzen Hause taufen. Und die Kunde von dieser Begebenheit ward in festlicher Weise rings umher im Lande verbreitet.

## 8.

## Die treffende Grabschrift.

[Bl. 138 v.] Ein Vater hatte einen Sohn, der ihm starb. Da ging der Vater zu einem Dichter und bat ihn, dass er ihm eine Inschrift für den Grabstein verfasse. Und der Dichter erkundigte sich, welche Tugend wohl den Sohn

ausgezeichnet habe. Doch der Vater antwortete: „Das kann ich dir nicht sagen.“ Da setzte sich der Dichter nieder und schrieb:

Des Herrn Barmherzigkeit,  
Die alle Sünd' verzeiht,  
Kann, wenn sie will, auch dir den Himmel schenken.  
Doch könnt ich mir dafür den Grund nicht denken.

---

## Zur Kenntnis deutscher Flur- und Ortsnamen.<sup>1)</sup>

Von Fritz Rotter in Mährisch-Schönberg.

Die Versuche, Ortsnamen zu erklären, sind vielfach einseitig unternommen worden. Es ist deshalb dankenswert, wenn eine Art organischen Schauens Platz greift und wenn Ortsnamen im Zusammenhang mit ihren Flurnamen und den Namen der nächsten Nachbarn erfasst werden. Je weniger dann Volksetymologien herangezogen werden, um so glaubhafter erscheinen die Erklärungen.

Eine Namenerklärung ohne Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse ist vielfach unhaltbar. Es ist notwendig, das organische Werden zu erfassen, um die Namengebung zu verstehen. Wir sind imstande, eine gewisse Systematik bei dieser Forschung geltend zu machen und auf Grund der vorhandenen Namen eine Einteilung in Gruppen vorzunehmen. Eine Einteilung nach dem Alter der Namen ist schwer durchführbar, jedoch oft möglich; so wünschenswert sie ist, vielfach werden wir davon Abstand nehmen müssen. Wir finden in ganz Deutschland eine gruppenweise Anordnung der Namen, deren Entstehung wir in eine frühe Zeit verlegen. Sind wir imstande, hierfür Beweise zu erbringen? Im nachstehenden bringe ich einige Flur- und Ortsnamen, die miteinander durch die Möglichkeit der Entstehung in einer und derselben Entwicklungsperiode eng verknüpft erscheinen.

Für die systematische und organische Betrachtung sind die Flurnamen noch bedeutungsvoller als die Ortsnamen. Namen, die irgendwie mit den Rechten des einzelnen zusammenhingen, haben sich am besten erhalten. Im Laufe der Jahrhunderte sind zwar vereinzelt sinnentstellende Änderungen am Namen vorgekommen, doch sind diese oft zu erkennen und auf die ursprüngliche Form zurückführbar. Eine Angleichung hat auch das Christentum mit

<sup>1)</sup> Die folgenden Ausführungen sind auf das allerknappste zusammengedrängt.

heidnischen Namen durchgeführt. Am Südabhang des Altvatergebirges (*mons Vandalicus*) lebt ein Volksstamm, der sprachlich zu Schlesien gehört, politisch zu Mähren. In seinen volkstümlichen Überlieferungen lässt sich seine Zugehörigkeit zum Schlesischen ebenso feststellen wie in der Sprache selbst. In diesem Volksstamme leben in erster Reihe Überlieferungen, die, wie das Adventspiel (in christlichem Gewande) auf germanische Bräuche zurückgehen. Die christlichen Spiele späterer Zeiten (Christigeburt-, Dreikönig-, Herodesspiel usw.) sind lange nicht so beliebt und verbreitet wie das Adventspiel.

Das Aufsuchen der Flurnamen bringt ganze Namengruppen zu Tage, die einzeln, noch mehr aber in ihrer Zusammengehörigkeit auf eine germanische Überlieferung hindeuten. Ich werde zunächst eine Gegend beschreiben, die sinnfällig eine Gruppe von Namen aufweist, die Ähnliches bedeuten. Die Namen dürften einem und demselben Zeitalter angehören.

Nördlich der Stadt Schönberg in Mähren liegen auf einer kleinen Hochfläche einige wenige Gehöfte der Ortschaft Pföhlwies, zur Gemeinde Geppersdorf gehörig. Die Ortschaft Pföhlwies besteht aus drei räumlich getrennten Häusergruppen. Der grösste Teil liegt am Nordhange und heisst „die alte Pföhlwies“, ein anderer, kleinerer Teil liegt am Südhange in einer Mulde gegen Brattersdorf und heisst „Neupföhlwies“. Auf der Hochfläche selbst stehen zwei Bauernhöfe, ein Häusle und eine kleine Kapelle. Diese Gegend heisst „der Ring“. Der Ring hat genaue Grenzen und ist fast eben. Im Ring stehen uralte Linden. Aus den Ästen der einen wächst bereits ein Ebereschenbaum heraus; die kleine Kapelle steht unter den Linden. Im Putz der Kapelle war aussen eine Jahreszahl angebracht, doch ist sie bei der letzten Auffrischung verlöscht worden.

Die Flurnamen des Ortes lauten: Alt- und Neu-Pföhlwies, der Ring, nördlich<sup>1)</sup> der Mühlberg (658), westlich der Lohberg (Lohnberg), weiter westlich die Bärengruben, die eine tiefe Mulde, begrenzt vom Lautenhübel und Neuhauserwald, darstellen. Südwestlich der Storchen- oder Starchenberg (629), diesem vorgelagert der Hopfenberg. Nach Süden führt ein tief

---

<sup>1)</sup> N. S. W. O. ist jeweils vom Ringzentrum, vom blauen Stein.

eingeschnittener Hohlweg nach Brattersdorf, ins Säfferland; östlich vom Ring ist die Bärenbräch, über die hinweg man zum Kreuzberg (693) und Fichtberg (743) kommt. Nordöstlich liegt die Vogelhad und nordnordöstlich der Lukasberg. An den Fichtberg schliesst sich der Fitzenstein, jetzt Pfützenstein geschrieben, und der Burgenstein (694), jetzt Bürgerstein geschrieben, mit dem Burgerwald an. Östlich der Bärenbräch und des Kreuzbergs liegt an einem Kreuzweg (Stollenhau, Geppersdorf, Reigersdorf) ein Hegsenplan. Gegen Nordosten führt an der Geppersdorfer Kirche vorbei ein Fussteig in den Hinderpusch (Busch = Wald); der Hinderpusch erstreckt sich zwischen Lauterbach und Wüstseibersdorf. Dieser Wald führt bei allen um ihn herum liegenden Orten den Namen Hinderpusch, auch ist der Fussteig nach Pföhlwies all den Orten der Umgebung bekannt, trotz anderweitiger besserer Verbindungen.

In älteren Schriften findet man die Schreibweise „Phählwies“ und auch Pföhlwies. Im Scherz sagt die Bevölkerung oftmals Pfloukwies.

Der Ring ist im Süden und Osten durch eine Mauer begrenzt, die stellenweise 2 m hoch ist; im Norden und Westen gehen die Felder über die als Ringgrenze angegebene Linie hinweg. Als „Ring“ wird immer wieder „der ganze ebene Tempel“ bezeichnet.

Der Ringmauer ähnliche Mauern finden sich am Nordwestabhang entlang den Feldrainen des Fichtberges, jedoch mit dem Unterschied, dass dort nicht so lange, fast regelmässige Steine gefunden werden, wie teilweise in der Ringmauer und in den Feldern um den Ring herum.

Die Farbe der Erde im Ring wird mit rot bezeichnet. Der höchste Punkt des Ringes ist ein kleiner Steinbruch, vor wenigen Jahren noch ein frei aufragender Felsblock. Der Block wurde vom heutigen Besitzer gesprengt, und der Stein, dessen schöne blaue Farbe er lobend hervorhebt, zum Scheunenbau verwendet. An den Bruchflächen findet man die blaue Farbe bestätigt.

Im nördlichen Teil des Ringes steht ein vierkantiger Stein, etwa 1 m aus dem Boden heraus; der Erbrichter, dem er gehört, wollte ihn schon ausgraben; doch steckte der Stein zu tief im Boden, er konnte ihn nicht unterfangen. Der heute freistehende

Stein soll ein Radabweiser eines Flugdaches (Schafstall) gewesen sein. Dieser Stein steht exzentrisch in einem Rund, das so auffallend kreisrund ist, dass der Gedanke an einen Göpel (Mühle) auftaucht. In diesem Rund ist der Boden so steinig, dass nur spärliche Grasnarbe ihn bedeckt; Steinplatten von 2 m Länge,  $\frac{3}{4}$  m Breite und etwa 15 cm Dicke wurden in diesem Runde oberflächlich liegend gefunden und anderweitig verwendet.

Der südöstliche Teil des Ringes wurde vor einem Menschenalter noch von einem Birkenredich bedeckt. Redich bezeichnet selbstgewachsenen, ungehegten Wald, um den sich niemand kümmert. Der Vater des heutigen Besitzers hat es gerodet. — Von hier, entlang der Mauer weiterschreitend, kommen wir zum Quöl, einem träge quellenden Wasser, das nach kurzem Laufe noch im Ring einen Sumpf bildet: die Plump. (Zu Quöl vgl. Quall, Deutsches Wörterbuch VII, 2308).

Unterhalb der Vogelheide ist ein Hügel, Birkenhübel geheissen, von dem ein Wässerchen in einer Wasserleitung bis nahe zur Kapelle und dem vierkantigen Stein geleitet wird: der Born. Ausserdem befinden sich noch drei Brunnen im Ring, von denen einer vertrocknet ist. Die Brunnen werden ebenfalls „Borne“ geheissen; sie enthalten das Trinkwasser. Aus dem Quöl würde niemand trinken; er ist ungesund. Auch der Born, der aus dem Birkenhübel kommt, soll nicht ganz geheuer sein.

An der Decke der kleinen Pföhlwieser Kapelle ist über dem Altar ein Rad dargestellt; in der Mitte des Chores ist an der Decke ein Zeichen, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Greve (Speerspitze) zeigt.

Der Kreuzweg bei der Kapelle ist sehr verrufen. Bei Nacht soll niemand dort gehen, denn dort „verfuhr's“ die Leute, und sie kommen ganz wo anders heraus, als wo sie hinwollen.

Der Raumersparnis halber führe ich nunmehr die volle Beschreibung der Nachbargemeinden nicht mehr durch. Ich gebe ihre Namen zugleich mit der mir wahrscheinlich vorkommenden Deutung an und behalte mir vor, anlässlich der Beschreibung der Flurnamen des ganzen Gebietes das hier Fehlende nachzutragen.

Die oben angeführten Flurnamen rechtfertigen im Verein mit den im Boden vorhandenen Funden m. E. die Annahme, dass wir Reste einer Malstatt vor uns haben. Für den Namen Pföhl-

wies finden wir bei Edm. von Wecus (Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte, Zeitz 1919) Analogien in Pfahlbronn, Pfahldorf, Pfahlheim. Der Flurname Ring, sein Zusammentreffen mit der roten Erde und dem blauen Stein, der Born, der Quôl, der Sumpf, das Unheimliche des Kreuzweges, alles trägt zur Erhöhung der Wahrscheinlichkeit bei. Nach Tacitus sind wir hier auf germanischem Boden, und das Zusammentreffen des Namens Pföhlwies mit den von Wecus in Württemberg (Pfahlbronn und Pfahlheim) und bei Nürnberg (Pfahldorf) gefundenen Namen, sowie dass wir im Erzgebirge den Pfahlberg (993) in Verbindung mit dem Henneberg, Schwarzen Bär usw. finden, lassen vermuten, dass wir Worte des svebischen Stammes vor uns haben. Die Bezeichnung des Ortes mit Pfahl scheint eine Überlieferung aus germanischer Zeit zu sein; die räumliche Ausdehnung, von der Oder bis zum Rhein, spricht ebenfalls dafür.

Von den Nachbarorten mit rein deutschen Namen führe ich an: Aspendorf, im Volksmunde Astendorf oder Hammerstatt oder Stattla, scherweise „Stadtla Hammernix“ geheissen. Prof. Dr. Kuhl bespricht im 2. Band der Geschichte der Stadt Jülich die Zugehörigkeiten zum Sombornhof um das Jahr 1660: „In den Aspensgraben unter dem Gericht (Galgenberg) unter dem blauen Stein usw. . . .“ Wir haben hier eine Analogie nicht nur des Namens Aspen . . . , sondern auch eine Analogie für die Nähe einer Gerichtsstätte, mit dem hinzugehörigen blauen Stein. Die Erklärung des Namens von Asbann = Almande ist mir wahrscheinlich. Hegel, Chroniken der deutschen Städte, XIV, S. 890. Wecus beschreibt den blauen Stein neben der Hacht in Köln; an diesen Stein wurden die Verbrecher vor der Hinrichtung dreimal mit dem Rücken gestossen. — Ein gut Teil des Verrufenseins der Malstätte scheint mit der Angst vor der Gerichtsstätte zusammenzuhangen. Wahrscheinlich hat die spätere christliche Zeit viel dazu beigetragen, diese Orte den Christen abschreckend zu machen. Im Süden schliesst Brattersdorf an, und zum Brattersdorfer Gemeindebesitz gehören die eingangs erwähnten Bärengruben. Östlich vom Pföhlwieser Ring befindet sich die Bärenbrâch. „Bär“ wird in der Mundart das männliche Schwein, der Eber, genannt, vgl. mhd. bêr; an Bär = ursus ist kaum zu denken, da für einen solchen Weideplätze nicht nötig sind. Auffällig freilich ist die

schwache Form. Die Bärengruben eignen sich vorzüglich zum Nächtigen ganzer Herden, und ihren Namen verdanken sie m. E. dem sus domesticus. Es sei dazu erwähnt, dass bei den Malstätten die Schweineherden der Hundschaft gehalten wurden. Brattersdorf, sowie das benachbarte Geppersdorf, Reigersdorf u. a., scheinen in dem ersten Teile des Namens die Bezeichnung des Besitzers zu enthalten.

Auf leidlich sicheren Boden treten wir bei den Flurnamen, da sie zumeist rein deutscher Herkunft sind. Besteht zwischen der Namensform, die im Orte gilt, und der von Fremden auf der Karte bezeichneten Form ein Unterschied, so nahm ich stets den überlieferten ortsüblichen Namen als richtig an, setzte jedoch, um Irrtümer auszuschliessen, den auf der Karte erscheinenden in Klammern bei.

Eine sanfte Lehne westlich des Ringes von Pföhlwies führt den Namen Löhberg (Lohnberg). Da löh = Holz, Wald ist, so ist der Name ohne weiteres klar, ebenso Fichtberg und der Storchenberg. Auf seinem höchsten Punkt stand bis vor dem Kriege ein Wetterkreuz, zu dem am Bittage Prozessionen sowohl von Geppersdorf, als auch der jüngeren Brattersdorfer Kirche ausgingen. Auch die Hagezissen fehlen nicht; an der Wegkreuzung Geppersdorf, Reigersdorf, Stollenhau liegt der Hegsenplan, der mit den Hexenprozessen Ende des 17. Jahrhunderts nichts gemein hatte.

Die Zusammenfassung örtlich und zeitlich zusammengehöriger Namen spricht demnach für die bereits bekannte Tatsache, dass noch bevor der erste Slave schlesischen oder mährischen Boden betreten hat, Germanen hier siedelten. Wir sahen, dass einzelne Namen mit den Rechtsverhältnissen verknüpft sind. Wenn nun die Voraussetzung, rote Erde und blauer Stein mit den Flurnamen übereinstimmen — ich will nur die Flur Ring in Erinnerung bringen —, so liegt die Vermutung nahe, dass hier eine Malstatt war. Wenn ferner die Namen der einzelnen Fluren in gewissen Rechtsverhältnissen begründet sind, wenn einzelne Rechte oder Rechtsanschauungen bis auf uns gekommen sind (vgl. Besitz des Frankstädtler Ergerichtes) und immer noch mit dem gleichen Namen genannt werden wie einst, dann ist eine neue Tatsache gegeben, die fortlaufende Überlieferung aus weit entlegener Vor-

zeit. Da es schwer ist, anzunehmen, dass eine so bedeutsame Überlieferung von verschiedenen Völkern getragen wird, so ist auch die Kontinuität des Volkes gegeben. Auf jeden Fall aber ist die Lehre von dem Abwandern der Deutschen aus Schlesien, Böhmen und Mähren einer kritischen Betrachtung zu unterziehen, und die Historiker werden gezwungen sein, mit unseren volkskundlichen Forschungsergebnissen mehr als bisher zu arbeiten.

Eine zweite Ansicht gerät mit dem Nachweis der Kontinuität der Flurnamen und der Kontinuität des Volkes ins Wanken, das ist die bekannte Kolonisationstheorie. Nach dieser Ansicht haben Quaden, Markomannen und Silinge das Land verlassen. Die Slaven, Mährer und Tschechen nahmen von ihm Besitz, und im 13. Jahrhundert kamen Deutsche in grossen Scharen nach Böhmen, Mähren und Schlesien, die deutschen Historiker behaupten als Städtegründer, die tschechischen Historiker (gestützt auf die Königinhofer und Grüneberger Falsifikate) als Bettelvolk. Die Haltbarkeit dieser Theorien ist von Historikern bereits geleugnet; trotzdem findet sie sich noch immer in fast allen deutschen Geschichtswerken. Dabei muss es einmal öffentlich gesagt werden: der erforderliche Nachweis für die Kolonisation unserer Gebiete ist lückenlos heute noch nicht erbracht.

Die Slaven haben aus den von deutschen Gelehrten vertretenen (bisher unbewiesenen) Kolonisationstheorien eine praktische Nutz-anwendung gezogen, und das ist die Wald- und Feldenteignung des Kolonistenvolkes, des Bettelvolkes, der Deutschen. Die Ent-eignung eines zugewanderten Volkes lässt sich vor dem Auslande leichter motivieren als die eines seit Jahrtausenden sesshaften Volkes. Dies ist die ganz besondere Bedeutung dieser Forschung für uns Sudetendeutsche.

Die Flur- und Ortsnamen können, zusammen betrachtet, wichtige Aufschlüsse über früher vorhandene Rechtsverhältnisse geben. Teilweise erklären sich aus diesen vorgeschichtlichen Besitz- und Rechtsverhältnissen uns sonst unverständliche Bodenbesitzverhältnisse, und durch diese organische Betrachtung werden dem Geschichts- wie dem Altertumsforscher neue Quellen geöffnet.

# Die Flurnamen im Gebiete des Klosters Camenz.

Von Karl Rother.

Die Ortsnamen um Camenz sind in der Gründungsurkunde des Klosters (1208) durchweg slavisch, auch Camenz<sup>1)</sup> geht auf böhmisch kámen der Stein, Fels zurück. Aber schon nach wenig mehr als 100 Jahren treten in den Camenzer Urkunden — Cod. dipl. Sil. X — deutsche Namen an die Stelle der ursprünglichen. Nur Camenz und Plottnitz (poln. błota Sümpfe) und die slavische Endung in Paulwitz sind geblieben. Bei Laubnitz erinnert die Endung und die mundartliche Aussprache lapnits an das frühere Laponica, denn Laub lautet mundartlich auch hier laqp. Bei Wartha kann man im Zweifel sein, ob Warte oder das alte Bardun zugrunde liegt. Mit der Verdeutschung der Ortsnamen dürfte die der etwa vorhandenen Flurnamen Hand in Hand gegangen sein, so dass diese heute durchweg deutsch sind, wenn nicht etwa in ein paar undeutbaren Worten slavische Wurzeln stecken sollten.

Nach der Auflösung des Klosters Camenz 1810 kamen die etwa 27 Dörfer umfassenden Stiftsgüter zunächst unter staatliche Verwaltung. Aus dieser Zeit stammt eine von dem „Kgl. Kammer Condukteur“ Friedrich Grapow 1811 aufgenommene „Specialkarte“, die die Flurnamen dieser Güter, nicht aber die in den Gemeinden liegenden enthält. Die Flurnamen dieser Karte dürften dem Volksmunde entstammen und (nicht immer glücklich) ins Hochdeutsche übertragen sein.

Die Camenzer Güter kamen 1812, mit Rückwirkung vom 1. Juli 1811, durch Kauf an die Prinzessin Frederike Luise Wilhelmine von Oranien, nachmals Königin der Niederlande, und 1830 durch Verheiratung mit der Prinzessin Marianne der Niederlande an den Prinzen Albrecht von Preussen, und dessen Enkel Prinz Friedrich Heinrich ist der heutige Besitzer. Unter den Hohenzollern sind die Güter durch Zukäufe bedeutend, sogar bis weit in die Grafschaft hinein, vergrössert, die Grapowsche Karte ergänzt und neue angefertigt worden. Nach dieser Karte sind die nachfolgenden Flurnamen des Camenzer Bezirks — Südzipfel des Frankensteiner Kreises — zusammengestellt; die der eingeschlossenen Gemeinden folgen gesondert. Den Bezeichnungen nach Personennamen setze ich ein Pn. bei.

Um Camenz: Der Konventgarten, zur Hälfte der Herrschaft, zur andern der Kirche gehörig, hinter der sog. Prälatur prelatür gelegen, dem Hauptgebäude des ehemaligen Klosters, das ebenfalls nur halb zur Kirche gehört. Am Kuchelsteige, im Volksmunde vergessen. Das lange Gewende. Die Kanzlerwiese, vom Volke Himmelwiese benannt, nach einem früheren Strassengasthause „Zum Himmel“; das Gebäude liegt jetzt im Park und ist Beamtenwohnung; die dahin führende Himmelbrücke ist neuerdings nach einem Prinzen benannt worden. Die Hutweide, im Volksmunde Hofewiese, auch Heechwit hechwit oder hétwich genannt; an Hedwig ist bei diesem Namen nicht zu denken, da Hedwig älter hedawīja lautet. Der Galgenberg goljaberk. Der Lerchenberg, mundartlich un-

<sup>1)</sup> Gesprochen kaménts im Gegensatz zu káments Kamenz i. S.

bekannt. Der Steinergarten Pn. Daneben der Pachewerder pachawerdr oder pachafump, 1811 noch im Besitz eines Pache. Die Bornscheibe bornsäebo. Der Schweinteich ſwaentaech, 1811 noch als Teich gezeichnet, seit langer Zeit nur ein Sumpf und ganz neuerdings in Ackerland umgewandelt. Die Scholzenwiese ſ ſ últsawifla, heut herrschaftliches Ackerland, zu Klosters Zeit dem Scholzen von Grunau zur Nutzung überlassen; der Name ist fast ganz vergessen. Pappelgarten, heut Ackerland. Gänsewinkel, eine Wiese am Mühlgraben, der hier Windungen macht, die wohl einem Gänsehalse verglichen werden können. Die Lache, eine feuchte Wiese. Obergewende. Unter den Dämmen. Am Pestbilde. Das Radeland, soll heißen Rodeland rödlant. Wehrscheibe wärſaebé unterhalb des Grunauer Wehres. „Rosenstrauch Forth Werder“, vom Volke nicht gekannt. Der Graupenforth dr graopafort, eine Furt über die Neisse. Der verwirrte Kopf frwerte köp. Der Schlung. Mäsekasten, soll heißen Meisekasten mēſekosta. Dreispitze. Köptümpel képtimpl, wohl von köpfen. Unter den Mauern (des Dominiums), später verbessert: hinter d. M. Der Baumgarten; auf einem Teile desselben ist 1835 die katholische Schule erbaut, der andere Teil gehört als Stallgarten zum heutigen Ziergarten. Der Vorwerksacker, „Sichts“ genannt; der Volksmund benennt als Siechdichfür ſiechdichfir einen Teil des Abhangs des Schlossberges, der aber ein Stück von diesem Sichts entfernt liegt. Hartenberg, der heutige Schlossberg ſlösberk; der mehr nach Baitzen zu gelegene Abhang wird heute noch die Harte hárta oder baetſahárta genannt. Schromwinkel, nach dem Dorfe Schrom, beiderseits der Neisse an der Stelle gelegen, an der sich der vorgeschichtliche grosse Teich einen Abfluss verschafft hat. Die Jägerei lag noch 1811 an der Neisse, deren Lauf später verlegt wurde. Ober- und Niederweidicht. Der Camenzer Vorwerksacker, genannt Galz, jetzt Galitz, im Volke nicht bekannt. Ansatzwinkel, von der Neisse angeschwemmtes Land. Unter den Schlehensträuchern. Am Stadtsteige. Die Obermassen. Kretschamacker; der Kretscham ist gegen 1820 von der Herrschaft angekauft; zu ihm hat wohl auch die heutige Schenkenwiese gehört. Steinbruch, heute Nassastein genannt. Ochsentümpel. Kirschberg. Siegelwiese Pn. — Am rechten Neisseufer: Taschenberg, ganz flaches Wiesen- und Ackergelände, nach einem ehemals dort gelegenen, 1238 erwähnten Dorfe; Pfotenauer bezeichnet ihn in den Camenzer Urkunden irrtümlich als zu Pilz gehörig. Der Olsch öls. Kugelteich, nach einer anderen Karte wohl richtiger Kuchelteich. Schafwiese. Schafteich, Mittelteich, Hopfen-teich, Raatzteich (bei Heinrichau heißt ein Dorf Raatz), Eichteich, 1811 noch als Teiche gezeichnet. Sie waren von den Mönchen auf Sumpfgelände als Fischteiche angelegt, durch Dämme getrennt, hatten Zufluss von Banau, also vom Gebirge her und standen durch Durchlässe miteinander in Verbindung; heute sind es leicht berieselbare Wiesen, tragen aber noch den Sammelnamen (Banauer) Teiche. Schafferfleckel. Hopfenberg hupaberk. Grabenstück. Pilzwald. Pilzer Rodeländer. Rohrlandwiesen. — Zum Eichvorwerk gehörig: Scheunberge. Grosser Garten. Mittelgarten. Bockschädel, Hügel mit ehemaligem Steinbruche. Hornberg. Oberwald. Kunzendorfer Rand. Paulwitzwiesen. Entenpfütze. Kälberberg. Dreigewendestück. Stadtbergstück, ein trigonometrischer Punkt. Steinberg. Jungfer, kleiner bewaldeter Hügel. Vogelberg. Seeteich ſitaech, vom Volke als

Siegeich gedeutet, wo irgendein Sieg errungen worden sei. Seeplan ſiplān. Niederbodenwiese. Die Schmirlgel ſmerjl, vom Vorkommen der sogen. vollen Schmirlgel, *Trollius europaeus*. Nasse Wiese. Probstwiese. Kanzlerwiese, jetzt Oberförsterwiese genannt. — Nach Hemmersdorf zu: Hopfenberg hupaberk, auf dem die Mönche Hopfen bauten. Kosigacker Pn. Dreschgärtnerstück; *Oeconomia forensis*, Berlin 1775, Bd. 1, 517: „An einigen Orten, wo die Kossäten nicht vielen Acker haben, und überhaupt in ihrer Nahrung schwach sind, ist das Dröschen der herrschaftlichen Scheune ein Vorrecht für dieselben, welches ihnen nicht wohl entzogen werden kann.... Dass in Schlesien eigene Dröschgärtner, durch welche dieses Geschäfte verrichtet wird, angesetzt sind, ist einem jeden, der von den dortigen Wirtschaftsverrichtungen Wissenschaft hat, nicht unbekannt.“ — Gleiche Bedeutung wie Dreschgärtnerstück hat auch das Gärtnerstück in Laubnitz; Gärtner heissen noch heute die Stellenbesitzer. Vgl. dazu die Ra.: a frisst wie a Scheundrascher und das Wort Scheunladrascher in der Grunauer Dorfpresche (Mitt. XXIII, 113). Hofbodenwiese. Scheunwiese. Tränkenberg. An der Kricke. Kellerberg. Am alten Keller. Tiefer Grund. Breites Stück. Die Quere. Das Flachslädel. Schölzerstück. Winterfeld. Sommerfeld. Brachfeld. Das Nahteichel. — Von Wolmsdorf, Dörndorf bis Maifritzdorf: Erteltgut, Erteltbusch Pn. Die Birken. Fegebeutelteich fāboęltęęch, Grosser und kleiner Engelteich Pn., Grosser und kleiner Murmelteich, alter Teich — heut durchweg Wiesen. Rote Wiesen Harterand härtarant. In den Faulhütten fölhita; hier sollen früher Hütten für die Grenzfeldwächter gestanden haben, nach Volksmeinung mehr zum Faulenzen und Schlafen benutzt. Die mundartliche Aussprache fölhita lässt aber auf Pfahlhütten schliessen, die von Teichwärtern benutzt wurden. Um Plottnitz: Herrenwiese. Backertwiese Pn.? Die Saubade. Der Typolt tiplt Pn.? An der Grafenwiese. Otternpfütze. Am Bierwege. Rohrwiese. Wallberg, wohl irrtümlich auch als Wellenberg verzeichnet. Der Kohlhau, von der Holzkohlebereitung. Schatzkammer. Die Streu. Die alte Plottnitz älę plōms; das ursprüngliche Plottnitz, 1293 zum ersten Male erwähnt, lag nördlich vom heutigen Dorfe und ist wohl mit seiner Burg (vgl. Wallberg) zerstört worden. Schmiedehau. Der Neidig naędich, 1325 und öfter als vom Kloster erkaufter Wald unter dem Namen Nydeke, Neidecke erwähnt. Klaufenlehne. Birkenteich. Steinteich. Alter Teich. Luderteich. Graseteich. Grosser Teich. Kretschamteich. Brauteich. Schmiedeteich. Moselteich mōſataęęch, also Moseteich Pn., wie auch in Rechnungen zu lesen ist. Schölzerteich. Schafteich. Mühlteich. Brandhau. Grosser Mühlhau mīlhēla. Rohrlehne. Haferberg. Kirchberg. Grafenwiese. Schmiedewiese. Paterwiesen. Am Kirchsteige. Langer Berg. Heidenhügel, wohl von Heide, Heidekraut. Bauerloch. Sendenplan, von die Sende = *Iuncus glaucus*, Binse. Oberwald. Lindenberg. Birken. Vogelberg. Malzberg. Bei den Fuchslöchern. Erlichtfelder. Wegweiserstück. Starberg. Pradelwiese Pn. Pfauenschwanz. Bodenstück. Die grosse Leede, s. Mitt. XV, 112. Die Leedenhäuser, 7 Häuser. Zacherberg Pn. Teichenberg Pn. Laserichlehne Pn. Appel(t)stück Pn. Heiderberg Pn. Hirschgewende. Oberwiese. Giftbach de giftbäęę, von Reichenstein herab kommend. Pfarrhau. Bei der Hederwiese. — In Gegend Heinrichswalde: Ochsenbusch. Der Glücklich. Die Panteln. Burggraben. Heidelberg. Der Bunzel. Der Hoff-

mann Pn. Die Käseharte. Burggrabenberg. Geisterlehne. Bei Maifitzdorf: Die Mogradel, Mokratel, mukrádl, muškárdl, poln. mokry, feucht, nass. Vgl. die Ortsnamen Mockrau, Mocker, Muckerau. Die Bensche, Bönsche penšø. Hopfenbrunnen. Molchgraben. Sendenhau. Schwarze Graben. Hahngraben. Am Bockenberge, Beckenberge. Der Hildebrand. Die Krinnen, Kringen. Mönchhau minčhaq. Mitschkerwiesel Pn. Nesselhau. Die Hallen, wohl richtiger Halden. Der weisse Berg. Der Hannig Pn. Schmeerberg. An der alten Mägde ihrer Kirche. Beerloch (Bärloch). Jauersberg járšbark. Am Wassertroge. Bei Follmersdorf: Kohlberg. Kretschamhau. Die Tschöpen Pn? Krischer-, Kriescherlehne; vom Pn. Krischker? Schwarze Lehne. Kuchelhau. Ziegelhau. Kaufjockel. Radeberg. Vogelberg. Am Eulenberg, Taubenhügel, Kellerberg sind ältere Namen. Pahlergrund. Langegrund. Scheiben. — Gegend Reichenstein: Kreuzberg. Himmelfahrtslehne. Vogeltränke. Scholzenberg. Erbgraben. Baumlehne, Predigtstuhl. Annastübel. Perlenbrunnen. Haferleeden. Kegelpläne. — Gegend Gierichswalde: Hirschkoppe. Pflugbeete, früher Ackerland. Kahleberg. An der Buschwiese. An der Ebereschwiese. An der Fluderwiese. Am Dresdener Grunde. Kauschgraben. Flötenhübel. Kuhhirtegrund. Eichberg. Die Schlinge. Der hohe Stein. Die Hölle. Am Schäferborn. Mohkoppe. Richtgrund. Aspengrund, ospø = Ahorn. Plattenberge. Die Harthen. Lindenscheibe. Rummelsberg. — Gegend Wartha: Windbräche (Windbruch). Der Kammels. Grosser, kleiner Niklas, älter Nikolasch. Hahn, das Hähnel, Hahnschleife (wohl aus Hain hán in die Schriftsprache übertragen). Böhmenschleife břmašlačka, ein steiler, steiniger Fussweg nach der auf der Bergspitze gelegenen Wallfahrtskapelle; böhmische Wallfahrt sollen ihn benutzt und zu besonderer Busse Steine auf den Berg getragen haben. Brüdergrund. Heidenhübel. Nassgrund. Börndellehne. Brunelehne. Abstück (Abstück). Am Rabenstein. Brokusgrund. Brigittenstein. (Fortsetzung im nächsten Bande.)

## Beiträge zum Schlesischen Wörterbuch vornehmlich aus Daniel Stoppes Gedichten.

Von Georg Schoppe.

Daniel Stoppe ist dem Wörterbuchmann kein Fremder. In dem ersten Quellenverzeichnis zum ersten Bande des DWB. ist er vertreten. Weigand hat ihn benützt. Gombert hat in seinen mannigfachen Arbeiten ihn herangezogen, ebenso Kluge in seinem grossen EWB. wie in der Studentensprache. Birlinger hatte Zs. f. d. Ph. 26, 235—255 in einer Lese aus schlesischen Schriftstellern Stoppe reichlich zu Worte kommen lassen. Weinhold nennt ihn oft in seinem Schlesischen Wörterbuche, noch öfter in dem handschriftlichen Nachlass. Und doch, trotzdem findet man bei ihm noch des Eigenartigen und zu Erklärenden genug. So wenig hoch wir den Hirschberger Schulmeister als Dichter einschätzen werden,

für aufkommende sprachliche Neuerungen hatte er ein richtiges Gefühl; und was für die Schlesier wichtiger ist, er dichtet einiges in der Mundart und bewahrt auch sonst volkskundliche Züge. — So erfahren wir z. B. dass die Krebsefänger ein Licht am Hute festgemacht trugen (Neue Fabeln oder moral. Gedichte I 89). Und wie am Georgentag Zauber verübt und Hexer entlarvt werden, erzählt uns launig ein Gedicht in der Mundart:

Vergangen lähtem Marx ('s woar groade Gerge-Tag)  
An Basem unversahns då Quâre übern Wag,  
Ah wârder durch ah Tudit ne drüber waggeschrieta (Zweite Samml. 5.)

Auf welche Züge aber folgende Stelle zielt, ist mir nicht klar.  
In der zweiten Sammlung S. 111 steht:

Ein eintzges Huhn läst von vielen Hähnen treten, | Die Frau läst jeden Knecht aus ihrem Buche beten, | Dem Manne wird der Hut voll Federn zugestellt, | Wenn sein erkauftes Gut in fremde Hände fällt. Ähnlich heisst es S. 73: Denn will man in den künft'gen Tagen | Die Mütze nicht voll Federn tragen, | So zähme man sein wildes Fleisch. Oder S. 70: Ich machte mir nichts draus, | Und sollt' ich soviel Federn kriegen, | Dass ich vermögend wär, den Adlern gleich zu fliegen. S. 138: ... So wenig als Vulcan, | Der lahme Meister Schmidt von Herzens-Grunde lachte, | Als ihm sein Eheschatz den Hut voll Federn machte.

Ein paar andere volkskundliche Dinge sind ins folgende hineingearbeitet, wie z. B. die Erzählung vom Otternfänger mit der Pfeife oder die von der ein goldenes Ei legenden weissen Henne. — An volkstümlichen Redewendungen (man sollte den verallgemeinernden Ausdruck Sprichwörter besser meiden) ist kein Mangel. — Die einzelnen Auflagen von Stoppes Neuen Fabeln oder moralischen Gedichten weisen manche Änderungen auf. 1738 S. 24: „Es schmackt ihm auch gar gut“; 1740 S. 24: „Es schmeckt ihm auch gar gut“. 1738 S. 94: „Inzwischen kam ein Hirsche nachgedrabt“; 1740 S. 94: „Inzwischen kam ein Hirsch von hinten nachgedrabt“; die Ausgabe von 1745 liest wie die von 1738. Das gleiche sehen wir 1738 S. 230: „als wie die Harter Täuche; 1740: „vieleicht sind ihre Bäuche, so gross wie Forellenteiche; 1745 entspricht der Ausgabe von 1738. 1738 S. 2:

Das Glück zerbrach im Grimm dem Podagra die Krücke,  
Da lag der Hinkenperts und konnte kaum mehr stehn.

In der Ausgabe von 1740 steht:

Das Glück zerbrach im Grimm dem Podagra die Krücke,  
Da lag er nun und konnte nicht mehr stehn.

1745 liest wieder Hinkenberts; in der Form Hinkeperz steht es Parnass im Sättler 399:

Als ein rechter Hinkeperz | Zu Fusse gehen muss.

In der Ausgabe 1738 S. 27: „Des Tschätschers rauher Schall“; 1740 lesen wir: „Des Vogels rauher Schall“. Verglichen sei noch 1738 S. 19: „Der dumme Schelme prahlte gern“; das wird 1740 geändert in: „Der dumme Narre prahlte gern“. — Diese wenigen Beispiele mögen genügen, da es uns hier nicht um eine kritische Ausgabe Stoppes zu tun ist. — An rein grammatischen Sonderheiten und Eigenheiten bietet er nichts, was nicht von Drechsler in seinem bekannten Buche über Wencel Scherffer bemerkt worden wäre.

Benützt worden sind folgende Ausgaben: Erste Sammlung von Daniel Stoppens Schles. Teutschen Gedichten, Franckfurt und Leipzig 1728, in 8°; Zweite Sammlung 1729. — Parnass im Sättler, o. J., Franckfurt und Leipzig. Zu finden bei Franz Christian Mumme. — Neue Fabeln oder moralische Gedichte, Breslau 1738, in 8°. — Neue Fabeln oder moralische Gedichte, Breslau 1740, in 8°. II.

**Alp.** Moaruncka-Gergas Moad Hatt uff da Geyers Karl gerichtlich ausgesoat, Ah hätt se's Nachts gedruckt. Ich wiels ne Lüga stroffa, Vielechte hoda goar dā Moad ern wulln beschloff. Doas war mer su ah Alp. Zweite Samml. 5. vgl. Weinhold 6a; DWB. I, 246; Drechsler, Wencel Scherffer 74; Kluge, EWB. 12a, der darauf hinweist, dass das Wort md. ist. — **Ankörren** (körren = kirren). Das Gedächtniss alter Lust Mag kein neuer Tag vernichten. Zeiten, die in unsrer Brust Süsse Freuden-Lieder dichten Werden zwar nicht leichtlich alt Und vergehn oft allzubald; Doch die angekörerten Blicke Fallen stets auf sie zurücke. Erste Samml. 26. vgl. DWB. I, 381 und S. 128: Weil dis approbierte Lebens-Pflaster (d. h. der Tabak) Meiner Zärtlichkeit recht kirre thut. — **Anstechen.** Ein Windspiel stach einst einen Dachshund an, Als hätt ihn die Natur nur obenhin gemacht. 1728 Neue Fabeln I, 277. vgl. DWB. I, 478, 3; Drechsler a. a. O. 250. — **Ärschlich.** do kimt alls ärschlich raus. Erste Samml. 143. vgl. Weinhold 6 b; Schmeller I, 148; Fischer I, 329; Schw. Id. I, 467. — **Äschern.** Ma äschert sich bis ei dā Nacht. Zweite Samml. 14. (Der Wind) plagt und äscherte sich fruchtlos müd und matt. 1740 Neue Fabeln II, 96. vgl. Weinhold 18a; DWB. I, 585. — **Artischocke,** dafür Erd-schocke. 1728 Neue Fabeln I, 189. dafür bei Opitz 'Artschoke'. vgl. Kluge, EWB. 23a; Gombert, Progr. Gross-Strehlitz 1888/9, S. 5. — **Aufgeblasenheit.** Ich möchte, wie gesagt, für Aufgeblasenheit Manchmal zerplatzen und zerreissen. 1740 Neue Fabeln II, 39. Im DWB. belegt aus dem Freiherrn von Stein, bei Sanders I, 151 b aus Kant; bei Reichel aus Gottsched S. 388 b. — **Aufstellen.** Mancher stellt vergebens auf, Und muss seinen Lebens-Lauff Stets zu der Geduld verweisen, Wind und leere Hoffnung speisen. Erste Samml. 204. vgl. DWB. I, 749, 8. — **Ausklären.** So wird die Nacht der schwarzen Zimmer Durch dich,

o Gräfin, ausgeklärt. Parnass im Sättler 23. vgl. DWB. I, 894; Sanders I, 922 b. c; Ergänzungswb. 306 a. aufklären und ausklären gehen vielfach durcheinander.

— **Ausmachen** (schelten). Doas entzge woarmer lieb, Ich machtse wichtig aus, dan Ahlen hieszch an Dieb. Zweite Samml. 7. vgl. DWB. I, 913, 2; Weigand-Hirt I, 121; Schmeller I, 1557; Fischer I, 489 u. a. — **Auspinken**. Es suchten ihn (den Tod des Uhus) zwey Finken Gleich allenthalben auszupinken. 1728 Neue Fabeln I, 249. vgl. Weinhold 69 b; DWB. VII, 1860. — **Bahnen**. Der (Weg), weil er schlecht gebähnt, auch leichtlich sich verliert. Parnass im Sättler 57. Im Schlesischen stets bähnen mit Umlaut. — **Bähnschnitte**. Ich aber werde ihr mit den Füssen vor den Hintern eine Bähnschnitte nach der andern zuzehlen. Parnass im Sättler 500. vgl. Müller-Fraureuth I, 55; DWB. I, 1080; Zs. d. Ver. f. Gesch. Schles. 14, 353. — **Bannen**. Ah hatte schun men Küha Verm Juhere woas gebannt. Zweite Samml. 4. Bannen ist 'der gewöhnliche Ausdruck für das Besprechen und Verfluchen böser Geister, besonders wenn sie dadurch an einen bestimmten Ort verwiesen sind'. Hier hat das Wort die Bedeutung 'verzaubern'. Vgl. Drechsler a. a. O. 76. — **Bardautz**. Bordutz! da schmiss er (der Kutscher) um. 1728 Neue Fabeln I, 102. vgl. DWB. I, 1126, wo die Form 'por-dutz' angeführt wird. Müller-Fraureuth I, 63 verweist auf tschechisch 'padauci'; Weigand-Hirt I, 156 auf lit. 'burdungst'; Kluge, EWB. 336 b, auf ndl. 'pardoes' und schwed. 'burdus'. — **BauerlümmeL**. Das hiesse, kurtz gesagt, den Wohlstand überschreiten, Und mitten in der Stadt den Bauer-Limmel läuten. Erste Samml. 195. vgl. Weinhold 55 b. Wohlstand bedeutet hier natürlich 'das, was wohl ansteht'. — **Begacksen** (sich Aufhebens machen). Und jedes Ey, das ihm (dem Huhn) in der Geburt gelinget, Wohl tausendmahl begackst, begickert und besinget. Erste Samml. 12. Das Wort fehlt im DWB.; vgl. Schmeller I, 882; Fischer III, 12, wo weitere Literatur angegeben ist. — **Beredsamkeit**. Die hölzerne Beredsamkeit Ist für die Narren nur erdacht, Die die Gelindigkeit verstockt und trotzig macht. 1728 Neue Fabeln I, 258 (Umschreibung für Prügel). vgl. DWB. IV, 2, 1770: 'das hölzerne Gelächter' als Umschreibung für Strohfiedel. — **Betappern**. Ich sois au nich aus Ruhm. Was soll ich mich betapparn? Zweite Samml. 10. vgl. Müller-Fraureuth I, 92 (hinters Licht führen). — **Bewahrsam**. Herr Türk, ein Kettenhund, der sehr bewahrsam war. 1740 Neue Fabeln II, 50. vgl. Lexer I, 253; DWB. I, 1765; 'der bewarsame Zumper' Ge-mittl. Schlesier 1901, S. 57 b. — **Blaustrumpf** (Angeber, Verleumder). Du Blaustrumpf! rief das Podagra; Du Menschenmörder! schrie das Glücke. 1738 Neue Fabeln 2. Der Lumpenhund, der Blaustrumpf! ist nicht werth, dass ihn eine ehrliche Magd . . . über die Achseln ansieht. Parnass im Sättler 490. vgl. Kluge, EWB. 57 a; Weigand-Hirt I, 249; DWB. II, 85; Fischer I, 1185. — **Blutt**. Ich koan sich nich verhahln, ich hoa vom Blutte nischt. Och nich amoll su viel as ihr vom Barte wischt Erste Samml. 143. Das Wort hat mit Blut nichts zu tun, sondern es ist das nd. blutt = bloss, wie in blutjung, blutarm. vgl. Kluge, EWB. 60 b; Wundt, Völkerpsychologie (1911), I, 1, 478; DWB. II, 152, 194, VII, 1950; Weigand-Hirt I, 259; Schmeller I, 333; Fischer I, 1236. Wegen 'sich' vgl. Theodor Schönborn, Das Pronomen in der schles. Mundart 22. — **Bober** (pauvre). Es glebts ehm Niemand, dar'sch ne sit, Wie ehm ei da bedrängte Zeta der

Bober ei dā Schuhe tritt. Zweite Samml. 14. — **Bock** (Dudelsack). Wenn du (Kunst) mich (Kredit) willst zum Bruder haben, So wirf den Bettelsack hier in den nächsten Graben: Mein Bock wird schon im Stande sein Uns alle beyde zu ernähren. 1728 Neue Fabeln I, 46. Bei Scherffer Dudelbock, P. Drechsler 96; vgl. DWB. II, 1497. — **Bonus dies**. Puntzchies, Herr Voalta, viel soals gelda; Zweite Samml. 149; nicht bei Jaeschke. — **Boselfreund**. Wo der und jener Bosel-Freund bereits mit Schmertzen seiner wartet. Erste Samml. 154 (Kegelfreund). Müller-Fraureuth I, 40 b. — **Brett**. Wer Geld im Kasten hat, der hat zugleich die Leiter, Vermöge welcher oft der ärgste Bärenhäuter Ans Bret der Ehren steigt und Würd' und Ammt erhält. Erste Samml. 101. Ich kann es leicht geschehen lassen, Dass andre hoch am Brete stehn, Ich weiss mich mit Geduld zu fassen, Dem Nächsten unten an zu gehn. Parnass im Sättler 249. vgl. DWB. II, 374, 3. Über Bärenhäuter vgl. Kluge, EWB. 38 a. — **Brief**. Denkt ihr etwan, ihr Leute! dass ich ihn (den Wein) aus dem kleinen Spitzglässchen trinken werde? da hätte ich Briefe davon. Parnass im Sättler 499. Die Burger aus der Stadt sind ihnen hinter ihre Briefe kommen. Parnass 529. vgl. Schmeller I, 350. — **Brinkel**. Ah machts a Brinckel goar ze arg. Zweite Samml. 14. Weinhold 12 b; Müller-Fraureuth I 154 a; fehlt im DWB. — **Brinkeln**. 's mag sich nu su lange brinckeln, ass wiel. Parnass im Sättler 508. Das Wort wird hier gebraucht von einem, der nach einem Worte sucht, das er nicht finden kann und Zeit verlangt. — **Bröschen**. Und hätt ich dir davon (den Kummersteinen) ein Brössgen überschickt, So würdest du davor ein scheefes Mäulgen machen. Erste Samml 197. vgl. DWB. II, 398 (ohne Beleg); Schmeller I, 364; über scheef < schief Kluge, EWB. 390 b; Weinhold 82 b; DWB. VIII, 2684. — **Brühsiedenwarm**. Und trägt das balsamierte Wort Sogleich Brühsiedenwarm zum dritten Nachbar fort. Erste Samml. 94. Fehlt im DWB., wo brühsieden(d)heiss. — **Brustbaum**. Denn als die Vormusik ihr frohes Ende nahm, Verliess der Organist den Sitz bei seinem Kasten, Trat bey dem Brustbaum hin, und sah in stiller Ruh Der angegangenen Trauung zu. Neue Fabeln II, 72. Das Wort scheint in der hier auftretenden Bedeutung 'Brüstung, Brustwehr' beim Orgelchor nicht belegt zu sein, sondern nur aus der Webersprache, so bei Grimm I, 447; Sanders I, 98 c; Ergänzungswb. 59 c; Schw. Id. IV, 1244 u. a. — **Bügeln**. Und die Falten gleiche bügeln? O was trüg auch dieses ein! Erste Samml. 61. vgl. Mitteil. XX, 130. — **Bullenbeisser**. Manch grundgelehrter Bollenbeisser packt da das größte Luder an. Zweite Samml. 161. vgl. DWB. II, 513; Weigand-Hirt I, 306 führt diese Stelle als frühesten Beleg des Wortes an; hier erscheint das Wort bereits in übertragener Bedeutung; doch vgl Gombert, Progr. Gross-Strehlitz 1888/9, S. 24. — **Butterbabe**. Assa wir dā schinst Butter-Baba. Zweite Samml. 66. Butter-Bamme. Erste Samml. 129. vgl. DWB. I, 461; Müller-Fraureuth I, 85. — **Damisch**. So dass wir bei den vielen Schmertzen Vor Ungedult, Verdruss und Pein Halb tämischt um die Kopffe seyn. Erste Samml. 33. vgl. DWB. II, 704; Weigand-Hirt I, 328; Kluge, EWB. 84 a. Bei Steinbach: dehmmisch, difficilis, morosus. — **Diele** (Henkerwerkzeug zum Kopfen). An thoat an grussa Schwur be sennar hichsta Siele, Ah wüste nischt dervon, ah wöllim mit der Diele Ah Kup lohn rungerschlohn, es

wäre dam ne su. Zweite Samml. 5. Schmeller I, 500. — **Dielen** (festmachen wie eine Diele). So wie der rauhe Nord mit kalten Flocken spielt Und durch den starren Frost das krumme Wasser dielt. Zweite Samml. 147. vgl. I, 99; DWB. II, 1102. — **Eheschicht**. Vollziehe da (Tod) den Eheschicht, Wo Groll und grimmige Gebehrden, Statt der vergnügten Liebes-Pflicht, Dem Hencker überlegen werden. Erste Samml. 219. Das Wort fehlt im DWB. u. a. WB.; vgl. Schicht machen, d. h. aufhören zu arbeiten. Auffällig ist das *m.* — **Ein**. Als dächt' er, sich mit eins auf ewig sattzuessen. Neue Fabeln I, 24. vgl. Drechsler 100. Es geht mer indaneen wie ei der Marter-Wuche, Mei armer Dudelsack pfefft uffm letzta Luche. Erste Samml. 143. Ich sahs wul schun vuraus, der Sagen kimmt geschrieta, Ah wird euch indaneen nu guda Morga bieta. 145. — **Einnehmen** (begreifen, verstehen). Befahl ihm (dem Lehrjungen) jemand was: So nahm ers unrecht ein, Und konnte nichts gescheites machen. 1728 Neue Fabeln I, 150. vgl. DWB. III, 238, 7; Sanders II, 416 b. c. — **Epheu**, n. Das Epheu hielt sich einst an eine Ceder an. Neue Fabeln II, 238. vgl. Gombert, Gross-Strehlitzer Progr. 1896/7, S. 20; DWB. III, 678. — **Erhungern**. Und meinte schon, er würd erhungern müssen. DWB. III, 856. — **Erluchtern** (erluchtern). Ich woll schun achtge gahn, an manche Siel derlucharn, Uff die der höllsche Wulff schun noch der Seite schielt. Erste Samml. 145. Weinhold 55 b. — **Fahrt**. Geht Köchin! hohlt drey Fahrten Wasser! Zweite Samml. 26. Weinhold 18 b. — **Fahrte**, adv. Denn wie 'chen fahrte grüsta Så grüst ich dern schlaicht waag, an zug der wul ah Hut, Ich beegt mich oaber ne. Zweite Samml. 9. vgl. DWB. III, 1547; Schmeller I, 767; Müller-Fraureuth I, 373 u. a. — **Färberpferd**. Der müste wie die Färber-Pferde So rechts als lincks geblendet seyn. Zweite Samml. 1. DWB. III, 1331, die bei den Färbern die Rolle drehn. — **Fastrunda** (?). Von forne schien sie (die Frau) fromm, doch wer den Rücken sah, Der machte ihr zum Spott ein höhnsches Faust-Runda. Zweite Samml. 112. vgl. Erste Samml. 71 'die Herren Gassen-Jungen möchten mir mit einem verächtlichen Fastrunda eine ziemliche Feld-Länge das Geleite geben'. — **Ficke** (Tasche). Hat die Ficke zwar voll Thaler. Zweite Samml. 74. vgl. DWB. III, 1617; Steinbach 1, 443; Müller-Fraureuth I, 327 b. — **Fiedelfump** (Geige). Es gibt der itzger Zeht derr Mauseganta viel, Die ehm bahl hie bahl do, des Nachts an hohla Waga, Oa statt der Fiedelfump mit scharff gewetzta Daga Ehs uffzemacha pflahn. Zweite Samml. 6. fumpen, vgl. Müller-Fraureuth I, 361 a unter fumfeien. — **Fischholz**. Hans schlug der Köchin Holz zum backen. Das war nicht gnug, sie hiess ihn noch nicht ruhn, Er musst ihr auch noch Fischholz hacken. Neue Fabeln II, 91. vgl. DWB. III, 1686. Das F. musste besonders klein gehackt werden. — **Fleck**. Man tanzte, dass die Flecke stoben. Neue Fabeln I, 49. Ich log ihm rechte Flecke vor! I, 19. An war der Galge druff gebaut, ich schlodern (der Lehrer), dass de Flecka stieba. Zweite Samml. 87. Heut geläufiger ist die Redewendung 'tanzen, schlagen, dass die Fetzen fliegen, stieben'. — **Fletschen**. Gieng ich uf das Feld ze groasa, An mei Hansz koam auch derzu, Fletschten wer uns uf an Roasa An gebrauchte uns der Ruh. Zweite Samml. 209. vgl. Weinhold 22 a; DWB. III, 1770, 2. 3; Drechsler 109. — **Fördern**. Guts Elakraut! Mer wulla ack födern Zweite Samml. 96 (sich beeilen). DWB. III,

1893; Knothe 213; Müller-Fraureuth I, 351 a; Fischer II, 1847. — **Fragenswürdig.** Wer wird sich doch der Liebe wegen Lebendig auf den Kirchhoff legen? Umsonst gefragt! Dein Beispiel weist, Dass dir nicht Fragenswürdig heist. Erste Samml. 64. vgl. Sanders III, 1676 a in der Bedeutung 'eine Frage verdienend', wie hier aus Gutzkow. — **Fraktur** schreiben. Er schrieb und zwar Fraktur, bis sie zu seinen Füssen Die süsse Sterbens-Lust mit Schmertz verschweren müssen. Zweite Samml. 113. vgl. Ladendorf, Schlagwörterbuch 69; Gombert, Zs. f. d. W. 7, 133; Mitteil. XX, 137. — **Freite.** Zu einer Hecuba von solcher Hässlichkeit Geht selten jemand auf die Freyt. Neue Fabeln II, 122. vgl. DWB. IV, I, 1, 122; Müller-Fraureuth I, 357 a. — **Fretzen.** So lange man sie (die Öfen) frätzt und einzuheizen pflegt. 1728 Neue Fabeln I, 245. vgl. DWB. III, 141; Müller-Fraureuth I, 355; Schmeller I, 832; Fischer II, 1744; Drechsler 112. — weiss der Nachbar schon, was auf dem Briefgen stehet, Woran man sich die Nase wischt. Erste Samml. 94. vgl. Weinhold 33 b; Drechsler 130. — **Hausieren.** Und ging damit hausieren hin und her. 1728 Neue Fabeln I, 189. vgl. DWB. IV, 2, 674; Steinbach I, 719: er geht mit Waaren hausieren herum: circumfert merces per domos. — **Heimlich** (anheimelnd, freundlich). Do larnte nu wul Joantz um hemlich Water bieta. Zweite Samml. 5. Parnass 250: Es müsstet denn zur Linken regnen, Zur Rechten heimlich Wetter sein Zweite Samml. 28: Zudem verlohnzt sichs nicht der Møhe, Dass David, wie du etwan denckst, vor dir hier in die Stube knige, Und dich um heimlich Wetter bitte. 'Das Wetter heimelt sich auf' habe ich selbst gehört. vgl. Weinhold 35 a; Fischer III, 1367 u. 1373, 6. Wie um heimlich Wetter bitten verwendet Stoppe auch um gutes Wetter bitten, z. B. 1728 Neue Fabeln I, 124: Er schrie und bat um gutes Wetter; vgl. Fischer III, 941. — **Henne.** Ihr (Wetterhahn) seid wohl nimmermehr der weissen Henne Sohn, Ohn' Zweifel seyd Ihr stumm gebohren. 1728 Neue Fabeln I, 4. Über die weisse Henne handelt Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben II, 93: Im polnischen Ober-Schlesien glaubt man allgemein, dass bei armen, braven Leuten sich eines Tages eine weisse Henne .. einfinde, in der Stube herumpicke und dann unter dem Ofenraum, wo gewöhnlich die Bruthenne ihren Platz hat, ein goldenes Ei lege. Wie sie gekommen ist, so verschwindet sie dann wieder. Er führt aus Günther (1734) S. 62 an: Ich nennte mich schon selbst der weissen Henne Sohn, Und lebte so vergnügt als weiland Salomon. Hierher gehört auch noch aus Lohenstein 1680 Blumen 49: Wie wird mir? ich vergeh'! ich loder', ich verbrenne! Es überschwemmet mich ein ganzes Wollustmeer. Ich werde durch die Lieb' ein Kind der weissen Henne, Das Wohlthun strömt auf mich von allen Seiten her. — **Hexer.** Kem Hexer bleib ich woas. Zweite Samml. 5. — **Hochgeschoren** (vornehm). Bin ich gleich nicht hochgeschoren, Bin ich gleich nicht wohlgebohren, Wie die Thorheit höhnisch spricht; Dieser Fehler schimpft mich nicht. Parnass im Sättler 235; vgl. DWB. IV, 2, 1620. — **Hokern, häkern.** Ihr Tümlich! larnt men Junge schreiba? O larnta drescha! 's ihs wull besser, as wenamers Pappier bekleckt, An lauter Ufagabeln hockert. Zweite Samml. 94. Weinhold 16 b Haken machen bei schlechtem Stricken oder Schreiben. — **Hokusokus.** ... dass Budel wiederum Sein Hoccus poccus machen sollte. 1728 Neue Fabeln I, 257. vgl. H. Schulz,

Fremdwörterbuch I, 268; Kluge, EWB. 209 a — **Horch** (= Ohr). Dam goab ich nährnde ehs vern Horch, ah flugder oa de Stuba-Thüre. Zweite Samml. 87. Das Wort fehlt im DWB.; bei Scherffer Horcher; Drechsler 138. — **Hosenkascher**. An wemmas (das Glück) au su goar em Hosa-Kascher hätte. Zweite Samml. 6. Das Wort fehlt im DWB.; doch vgl. DWB. V, 248. — **Hotte**. Der seine Pferde hatte lenket, Und doch die falsche Meinung heget, der Wagen würde schwode gehn. Erste Samml. 153. schwode - hotte Parnass 340 (sehr geläufig). vgl. Urban, Landwirtschaftliche Volksausdrücke 14; Zs. d. Allg. deutschen Sprachvereins XIII, 2, 31 u. a. — **Hübsch** (artig, ordentlich, wie sichs gehört). An boats fei hibsch zur Kermes. Zweite Samml. 5; vgl. Drechsler 28 bei Scherffer 'hüsch'. — **Hucke**. Und sauffa sich, mit Gunst ze melda, mit Weeb un Kind dā Hucke vuhl. Zweite Samml. 14; 177: die Hucke voll lügen. vgl. DWB. IV, 2, 1648. 1858. — **Hupperch** (Hupperich, Hupperle). Ich wehs derr em Tantze an Hupperch ze macha, Su dassma sich möchten dā Plautze zerlacha. Erste Samml. 150. — **Hussari**. (?) Das heist in Compagnie auf deutsch Hussary leben. Zweite Samml. 137. — **Infulmieren** (= informieren, vom Lehrer gesagt). Ihr infulmiert as wie ah Schelme. Zweite Samml. 92. — **Jammerschlamm**. O müst ich nich su sihr am Jammer-Schloame droaba. Erste Samml. 145. Fehlt im DWB. — **Kadux**. Mei ganzes Wuchen-Luhn Gieng drüberan Kadux. Zweite Samml. 9. vgl. Weigand-Hirt I, 960. Das Wort fehlt bei Jäschke. — **Kälberpossen**. Bei diesen Kälber-Possen Vermochte Rosilis nicht länger stumm zu sein. Zweite Samml. 126. Fehlt im DWB. — **Kammercensch**. Wenn ihm (dem Bock) die gnädige Frau manchmal ein Zeichen gab, Zerrt er das Kammercensch, mit ihrem Reifenrocke, Im ganzen Zimmer hin und her. 1728 Neue Fabeln 79. vgl. Weinhold 61 b; DWB. 5, 127. — **Kauen**. Wenn sein geliebter Schatz die Erde kåuen muss. 1728 Neue Fabeln 26. vgl. DWB. V, 311. — **Kaupeln**. Zwar könnt' ich meinen Pflug mit fremden Kälbern treiben, Und ein geborgtes Wort auf diese Fluren schreiben. Allein, käm endlich denn die Kaupelei heraus, So putzte mir die Scham das Licht das Lebens aus. Erste Samml. 3. Zum Theile halten es mit Weibern, wie mit Pferden, Die vor ein Lumpen-Geld oft wegelihehen werden. Und diese Kaupeley hat es so weit gebracht, Dass mancher Mann sein Weib **Fritschpfeil**. Kupider wird ei kurtzer Zeet, Wu's noch ah vertel Juhr zu wahrt, dā Fritsche-Pfele goar verschässa. Zweite Samml. 14. vgl. Weinhold 22 b, wo noch mehr Belege; DWB. III, 1809 Flitzpfeil; Knothe 220. — **Gartlich** (= gar artlich). Ma säckmersch wul nich oa, wie ich dā Kumpelmente Su gartlich machen koan. Zweite Samml. 9; Drechsler, Wencel Scherffer 75. Ihr wist mit arma Leuta Racht schmuck, racht soiberlich, racht gartlich ümzughn. Erste Samml. 143. Zu 'schmuck' vgl. DWB. IX, 1115; Weigand-Hirt II 754; Kluge 401 a; bei Steinbach fehlt das Wort noch. — **Gaukellicht**, m. Mein Freund! Du hoffst von mir ein Blatt, Wohlan! du hoffst auch nicht vergebens, Weil noch der Goocklicht meines Lebens Den Ehren-Tag erlebet hat. Erste Samml. 188. vgl. DWB. IV, I, 1, 1552 u. 1573, 2. — **Geck**. Wenn nun die Leute deiner lachen Und einen Jecken aus dir machen, So bistu selber Schuld daran. 1728 Neue Fabeln I, 14. vgl. DWB. IV, I, 1, 1914; der Schlesier Steinbach I, 536 kennt gäck nur als schwäbisch, 'ein kurzweiliger Mensch, futuus, stultus, nuga-

**tor'**; Müller-Fraureuth I, 387; Fischer III, 140. — **Gedohne.** Der Stock soll euch gedohne anliegen. Parnass 511. DWB. IV, I, 1, 2030; Weinhold 15b. — **Gedrang.** (Das Haus) mit Fleiss gedrang gemacht. 1728 Neue Fabeln 1, 57. vgl. Weigand-Hirt I, 644; DWB. IV, I, 1, 2035; Drechsler 93; bei Steinbach 'eine gedrange Stube'; Parnass im Sättler 59: Vernünftige Bescheidenheit Macht die gedrangen Schuhe weit. — **Gefaxe.** Ist denn der Himmel eingebrochen, Dass man ein solch Gefaxe hält? Parnass im Sättler 288. Das Wort fehlt im DWB.; vgl. III, 1225 1385; Schmeller I, 686; Fischer II, 994. — **Gelb** Man bleibt geschlahn, wenn ehm då gahle Kraft gebricht. Erste Samml. 145. vgl. DWB. IV, 1, 2, 2883 h u. 1181 (ein Verfliessen von gelb und geil). — **Gelichter.** An wenn em jemands nohnde kwoam, Dar nimme ses Gelichters woar, an sich ern wu verplempert hatte, Så wurdem schlimm war wehs we sihr. Zweite Samml. 15. vgl. Weigand I, 667; DWB. IV, 1, 2, 3015. — **Gelüstig.** Ich hoa an glüstga Knacht (der den Brei verzehren würde, käme er darüber). Zweite Samml. 7. vgl. DWB. IV, I, 2, 3118, 3; Fischer III, 309 usw. — **Geschwühl.** Wenn die geschwüle Lufft die Ruhe von uns treibt. Erste Samml. 112. 'Bei geschwülen Zeiten' Parnass 229; 'geschwüler Tage' 445. vgl. DWB. IV, I, 2, 4011; Schmeller III, 631; Fischer III, 514; Kluge, EWB. 415b. — **Gockeriehahn.** Der Gockerie-Hahn müste denn am Friesel wie die Kinder sterben. Zweite Samml. 20. — **Graglich** (ungeschickt). Su graglich giengs domohls mit menner Rese zu. Zweite Samml. 8, vgl. Weinhold 29a. — **Grauerlich.** Ein alter Weiber-Peltz, der gantz von Flähen starret, Ist lange nicht so grauerlich, Als die Bedürftigkeit, Die bey der itzgen magren Zeit Beynah' in jeder Stadt, Das Bürgerrecht erhalten hat. Zweite Samml. 74. — **Grinsler** (Murrkopf). Und wenn der alte Grinsler aus der Haut führe, so bleibts dabey, über 14 Tage ist Hochzeit. Parnass 499. vgl. Weinhold 30 b; Müller-Fraureuth I, 442. — **Grossherrvater** (= Herr Grossvater). Weswegen ist euch denn nur bange? Der Grossherrvater steht euch bey. Der Grossfraumutter Lieb und Treu Sorgt noch vor euch, Gott weiss, wie lange? Parnass 350. — **Grossstuhl.** Sass er den ganzen Tag im Grossstuhl angepicht. 1728 Neue Fabeln I, 105. vgl. Sanders III, 1253 c, wo ein Beleg aus Goethe. — **Grundeigen** (ganz genau). Do sackmas nu grundega, Dass Joantz ah Hexer woar. Zweite Samml. 5. Bei Steinbach I, 321 grundeigen, certissime. — **Guscheln.** Ja guschelt ihn auf du und du! Parnass 418. vgl. Weinhold 31 b; Martin Lienhart I, 239; Schwz. Id. II, 481. — **Gut und gar.** An frässmern (den Brei) gutt en goar, an liss mich ne an Bissa Be menner Wiederkunfft vom gantza Brey genüssa. Zweite Samml. 7. — **Hacksch.** Und frisst sich, weil er selbst nichts im Vermögen hat, Gleich als ein wilder Hacksch an fremden Eicheln satt. Zweite Samml. 176. vgl. Weigand-Hirt 1, 788; DWB. IV, II, 107, wo diese Stelle erwähnt ist. — **Halbicht.** Dop! wer mir halbicht was verspricht, Dem will ichs dir zum Possen sagen. Erste Samml. 185; auch bei Scherffer; z. B. Gedichte 628: da lässt man es halbicht seyn; Grobianus 3: Es ist genung, wenn nur die Haut das Hemde deckt, Und halbicht, ob auch schon diess oder jenes bleckt; 133: ist halbicht, wie du meinst, der Hunger abgestillett; Butschky, Euthymia 64a: das er dabey halbicht ein eigen Zimmer haben könne; vgl. Schmeller I, 1088; DWB. IV, 2, 205; Weigand I, 796; Müller-

**Fraureuth** I, 466 b u. a. Drechsler übergeht das Wort. — **Hamans Kirchhof** (= der Galgen). Würd jemand so ein Kleid an seinem Leibe haben, Dem drohte man, ihm, wie er geht und steht, Auf Hamans Kirchhof zu begraben, Auf dem die Todten ruhn, so bald der Wind nicht geht. 1728 Neue Fabeln I, 110. — **Häuschen**. Ja, mächtig ist man nicht, dass man aufs Häussgen gehet, So sich selbst zur Ruthe macht. Zweite Samml. 111. Im DWB. ohne Beleg. — **Kindelschmaus**. Er war, so viel ich weiss, auf einem Kindelschmause. 1728 Neue Fabeln I, 108. Fehlt im DWB. — **Klunkermutz**. Alleen ver su an stadsche Knacht Ihs su ah Kluncker-Mutz ze schlacht. Erste Samml. 150. vgl. DWB. V, 1298; ein Versehen steckt Zs. f. d. Ph. 26, 244. — **Knips** (scherzhafte Bezeichnung für Schnaps). Was manchmal hier und da verklatschte Weiber-Zungen Bey einem Gläschen Knips euch Kindern vorgesungen. Erste Samml. 8. vgl. Steinbach I, 886; Frisch I, 528 b; DWB. V, 1438, wo noch ein Beleg aus Günther. — **Kracke** (Scheltwort). Så koam die ahle Kracke An zug mersch (das Röckel) salber aus. Zweite Samml. 7; 152: Der Schaultze soit, mach furt, du Kracke! vgl. Weinhold 46 a. — **Kreissen**. Wie war ich müsse kreissa, Wu mir doas Glücke nich een sunste was beschehrt. Erste Samml. 143. DWB. V, 2164, II b. — **Krichel**. Zuletzte wünsch merch anne Krichel, Su gruss as wie ah Fuder Mist, An Kober Pflauma, die Herr Michel, Der Huchzig-Bieter, garne frist. Zweite Samml. 154. vgl. DWB. V, 2205 unter Krieche; Weigand-Hirt I, 1150; Fischer IV, 748. wo weitere Literatur; Urban a. a. O. 8. — **Küchenhaft**. Hingegen kåut er ihm sein küchenhaft Latein Vom frühen Morgen an bis auf den Abend ein. Neue Fabeln II, 211. Fehlt im DWB. — **Kuh** (blinde). Drauf wählte man ein Spiel, man nennts die blinde Kuh. 1728 Neue Fabeln I, 97. Bei Steinbach 1, 944 Blinzelkuh; DWB. II, 122; V, 2550, 5. — **Kuhmonarch** (Kuhhirt). Dem Kuhmonarchen war die Sache nicht bekannt. 1728 Neue Fabeln 36. Fehlt im DWB. — **Kuppelpelz**. In diesen magren Zeiten Ist so ein fester Kuppel-Peltz Nicht alle Tage zu erbeuten. Zweite Samml. 67. — **Kur**. Denn Mehster Hengrich treibt då Diebe bahl zu Kure. Erste Samml. 144. Doass ihr da Fehnd ze Kure treibt. Zweite Samml. 154. vgl. Jäschke, Lat.-rom. Fremdwörterbuch 81. — **Labeth**. Så makten mer verm Juhre Mei Bissel Höfflikeet wul zwantzigmohl labeth. Zweite Samml. 9. vgl. Schmeller I, 1402; DWB. VI, 8; Weigand-Hirt II, 2. Fehlt bei Jäschke. — **Läppisch**. Herunter mit der läpschen Flöte, Die nächtlich dort am Himmel brennt! Der Platz gehört vor meine Pfeife, Die mir, so oft ich sie ergreife, Das zärtlichste Vergnügen gönnt. Parnass 171. vgl. Müller-Fraureuth II, 138; Fischer IV, 994. — **Leidmann**. Der erste Leidmann war ein schwarzer Budelhund, Der auf das Trauern sich vortrefflich wohl verstand. Neue Fabeln II, 94. Fehlt im DWB. — **Litzlotz**. Ihr sed ke Dutter, ke Magister! Ke Litzloatz sedder au wul ne. Zweite Samml. 90. Die Bedeutung und Erklärung des Wortes macht Schwierigkeiten. Man vermutet, dass neben dem Dokter und Magister der Geistliche genannt werden sollte. Nun verzeichnet Müller-Fraureuth II, 189 b ein Wort Lotz, was verstümmelt sein soll und auch sein kann aus pastor loci; dann wäre man versucht, bei Litz an Licentiatus zu denken. — **Löckeln** (= leugnen). Ah löckelt mer mei Gald wul nich, aleen ah mehnt, ich hätts versuffa. Zweite Samml. 14. Zum Löckeln waar ke Roth, an wela mich

gebaten, Så soat ichsem au zu. 12. vgl. Bolte, 1890, Der Bauer im deutschen Liede, Acta germanica I, 3 S. 65 Anm. — **Lümmel.** Ma koan bey grussa Herrn ah Limmel bahl verschietta. Erste Samml. 142. Drechsler 175; DWB. VI, 1290, 3 Liebe, Zuneigung; Müller-Fraureuth III, 177 a setzt ein Wort 'Limmel' an Verbeugung, Kompliment; vgl. auch Zs. f. d. W. XII, 37. — **Lunten,** m. Sorgt auch, dass nichts vergessen werde, Stopft einen Strumpff mit Pulver aus . . . Den pflanzt mit Vorsicht in die Erde Und haltet einen Lunten dran. Erste Samml. 43; vgl. DWB. VI, 1307. — **Magd** (alte). Ein Vogel, den er noch nicht kannte, Und den man insgemein die alte Magd hier nannte, Rief immerzu: Knaicht, Knaicht. 1728 Neue Fabeln I, 176. Gemeint ist der Wachtelkönig, der auch 'alter Knecht' genannt wird; 'faule Magd' bei Steinbach I, 11. vgl. auch Knothe 34. — **Malla** (Mäulchen). Schiss dem Lumpa-Hunda uff ah Rücka; Wiela mir an Korb zum Dancke schick'a, Wurff ichs Malla ei de Hüh. Zweite Samml. 210. — **Maulfaul.** Ihr würdet euch wohl sonst, wenn andre Hähne krähn, Nicht stets so maulfaul finden lassen. 1728 Neue Fabeln 4. vgl. DWB. VI, 1803 aus Goethe I, 126. — **Mausen.** Denn der Johannistag hiess unsfern Sänger schweigen, Er mauste sich, und pfiff nicht mehr. 1728 Neue Fabeln 26; vgl. DWB. VI, 1828. — **Mauzen.** Drauf mauzt' er (der Kater) noch einmal, als nähm' er gute Nacht. 1728 Neue Fabeln 16. vgl. Schmeller I, 1554; DWB. VI, 1836; Fischer 1551. 1570, wo die andere Literatur. — **Mein!** Mein! sagt mir doch einmal, wo röhrt denn dieses her? 1728 Neue Fabeln 14. Mein! was seht ihr scheel dazu? Parnass im Sättler 242. vgl. Schmeller I, 1616; Drechsler 180; DWB. VI, 1919; Fischer IV, 1576; Schwz. Id. IV, 314; Weinhold 61 b; vgl. aber auch Gombert I, 19, der meint, mein! wäre verkürzt aus Mein Herr! — **Mops.** Warum berühmt sich Mops mit seinen schlechten Sachen, Und nöthigt uns ihr Lob stets wider Willen ein? 1728 Neue Fabeln 53. vgl. Gombert I, 20; Kluge, EWB. 314 b. — **Necken.** Bahl plogt mich doas, bahl jehs, bahl neckt michs vorn, bahl hinga. Zweite Samml. 6. vgl. DWB. VI, 515; Kluge 324 a. — **Neige.** Do wielsemer immer's Negla aleene lohn. Parnass im Sättler 510. vgl. Weinhold 64 b; Drechsler VII, 566, 5. — **Niedlich.** An do ihrte sich nu mit mer, bis ich niedlich woar. Parnass 510; reizbar. — **Otterfänger.** Ah kimmt mer aba für, as wie ah Utterfänger, Dar keene Pfeiffe hoot. Erste Samml. 143. vgl. Weinhold 87 b. — **Pappelstiel.** Dergleichen liederliche Sachen Kauft man auch schon zu hoch für einen Pappelstiel. 1728 Neue Fabeln 112. vgl. DWB. VII, 1445; aus Pappelstiel ist Pappenstiel entstanden; vgl. Kluge 335 b; Weigand-Hirt II, 369. — **Patschhand.** Gritte, willstu dich bequama, Mir då Patsch-Hand harzegaba? Zweite Samml. 65; vgl. DWB. VII, 1509. — **Pelikan** (Zange zum Zahnausreissen). Drauf nahm er seinen Pelican, Zog 4 mal und umsonst. Parnass im Sättler 137; DWB. VII, 1533. — **Pietz,** m. Die ertzgalanten Bürger-Mädchen sind hier zu Lande Tag und Nacht Nicht auf das Wachsthum ihrer Tugend, wol aber auf den Bietz bedacht. Zweite Samml. 119. Weinhold 119. — **Pilz.** Und wenn mein gantzes Patengeld darüber in die Pilze gienge. Erste Samml. 22. Der lose Herr sieht gar geduldig Dein Cräntzgen in die Piltze gehen. Erste Samml. 188; und S. 21: Regiert der Unbestand auf Erden, So muss der Noth Beständigkeit Auch einst noch unbeständig werden. Gedult er-

wartet noch der Zeit, Da alles in die Piltze geht, Was itzt der Lust im Wege steht. vgl. DWB. II, 514; Zs. f. d. U. 6, 495; Zs. f. d. Ph. 26, 248. — **Pinken.** Wenn man das angenehme Pinken Der Finke, die oft schweigt, nicht immer hören kan. Parnasz im Sättler 45. vgl. Drechsler 196 u. auspinken. — **Plats.** Ich bitte mir zugleich doch aus, so fern sie heute oder morgen Den Plaats zu essen willens sind, mir meine Zähne abzuborgen. Zweite Samml. 24. Weinhold 71a; DWB. VII, 1916; Schmeller I, 464. — **Plaudermaul.** Ein rechtes Plaudermaul. 1728 Neue Fabeln I, 54. vgl. DWB. VII, 1928. — **Plente.** O was werd ich darnach in der rothen Plente vor eine ansehnliche Person präsentiren! Parnass im Sättler 522. vgl. Weinhold 71b; DWB. VII, 1932; Knothe 59. vgl. noch Zweite Samml. 96: die Bauern-Plente. — **Polonaise.** Und schrieb ihm gleich zweo neue Polognoisen, Als die schon dazumal stark im Gebrauch gewesen, Nebst einem Rigadon. 1718 Neue Fabeln I, 47. vgl. Weigand II, 448, der als frühesten Beleg Rohts Wb. von 1791 anführt, Rigadon oder Rigaudon ist ein Tanz, der seinen Namen von seinem Erfinder Rigaud haben soll. — **Praatz!** Praatz! fällt man auf das Maul. Parnass 355. vgl. Frischbier I, 106; DWB. VII, 2078, wo diese Stelle angemerkt ist. — **Prudel.** Und fällte gleich den Schluss, Dass dieses Prudels Schwefellauge Zu einem warmen Bade tauge. Neue Fabeln II, 31. vgl. DWB. II, 396; VII, 2181; Zs. f. d. Ph. XX, 358. — **Pudel.** Sein Budel, das getreue Vieh, Kam bey den Pferden hergelaufen. 1728 Neue Fabeln I, 122 u. ö. vgl. Kluge 352b; DWB. VII, 2203, 2. — **Pumps.** Jeden Pumbs beredt die Stadt. Erste Samml. 94. DWB. VII, 2432, wo diese Stelle. — **Punctum sexti.** Und ob er schon in puncto sexti Noch ärger als sein Weib zerrissen, So bildet er sich gleichwohl ein, Die Unschuld selbst zu seyn. Zweite Samml. 73. vgl. Mitteil. 19, 233. — **Punsch.** Drauf kam er in ein Haus, Wo Punsch getrunken ward. 1728 Neue Fabeln 275. In einer Anmerkung erklärt Stoppe das Wort. vgl. Kluge 353a; Zs. f. d. W. IX, 158. — **Quark.** Da liegt meine ganze Hoffnung auf einmal im Quarge. Parnass im Sättler 500. vgl. DWB. VII, 2316. vgl. auch Erste Samml. 127: Weiss ich schon nicht einen Quarck zu erben, Wenn der Vater auf dem Tode liegt. — **Quinen.** Je! was muss mei Hannss gedencka, Doassa mich im Zummer qvint, An mich Suntigs ei dä Schencka Nimme mit zum Biere nimmt? Zweite Samml. 208. vgl. Schwz. Id. V, 1300: quienen, einen durch irgendeine Spitzfindigkeit ärgern; DWB. VII, 2370. — **Rabe.** Glauben, Lieb' uud Gaben, Dichtet man Verstorbnen an, Weil der Zwang der gelben Raben Gold und Kothe zwingen kan. Erste Samml. 217. DWB. VIII, 4. Ungarische Dukaten mit dem Bilde eines Raben, genannt auch Rabendukaten; Belege aus Günther im DWB. a. a. O. — **Rackerknecht.** Der abgeschickte Rackerknecht Kam eben hier dazu. Neue Fabeln II, 94. vgl. Kluge 356b; DWB. VIII, 34. — **Ragutzen.** Wenn Tauben sich ragutzend paaren. Parnass im Sättler 333. Fischer V, 455. — **Rappelköpfisch.** Weil er bei seinem Hörner-Tragen manchmal was rappelköppisch thut. Erste Samml. 59. vgl. DWB. VIII, 117; Kluge 358b; Weinhold 76a. — **Renken.** Lernt, wie ihr (Enten) Fuss und Leib geschickt bewegen sollt, Und ohne dass ihr euch so unanständig renket, Und Kopf und Schweif bald Ost- bald wieder Westwärts schwenket. Neue Fabeln II, 5; Weinhold 76a; DWB. VIII, 805. — **Rostern.**

Vor deiner rosternden Gestalt Wird mir das Herze kalt. Zweite Samml. 167 DWB. VIII, 1284. — **Runx.** Ihr flieht die pöbelhaften Possen, Die Runx und Rerunx aufgebracht. Parnass im Sättler 972. Kluge 374 b; Weinhold 78b; DWB. VIII, 1521. a. a. O. 349: Wenn manchmal Rerunx seine Kälber Mit bessrem Nutzen angebracht. — **Sarras.** Zog seinen Sarras aus. Neue Fabeln I, 234. Schmeller II, 320; DWB. VIII, 1802. — **Sau.** Oa Soia wirds ne fahla, Se kumma schun zur Fader raus. Zweite Samml. 151; daselbst wird der Tintenklecks auch 'Schwein' genannt. Der Schaultze hoat ah Schwein gemacht! DWB. IX, 2441, 8. — **Schäkern.** Das Scheeckern fängt sich denn von ferne wieder an. Zweite Samml. 128. — **Schickse.** Ah hätte sene Schickse medam Schete Büchan Hulze halb zu Tude gekitzelt. Parnass 510. Müller-Fraureuth II, 422 b; DWB. VIII, 2664. Das Wort bedeutet hier 'Ehefrau, Weib'. — **Schiessel.** Ah hodich lange nachgestaagert, nu hodach au bam Schiessel kriegt. Zweite Samml. 15. vgl. Schiesse — Giebelseite, Giebel im DWB. IX, 29; Schmeller II, 478; über 'stakern' Weinhold 72 a. — **Schlessen.** Was untersteht ihr euch! Ihr seid gewiss geschossen, Drum wollt ihr uns den Kopf mit losen Worten bläuen. Zweite Samml. 126. Drechsler 225; DWB. IX, 44. In der Bedeutung stehlen S. 137 (Sie lassen überdies die langen Finger kleben Und sacken den Toback in ihre Taschen ein, Denn ihre Lösung ist: Es muss geschossen sein). DWB. IX, 46, 6 c; Fischer V, 822. — **Schlendriren.** Sie schlendrirten (spazierten wollt ich sagen) auf dem Felde herum. Erste Samml. 75. DWB. IX, 629; Kluge 395 b. Schlendrian, Parnass im Sättler 421. — **Schlenkerbraten.** Weil er (mein lahmer Gaul) nur Fuss vor Fuss die Schenkel weiter schickt, Wie wenn die junge Magd den Schlencker-Braten giebt. Erste Samml. 1. Schlenkern heisst 'den Dienst wechseln, aus dem Dienste gehen', und das abziehende Ge- sinde geniesst am Abzugstage mit besonderer Gründlichkeit den Schlenkerbraten entweder bei der bisherigen Herrschaft oder auf eigene Kosten auf dem Tanz- boden. DWB. IX, 636. — **Schilleren.** Se hammersch feste eigebunga, Ich wall mich wul dervone schliern. Aleen se hoan mich halb geschunga, Mei Six! ich muss oich grakelirn. Zweite Samml. 150. DWB. IX, 690, 4; ebenso Zweite Samml. 209. — **Schlucken.** Drum schlucksten auch die Bauern, Dass sie das Böck- gen stiess. Erste Samml. 115. DWB. IX, 796; Fischer V, 957; der Bock stösst, vgl. Müller-Freureuth I, 126, 4. — **Schmalgern.** vgl. DWB. IX, 921, wo Belege aus Stoppe; Steinbach II, 459: conserbillare, neglegenter scribere. — **Schmettern** (zanken, schelten). Ihr dürft hier gar nicht so auf die Javanen schmettern, Noch ihnen dergestalt mit Fluch und Hölle dräun. Neue Fabeln II, 222. DWB. IX, 1050; mnd. smadden. — **Schmu.** O do macht ich mancha Schmu. Zweite Samml. 209; diese Stelle bei Kluge 400 b. Älter ist ein Beleg aus einem anderen Schlesier, Chr. Stieff, in einem Gelegenheitsgedicht zum 2. Mai 1714 (Breslauer Samml. I, 216): Ist Schmuh zu machen, So dürfft ihr lachen. DWB. IX, 1112; Weigand-Hirt s. u. — **Schnapsbein.** So suchte Hanns auch hier ein Schnaps- bein zu erhaschen. Neue Fabeln I, 295. Kluge 402 a. Schnaps eigentlich Stück, Mundvoll. Im DWB. IX, 1169 ist Schnappbissen verzeichnet; verkehrt ist Zs. f. d. Ph. 26, 250. — **Schneide.** O hättar lieber spinn gelarnt. Doas hätte ju ern noch an Schneide. Zweite Samml. 93. DWB. IX, 1247, 2 c; Kluge 402 b.

— **Schnieben.** Das Croitze drückt mich ju, ich koan derfür knap schnieba. Zweite Samml. 6. DWB. IX, 1329, wo noch mehr schlesische Belege; Drechsler 236. — **Schnupfen.** Der den Staub der Schul-Geschäffte Mit Gedult zu schnuppen weiss. Erste Samml. 169. DWB. IX, 1388; Frommann 6, 276, 46. — **Schusterstift.** Er (das Strichelchen) sieht so künstlich aus, kaum dass ichs sagen kann, Fast wie ein Schusterstift. Neue Fabeln I, 40. DWB. IX, 2086 unter Schusterzwecke. — **Schwaps.** Schwaps! gab ihr der Apoll mit seinem Fiedelbogen Den Takt um ihren Kopf. Parnass 322; schlag her! Schwips! Schwaps! 146. DWB. IX, 2278. — **Schwenker.** Statt Schwänker und Contusch, die weiten Säcke trügen. Parnass 319. DWB. IX, 2536 ein Beleg aus Sophiensreise, wo auch die Verbindung Contusch und Schwenker; vgl. Müller-Fraureuth II, 496 u. a. — **Schwarzgeshirrt.** Die Kinder hatten schier ihr Trinkgeld angelegt, An zwei Paar schwarzgeshirrte Tauben. Neue Fabeln II, 82. Nicht im DWB. Hängt das Wort mit 'schirren' zusammen oder mit 'die Schier'? Schmeller II, 458 Mähne, Haarbüschen. — **Schwindeln.** Dass mir zu oander Zeet salbst dafür schwingaln wiel. Erste Samml. 142. Schmeller II, 639 geschwing für geschwind. — **Seltsam.** Ke Mensch laschts Feuer aus, weils Wasser seltzam war. Erste Samml. 144. Drechsler 242; DWB. X, 548. — **Sendenmark.** Die Hoffnung steigt, sie kan auch sinken, Ihr Licht, das allzuleicht verglimmt, Muss oft wie Sendenmark im eignen Oel ertrinken. Parnass im Sättler 436. Sende ist die Binse. — **Six!** Ah wird, mein Sixe! dran gedencka. Zweite Samml. 87; 152: bei meiner Sexe! DWB. IX, 2780; Kluge 422 b. — **Simmert** (Sonnabend). Freut, ihr Bauern! euch deswegen, Wenn der Simmert Abschied nimmt, Dass der fette Suntig quimmt. Erste Samml. 54. Zweite Samml. 91: wenn der Simmert kommt. — **Sommer.** Ehr will ich mich darzu verstehn Wie andre Jungen an Palmarum mit einem Sommer rumzugehn. Zweite Samml. 23; Weinhold 90 b. — **Spadonieren.** Er machte sich schon Platz, und spadonirte sich Die überlegne Macht mit leichter Müh vom Leibe. Neue Fabeln I, 29. Spadon ist eine Art Hellebarde, ein zweischneidiges Hauschwert. DWB. X, 1, 1831; Schmeller II, 658. — **Spicken.** War vullnd zu Leipzig soal doas Schafer-Hamperch larn An ihs nich rácht gespückt, hoot weder Glück noch Starn. Zweite Samml. 143. (mit Geld wohl versehen? oder ist an die DWB. X, 1, 2220, 4 erwähnte Bedeutung von spicken zu denken?) — **Spinnegram.** Ah woar der Liebe Spinnegroam. Zweite Samml. 55. Nicht im DWB. — **Spröde.** Wie rief das spröde Pferd, die fette Weide dort, Wird dir vielleicht ins Maul von selbsten laufen sollen? Neue Fabeln II, 196. Da wird fremdes Spröde-thun dich zu spät die Demuth lehren. Erste Samml. 62. Steinbach, Vorrede zum WB. 1734: das Wort spröde hätte ich mit Herrn Fabri und Hedrichen weggelassen, wäre es mir nicht unter Günthers Gedichten vorgekommen. DWB. X, II, 142; Kluge 431 a. — **Sprödigkeit.** Durch diese Sprödigkeit Ward der gemeine Mann zu Zorn und Hass bewogen. Neue Fabeln I, 48. — **Sprung.** Nun kommst auch du auf diese Springe. Erste Samml. 183. DWB. X, II, 205. — **Stängeln.** Sobald man dich (Buch) einmal gelesen hat. So stängelt man dich hin, so hat man deiner satt. Neue Fabeln I, 260. — **Stabefingernackicht.** Ah hätte sen Schatz mit der Kucha-Schusse

**Stabefingernackicht** 3 mohl üms Haus rim gejoat. Parnass im Sättler 510; DWB. X, 11, 367; Weinhold 20b (fingerstabbenackt); über die Küchenschiesse DWB. IX, 39. — **Stämpchen**. Ich trank . . auf dein Wohl manch schönes Stämpgen aus. Parnass im Sättler 341; Meringer, Wörter und Sachen 1, 8 gegen DWB. X, 11, 675 nimmt mit Recht an, das Gefäss habe seinen Namen von der Form. vgl. Drechsler 248 und Weinhold 93a. — **Steffen geigen**. Es bleibt doch alles in der Welt: Wem spahret man die nöthgen Kosten? Was soll das ungebrauchte Geld Der Nachwelt zu Gefallen rosten? Sind wir im Sterben alle gleich, So muss die Art des Lebens zeigen, Wer unvermögend oder reich; Sonst wird man hinterm Steffen geigen. Erste Samml. 46. Unrichtig aufgefasst Zs. f. d. Ph. XXVI, 252. Der Sinn der letzten Zeile muss sein: sonst wird man dich hinterher auslachen, für einen Toren halten; Steffen ist ein unfähiger dummer Kerl. Müller-Fraureuth XI, 556; Fischer III, 224 erwähnt die Redensart: 'Man wird dir den Jörgen geigen', wofür man freilich gebräuchlicher sagt: den Jörgen singen. vgl. Bolte, Zs. f. d. W. I, 70. — **Stern**. Hoat weder Glück noch Stern. Erste Samml. 143. Diese Verbindung ist ziemlich häufig: I, 206: Denn wenn ihr Glück und Stern nach Wunsche finden sollt; II, 67: Wer hat zu kuppeln Glück und Stern? Parnass im Sättler 246: Sprich mir gleich der Neides-Lästern Stern und Glück und alles ab. — **Strampen**. Er strampte mit den Füssen Neue Fabeln II, 200. Schmeller II, 814; Weigand-Hirt II, 983; Müller-Fraureuth II, 571. — **Süffling**. Dass Süfflinge zuletzt die ärmsten Leute sein. Zweite Samml. 109. Bei Sanders III, 1113c ein Beleg aus Holtei. — **Teils** als adj. Einst sollte nun gemeldeter Hanns Dumm Die Hühner auf dem Boden füttern. Theils waren eingesperrt, theils liefen frei herum. Neue Fabeln I, 15. DWB. XI, 349d. Auch in Steinbergers Tagebuch erscheint dieser Gebrauch nicht selten, S. 218, 219, 222 usw. — **Tintenkrieger**. Ihr tausendfachtger Dinta-Krieger! Zweite Samml. 89 (scheltend von einem Schulmeister gesagt). — **Topp. Dop!** Eh ich dir zuwider bin, Eh werf ich den Entwurf von deinem Lobe hin. Neue Fabeln, Widmung. DWB. II, 1053; Kluge 455a. — **Tootsche**. Hie hatter mene raichte Tootsche! Zweite Samml. 95. Weigand-Hirt II, 1028; Müller-Fraureuth I, 199b. — **Träschchen**. Lachen, träschchen, jauchzen, schreien. Erste Samml. 79. Schmeller I, 569; Weinhold 99b usw. — **Treppenmagd**. Da gehts an ein Gestreite, Der fuchtelte rechts, der lincks, und jede Treppen-Magd Schärfft ihr Kuhdicium. Erste Samml. 209. — **Tunken**. Siech, wenn då grüssa wilt, su kratze medem Been, An tuncke wacker tieff! Zweite Samml. 9. Drechsler 265; Fischer II, 469 Tunker = Bückling. — **Überblasen**. Dir, werther Freund! dir zu gefallen Nimmt diess mein überblasnes Rohr Sich wirklich steif und feste vor Aus allen Kräften zu erschallen. Parnass 45. DWB. XI, 11, 141 ist statt 1835 1735 zu lesen! — **Überziehen**. Ich will ihn (den Vater) noch einmal überziehen und sehen, ob ich ihn umdrehen und auf bessere Gedanken bringen kan. Parnass 490; Lexer II, 1683. — **Verbeten** (durch Beten beseitigen). Die Sünde könnt ich ja mein Tage nicht verbethen. Neue Fabeln I, 11. DWB. XI, 108. — **Verbiegen**. Wie lange warter mer nu noch ah Wag verbega? Zweite Samml. 5. DWB. XI, 100 auch 108 verbeugen, durch Beugen unbenutz-

bar machen. vgl. Drechsler 79. — **Vergesslich.** Ma ihs ju goar ze vergesslich. Parnass 507; auch Neue Fabeln I, 215. DWB. XII, 423; Martin Lienhart I, 236 vergesserich. — **Vergnügsamkeit** (Gentügsamkeit). Weil die Vergnügsamkeit den Reichtum überwiegt. Neue Fabeln I, 93 u. ö. DWB. XII, 473. — **Verhunzen.** Die Schwanen-Melodie auf einmahl zu verhunzen. Erste Samml. 14; auch Parnass 496. DWB. XII, 590; Kluge 469 a. — **Verknäubeln.** De wemmer woas ze Frassa hoan, Mer warns schun kinn aleen verknoibaln. Zweite Samml. 92. Das Wort fehlt im DWB.; vgl. V, 1362. — **Verkrummen** (krumm werden). Gott liess ihn (den Kater) nun zur Strafe seiner Sünden . . . Nach Wunsch verkrummen und verblinden. Neue Fabeln I, 15; Zweite Samml. 152: Ich wil verkrumma, an verloahma, Mei Schimmel trat mich medem Huff. Neue Fabeln II, 231: Sauf, dass du musst verkrummen und verlahmen Sauf oder stirb in aller Huren Namen. — **Verlesen** (verloren). Komm, mein Schatz, wir sind verlesen, Dass uns Glück und Seegen küste. Erste Samml. 78. DWB. XII, 778; Weigand-Hirt II, 1155. — **Verpantschen.** Denn wo sollte man endlich Wasser hernehmen Thee und Caffee zu kochen, weil dessen zu viel auf diesen Endzweck jährlich verpantscht werden müste. Erste Samml. 74. Weinhold 67 a eine andere Bedeutung; im DWB. fehlt das Wort. — **Verplempern.** Lass deiner Kindheit schon von Weiber-nehmen träumen, Du möchtest sunsten gar den Jungfern-Markt versäumen! Verplempre dich fein bald, du ungezogene Welt! Erste Samml. 8, sehr häufig. — **Versändern.** Die Wellen mussten ihn (den Stein) hier Augenblicks versändern. Neue Fabeln I, 220. DWB. XII, 1041 bisher nur aus Schlesien nachgewiesene Bildung. — **Versternten.** Wo der versternte Hund in das Gehirne bricht, Da machet sich der Wurm von allen Ecken bloss, Da reisst sich der Verstand von seiner Halffter los. Zweite Samml. 127. Drechsler II, 317. — **Wasserstände.** Wu findtma denn an Stoadt, Die uben zugemacht, un wie an Wasserstände An breten Deckel hoot? Zweite Samml. 11. Weinhold 93 a; DWB. XII, 2513. — **Wesen** (Krämpfe). Då beste Kuh am Stalle Hoots bise Wasa kriegt. Zweite Samml. 4. — **Weinzahn.** Er schlug sich auch den Weinzahn aus, Um vor dem Podagra sich gleichsam zum Voraus Mit grosser Klugheit zu verwahren. Neue Fabeln I, 172. vgl. Sanders III, 1698 a. — **Wild.** Den wenn Pecor von Lust getrieben In wilden Ehstand sich gewagt . . . Parnass 330; DWB. XIV, II, 33; Ladendorf 343 — **Würgeband.** Lasst uns Würgebänder machen. Und das weitgedehnte Vivat in ein alla breve ziehn! Parnass im Sättler 81. Die Redewendung fehlt bei Sanders, Heyne u. a. Sie ist heut ganz geläufig und bedeutet 'nicht heraus wollen mit einem Geständnis oder Umstände machen'. — **Wurm** (gelber). Vurmohls wenn då gala Würme klungn Seen wir üm då Saule rim gesprungrn, Och då Geiga warn gestimmt. Zweite Samml. 208, vgl. 216. Gemeint sind die Posaunen und Trompeten. Bolte, Der Bauer im deutschen Liede, 66 Anm. — **Zach.** Ihr, die ihr zaches Holtz mit stumpffen Aexten spaltet. Erste Samml. 116; ebenso S. 105: Täglich zaches Flöss-Holtz spalten, Weib und Kinder zu erhalten, Ist ein sehr beschwerlich Thun. DWB. XV, 9; bei Steinbach, tenax, viscosus. — **Zaihn(?)** Mach, dass uff då neue Wuche, Inse Huchzig ver sich geht. Rede du salbst medam Kuche, Dar sei Hamperch raicht verstiht. Nubber Hans an schwartzza Pluder-Hosa Wird

ah dulla Zaihn ze Sprunge blosa Besser as der lahme Schmiedt. Zweite Samml. 66. — **Zaun.** Auch bei Stoppe findet sich ein Wechsel zwischen Zaun und Zaum, vgl. z. B. Müller-Fraureuth II, 693. z. B. Erste Samml. 149: Such Pursche, wie ich bin, Wächst nich hinger alla Zoima. — **Zaumpflock.** 1738 Neue Fabeln 247, aber in der Ausgabe von 1740 steht Zaunpflock, 1745 wieder Zaumpflock; 1738 I, 262: Ein alter Zaum, ein neuer Zaum, 1740 steht Zaun, 1745 wieder Zaum. Das Verhältnis zu den drei Auflagen ist durchgehend dieses. — **Zätscher.** Allein was war's? Der Tschätscher rauher Schall, Der anfangs leidlich schien, ward innerhalb vier Tagen Dem Hausherrn eine Last. Neue Fabeln I, 27. Müller-Fraureuth II, 692 b. — **Zusammensiegeln.** Da meckern die Ziegen dem Bocke zu Liebe Und siegeln zusammen mit hitzigem Triebe. Erste Samml. 85. — **Zweikreuzer.** Philinde, die schöne Tochter eines reichen Zweykreuzers, hat mich . . . ein einziges mahl gesehen. Parnass im Sättler 486. — **Zwirn.** Wie manche Frau liebt einen Mann, Der gleichwohl hinter ihrem Rücken, Den ihr gehörigen Zwirn an Mägden zu verflicken, Sich heimlich angewöhnt . . . Parnass im Sättler 428. Auch heut noch so gebräuchlich. — **Zwitscherhaft.** Die zwitscherhaften Schwalben. Neue Fabeln II, 78.

## Vom Weberaufstand im Eulengebirge.

Von Wilhelm Schremmer.

Der alte Weber H. in Steinseifersdorf erzählt:

Ich wöntə dōmols nō nī ai, Saiwrſdūf, ich wöntə ūba ai fridrichsgrunt. Ich war nō a juvər kalə. dī nüt war dōmåls fir grüs, fil grisər als hoite. mir won acht kindr unt fātr unt mutr. na, tsu lāba hat mir olə niçh fil, mir giña mitm fātr ai a pūs, dr fātr wābrtə imr; ich o dō wår̄l a em sumrtāgə, dō giñs unda ai pitrswälə bai tswantsiarn lüs. a pär wābr won hemträn, di priltas bälə im darfla aus. das wåg a gëprile! dō ranta filə glai no pitrswälə, unt ich o mite. dr pauſa kolə unt ich won fona wek. wī mir durch faiwrſdūf kåama, štonda ale loitə foř a hoifarn, dī fāta: „blaibt ok derhemē!“ uf dr pitrsweldjströssə hurt mir šunt dī glöka ai pitrswälə loita. ich kundə kaum no löfa. bai tswantsiarn fägs gär bïſe aus. porča unt wula låga aim gråba. dī waibr won bïſe lüdr. dī šmisa dī wår̄e aus a fanstarn nundr ai dī bâch unt trompilta drufe rim. dī giña drüf wī bličr. na, hir okə, das fag bïſe aus. bai da andarn fabrikanta fägs nī besr aus. dī fansty wårn tserslön, grüsə hefa fo loita tsüga im dorfe üf unt öb. tswantsiər hotə fîch ai enə grüsə kistə ferštakt unt hotə fîch tsum törə rausforn lön. si hetan tserrisa. baim höfrichty fägs o fir bïſe aus.

nōmits giñs nibr ai dī bïle (Langenbielau) tsü diricha. taufində worn uf a štrösa. ábr di loitə hota tsü fil gélida. olə tágə blös kartufiln und monch-möl putymilch! for a pär bïma dī langə arbait! denkt ok, ir loitə, ma kân dī wüt ferstin.

dan kåm militär á, dō macht ich mich widr hêm ai a fridrichsgrunt.

## Das Erntekranzlied.

Von Wilhelm Schremmer.

Es ist eine fesselnde Aufgabe, das schlesische Erntefest, die Kirmes, zu betrachten, soweit das Lied sie besingt. Nicht nur tauchen viele örtliche Eigentümlichkeiten auf, die sich in Wort und Weise spiegeln; das Lied vermag vieles in Sitte und Brauch zu erhellen, Gefühls- und Gedankenrichtungen aufzuklären, die sonst unbeachtet bleiben<sup>1)</sup>). Noch heute ist es in vielen Gegenden Sitte, beim Erntefest die Krone, den Kranz, durch das Dorf zu tragen, wobei ein Lied gesungen wird, das leider noch zu selten aufgezeichnet wurde. Wie lange das Lied in Schlesien schon lebt, ist nicht festzustellen; wichtiger ist die Frage, wo es heute noch im Festzuge, beim Eintritt in das Wirtshaus u.s.f. von Jungen und Alten gesungen wird. Es lebt sogar noch vor den Toren Breslaus. Die folgende Fassung stammt aus Althofnass im Landkreise Breslau. Bauernmädchen sangen es mir vor.

<sup>1)</sup> Vgl. Mitt. 21, 219; Schremmer, Volkslieder a. d. Eulengeb. S. 146, 173.

6. Gottlob, wir sind gesund und frisch | Statt (trotz) aller Arbeit Last,  
Das gilt jetzt mehr als Wein und Fisch | Im prächtigsten Palast.  
7. Nun wünschen wir dem Gastwirt Glück | Und schenken ihm den Kranz,  
Das ist der Jungfrauen ihr Meisterstück, | Der schöne Erntekranz.

In Steine an der Oder, wenige Stunden entfernt, wird das Lied mit geringen Abweichungen im Wortlaut und der oben angegebenen Änderung der Weise im vorletzten Takte gesungen; vielleicht hat der Strom den Ausgleich zwischen den einander nahe-liegenden Orten gehemmt.

Auch das Lied vom „Weezekranz“ habe ich in den Kreisen Trebnitz und Wohlau noch oft angetroffen; in vielen Dörfern des Kreises Breslau ist es unbekannt (vgl. die Fassung aus Harznau Mitt. 21, 219; auch Schremmer, Volksl. a. d. Eulengeb. Nr. 171):

Dar Weezekranz, dar Weezekranz, | Dar Weezekranz geht on!  
Uff a Sunntig, lieber Franz, | Ies bei ins der Weezekranz . . . .

## Sang und Lust im Glatzer Dorf zu Grossvaters Zeiten.

Von Friedrich Graebisch.

Die Texte sind nach dem Berichte des Bauergutsbesitzers Johann Schubert (Hans Jörge) in Dürrenberg (in der Mundart von Wilhelmstal, Kreis Habelschwerdt) aufgezeichnet.

**Zur Aussprache:** e, ä, o und å sind vor r sehr offen zu sprechen, im übrigen sind ä und å halboffene Laute.

v ist bilabialer, w labiodentaler stimmhafter Reibelaut, z. B. öwa (Ofen), öva (oben), ventr (Winter).

d, b, g sind im absoluten Anlaut und nach Stimmlosen ohne Stimmtone zu sprechen.

Wörter, deren Auslaut oder Anlaut von der Norm abweicht, sind durch Bindestrich verbunden, z. B. ēf—a (ist er) statt ēs a, mēt—sich (mit sich) statt mēt sich; sprich: ēfa, mētsich. In Klammern geschlossene Buchstaben werden nicht gesprochen, z. B. lis—(f)ich (ließ sich), sprich lisich.

**Einleitung.** fom lēna on fom lōstīchlain | aim dorf tsu āla tsaita,  
vi dat sīch jong — on alt tāt frāin | bai glētsa<sup>1)</sup> pauyšlaita —  
aim frijār on tsr sumr̄st̄sait, | aim herpst, ven šterm̄ giba,  
m ventr, vens̄gofrūr on šnait: | m dorfs tāt ma sepa!  
ma son fo traīr līp, fom krik, | fo topan<sup>2)</sup> heldntātn,  
fo frāid — on lāit, fo grōsm glek, | fo mechtja pōntātn.  
ā mongh fr̄om lidla, gōt-(d)rgān | ai traīr forj — on nēta,  
vī oft hōts trōst on šterk̄ gān; | gōt lis-(f)ich dorč̄ drbēta<sup>3)</sup>!

<sup>1)</sup> glētsä glätzisch. <sup>2)</sup> top̄ tapfer. <sup>3)</sup> drbēta erbitten.

frstomt ēf — ets dr folksgēsapk, | bagrāva on frgasā;  
vū, vī on ven a frij drklo, | drhēndr kēntrs lāsa!

„fom ſēna on fom lostichſen m dorſe tsu āla tsaita“ ſēla dī tsaila drtsela, on vail fo dr āla on dr etsija a himlvetr qndrſet—ſen tut, do mis mr ons ā firſtela, dos onſe etsijē ai fuftiſch åvr hundrt járn ā vēdr „di āla“ hāisa vat.

andjs vārs frij ofm dorſe vī haita. dos gantsē läva ſpēlt ſich ai am eanā krāiſe qndr ſech op, on vorn dē laitē qndrifoma vī a grōſe familię. mēt — (d)r arpt vārl — ā nōg — andrš, dī ga tsum lostichſen en am lidla ā nōch tsait. jō aſogār ēvr dr arpt līs — (l)ich a gēſebla åſtema; åvr haitē gēt dās nemē. di dras̄ on andr maſin macha a tsocht, vinjr laitē ſen ā drtsū, on bai olm hāiſts acht gānl na, m grōndē genuma ſen, vī gēſät, di dorflaitē ā andrš vorn. īr ſēna on tečhta<sup>4)</sup> es mār aſis vaitē garečht, on s nōndē ēf — ā nemē aſofl<sup>5)</sup> vāt vī frij. das hōt — (d)e tsait aſo mēt — ſich brōcht on ēs nī tsum endan. ven nū åvr fo dam ſēna on fom lostichſen m dorſe tsu da āla tsaita drtsēlt vān ſōl, es dr grōnt — (d)ār, dos da eldan laita, dī frlečht nōch monchēs drfō mēt — (d)rläpt hān, dāl — ai dē dřenruň gēbrōcht vert, on dē joſa ſelas gēwār vān, vis tsu āla tsaita ofm dorſe tsūgin, on dos dō ā frāidē on lost grādē aſo gut tsu fēda vār vī haita, ven ā a grōſala<sup>6)</sup> andrš vī etsē. haitē hōt — (d)os joſa folk aſo fel frgnjēn mēt tantsa on jukan<sup>7)</sup>, dos (s) gār nī gēſaidē vert, āimōl ſirm andan. di laitla dōtſumōl vorn met īrm läva tsufrēde on dōdrmed — ā gleklich. dē vorn fel frtrailijr<sup>8)</sup>, on dī haitsutāgē aſo gēſuchtē glaičhāit vār frhanda, on vār dr pauf on dē paſjn<sup>9)</sup> nī dr her on dē frā, nāi di vorn bai ola, bēſondrš bem gēſendē, fātr on mutr. avink vār dat ſon dař haitijē kom-nismus aim gaſe, aidām dē dinstbōta ā mēt — (d)ām, vos dr akr hārgā, bēlōnt vurn; knāicht on māide kričhta lain, hāvr gēſet ađr ādepl gēſtokt. pūr gelt vār rāro, on dastholvē blēn dē laitē mār drhāimē on ondr ſech. a lostich gēſebla on a andr klāino ūegratsjōn<sup>10)</sup>, on dē laitē vorn kvitſfrgnicht.

gēſona vūr tsu jēdr tsait fo joſe — on ālt, fo kēnd — on gēſendē, fo joſa perſlan on māidlan; dr folksgēsapk vār ēveräl drhāimē. nāvr ānsta<sup>11)</sup> ſorka-, ſendr- on ſlendrlidlan, vī ſe ſe hīſa, vūr di frōma, reljēſa nī frnōchlesicht. haitē es (s) andrš, do ſent ma nemē ſalvr; dō hōts maſinla, dī hān en grōſa, grōſa trečhtr, vī ā de brailaitē<sup>12)</sup> tsum birfela en hota. ā dām maſinla lait̄ ma a besla, ſkrest<sup>13)</sup> a grōfl<sup>14)</sup>, aſo a talala<sup>15)</sup> vert lebēndich droſe, on — hostē nī gēſān! — do ſents on rets, on dē laitē ſten drbai on hercha<sup>16)</sup> mēt maul on āga. åvr aſo a ālē gēmitlikāit on aſo a rečtijē, vī ſōl ičh n ſān, a āndocht, vī tsu da āla tsaita ēs nī drbai ſādē em da āla folksgēsapk, ſ ēs nemē tsum endan! lōmrš<sup>17)</sup> ſen! dřenan mr ons līvr, vū, vī on ven dē āla gēſona hān.

<sup>4)</sup> tečhta (dichten) ausdenken. <sup>5)</sup> aſofl soviel. <sup>6)</sup> a grōſala ein bißchen, etwas. <sup>7)</sup> ju kan (juckeln) jubeln. <sup>8)</sup> frtrailich (vertraulich) gegenseitiges Zutrauen habend. <sup>9)</sup> paſjn Bäuerin. <sup>10)</sup> ūegratsjōn (Rekreation) Unterhaltung, Erholung. <sup>11)</sup> ānsta ernst. <sup>12)</sup> brailaitē (Bräuleute) Brauer. <sup>13)</sup> kresta schw. v. kreißen, ächzen. <sup>14)</sup> a grōfl (fem., örtlich auch masc.) ein wenig; Demin. a grōſala, s. Anm. 6. <sup>15)</sup> talala Tellerchen. <sup>16)</sup> hercha horchen, zuhören. <sup>17)</sup> lōmrš lassen wir es.

**Sommersonntag.** faþ mr met — (d)am tsaitlija fríjára å on sān tsū, vī afō m jársläf bai a dorflaita, vī lostichsen on fang — on klapk — (g)əhanthápt vür. bai dam en sprechla häists erštə tsailichla<sup>18)</sup>: „met klainm fent ma å“, on do föl met a klen ågøfana vān. sumrlöntich! gár oftrmôls nög — m tifsta ventr, kái åtsäichha fo am sumr, ní a grín ſpaiala<sup>19)</sup> tsu merka. monchæsmöl a šon lerchafang — on finkašlák; do ánt ma on merkt šon vås fom sumr. fáis, vís — (f)ai, on es (s), vís — es (s)! do huša fo em tsum andan haufa hatije<sup>20)</sup>, klaine laite met grin veplan, vú drofø ſont dø røfa blín, vens a och blös popirnø ſen. vú dí naigen, klepts glai aus kendrkåla:

éch bén a klainr pomr | on kom tsu aičh tsum sumr on afō vetr.  
lostich gëts tsū bai dár gafelsoft, on aís mechtis andr ēvrtrompfa met ſena on tsuerst ai am haufa ſen.

**Im Frühjahre auf Wiese und Feld.** vår nū nöch lana, lana vocha entlich dr ventr frbai, ons vür ávr<sup>21)</sup> on traije of da feldan, ſolt föglſang — on frösgökväk, on blüma on grinos hëpt dø kepla, dö vān a dø dorflaita fo dr fräide ågøftokt, on monch lostich lidla drent aus dr menšabrost on ſtemt mēd — ai aís olgomäiné jüvliřn ai dr fraia, védri védri natür. dø mäidla bem vefa öf(f)ain<sup>22)</sup> on teorbräita van ní iř ſnävala hälä on ſea met a lerchá em dø vete. on akis̄ — on ejemán fenda lostijø tēnø bai iř arpt. falvr dr paug, ven a dorçh fai raich, ſen akr, gét, sumd — a lidla fir ſich hē on es štolts ai ſem bavostlain: „Der Bauer ist ein Ehrenmann, und wir hätten ohne Bauer nichts, die Städter litten not.“

a ürälz naršr gebrauch müſ — a mēd — ågøfurt vān, dár fél juks on gakenſø bai da jøra felkan tsuväijø bröcht. ven tsum fairömdø da akr — adr ejemán tsum ersta möl ausgøſpont kám, on a vår ní nos vorñ, do posta ſon di mäidla-gëtsaikla<sup>23)</sup> ofa on bëgristan met am antlija träisø<sup>24)</sup>. dár drët a ſpëf — em on gå antlich védri patø, on eř vår kái öfhärn, bis bëde pata pfetsa-fekrinos vorñ. ávr dás ſot ní, s vür a hetsø<sup>25)</sup>, on traije vür ma védri.

vår ſtål on fičh bërečht ons andr tūvrij<sup>26)</sup> — a, gás nög — m fairömdø nög — a ſtendla tsum märn on drtsela ai dr lōa loft ofm hausbenkla, on a his ömtlidla dorft ní fala.

dos a bai ař rečht bësvärtta arpt di dorflaita ní frdré — on vondrbalich<sup>27)</sup> vurn, derf — (v)ol ols a eksémpl galda, dos ai da derflan ai a höcha barja, vú dø feldla of da höcha lan<sup>28)</sup> ken vān on kái råtvø nuflisa, dr teor on dø åvand — ai bota nuſgëträn vür. dø nokvan hilfa anandr, on dö vår ondr da feks bis ocht botalaita, mons — on vaisbelan, of m rekvaíjø ſečhr kainr årdresich<sup>29)</sup>, on ven jō, bröcht a ſendrlidla ols védri ai a lostijø ſtemunk.

<sup>18)</sup> tsailichla altes Demin. von tsaille Zeile; Deminutiva mit dem Doppel-suffix ich + la sind im Glätzischen fast ausgestorben. <sup>19)</sup> ſpaiala zarte Spitze von Pflänzchen. <sup>20)</sup> hatich hurtig, schnell. <sup>21)</sup> ávr schneefrei. <sup>22)</sup> vefaöf(f)ain Wiesen (auf)fegen. <sup>23)</sup> gëtsaikla junge Frauensperson (im freundlichem Sinne). <sup>24)</sup> träis Guß. <sup>25)</sup> hetsø (Hetze) Durcheinander bei Scherz und Spiel. <sup>26)</sup> tūvrijch (Tuwerk) Tagewerk, Arbeit. <sup>27)</sup> vondrbalich verdrießlich, schlechter Laune. <sup>28)</sup> lan (d. pl.) Lehnien. <sup>29)</sup> årdresich verdrießlich, verstimmt.

**Karwoche und Ostern.** om grindōnr̄stijē vār š hānpresa<sup>30)</sup> ons āīsfucha, a arptla fir di klainē gēselšoft. etse reda fē fom ūstrhāsa. vorn å dām tāgē dē gloka frstqmt on om karfrētijē, gina jona met klopan ū—on tsū on tsaic̄ta ūmarchst<sup>31)</sup>, mētich on ūmts dos āwēleta å, bēlondr̄s ai da derflan, dī vait vek fo ar kerchē vorn.

ai dr matrvochē<sup>32)</sup> vār ols dam ānsta dr tsait āgēpost, on vorn bem ūpēna, on vū festa a lidla drklon, blōf—ālē, sēnē gēsenē fom betan laida gēsona; åvr tsr ūwrstēunk klon dos halēlūja å laut met naus.

fenōmts vār å dē faiytākbekērai m ganē, on vurn tsr ūstrtsait mārstns ūstrbrōtē gēbaka. ūstrfōntich must—(t)saitlich ūfgēstanda vān, em dos ma dē lōnē rufgētantst kōma lāch. å da bēda ūstrtāga vūr fo monsbeltan<sup>33)</sup> on å fo a vaislaita nōg—ēmaus<sup>34)</sup> gana, fōntich dē vaisbēlr on mōntich dē monslaita. dō must—(t)saitlich ūfgēstanda vān, on em dos—sē nī ūrlōfa tāta, vūr aus-ūsmakōstrt<sup>35)</sup>, fōntich dē persla dē māidla, on om mōntijē ūmgēkārt. bai da protsesjōn nōg—ēmaus vurn fo dān, dīdē mētgina, sēnē, reljēfē lidr gēsona, on vār dō dr folksgēfank om rechtijsa plotsa.

om ūstrhailija tāgē ådr lōnst å am fōntijē vūr ems kan<sup>36)</sup> gana. aus dām om ūstrfēnōmda bai dr faiyvai<sup>37)</sup> gēvaita holtsa vurn kraitsla gēmacht; on met da gēvaita polma on dam gēvaita ūstrvors gīns naus of dē feldr on vurn kraitsla on polma tsr ventrſōtē gēstokt on met—(d)am gēvaita vosr bēsprent, em dos onsr hergōt sen lājn gān lōl. å gēsosa vūr drbai, m ūr-standna tsu årn.

em dē östan ådr šon ai dr foste gān dē pāta īrn pātlan<sup>38)</sup> a grindōnr̄stich<sup>39)</sup>: krepl, strētsl, ūnekahaisr vār dos gēbakne, pfafrmone on andr tsokrtaik vār å drbai. dō vorn frāida bai dar klen gēselšoft!

**Frühjahrssaat, Flachsjäten.** ēvr di frijārſōtst<sup>40)</sup> gās fēl arpt, on a jedēs must—(d)rofē hāla. dō hot ma of andan dēnan kāi gēdačka. åvr drnōch kām vēdr a arptla, vūs vēdr lōstij—on fērlich ūtūgi: s floksjäta! dō vorn r vēdr mār baifoma, s vār nī åstreñich, on em dos bai dam varma vātr fīch nī dr nekršdrfr her<sup>41)</sup> aifent, vūr mončhs lidla gēsona. dō vūr dē tsait nī lāk, on s tsāt<sup>42)</sup> besr.

**Mai.** om er̄sta mai vūr a māidlan fo da perslan a māia<sup>43)</sup> of a mēsthofa gēfotst, a sēn gēpotstr fīchta- ådr tonavēpl. tsum ūavrñāk ūrātst<sup>44)</sup> å mōnčh-mōl äinr ar jompfr da māia on vūr r a ālē fīrs fanstr gēfotst.

līl—m mai dr gūguk lai ūtemē hārn, dō fūlt a jedēs bem er̄stamōl rufa ai dē tošē, op a gelt—(d)rēnē hot, vail a fa<sup>45)</sup> dat imr hān vir.

<sup>30)</sup> hānpresa Hahnpreschen (eine Belustigung). <sup>31)</sup> ūmarchst morgens.

<sup>32)</sup> matrvochē (Marterwoche) Karwoche. <sup>33)</sup> monsbelt (pl. monsbēlr) Manns-person; entsprechend vaisbēlt. <sup>34)</sup> nōg—ēmaus gēn zu den Emmaus-Stationen (bei Wilhelmsthal) gehen Gebete verrichten. <sup>35)</sup> ausūmakōstan durch Schläge mit der „Schmackoster“ wecken. <sup>36)</sup> kan (Korn) Roggenfeld. <sup>37)</sup> faiyvai Feuer-weih. <sup>38)</sup> pātla Patenkind. <sup>39)</sup> grindōnr̄stich (Gründonnerstag) das jährliche Patengeschenk. <sup>40)</sup> fōtst Saatzeit, Aussaat. <sup>41)</sup> dr nekršdrfr her der Sand-mann, d. h. Schlummer. <sup>42)</sup> s tsāt es gelingt. <sup>43)</sup> māia Maibaum. <sup>44)</sup> ūrātst entwenden. <sup>45)</sup> fa (sein) davon, welches.

mp - (m)ai vurn ā nāvr da kerčlija ā noch fēl maiondochta afō gēhāla, mārstns dat, vūs vaid — ai de kerčha vār, on vūs doch oftē a klainē kopale hot. dō klova dī ſen mai- on marialidr on fult — sij — ajēdēs afō rech̄t åndechtich.

**Wallfahrten.** tsveša fōtst on hāiādm<sup>46)</sup> vār ā di bestē tsait, vū dē dorflaitē irē rāifa machta, aidām dos vōlfārtagēn gēmacht vūr: monsmr<sup>47)</sup> on vaisbelr metloma, gantsē hādla, of olndrf<sup>48)</sup>, vārtē<sup>49)</sup>, ſpetsija bark, grūlich on fonſt ā noch vūhē. gār nī falda vār — ī — ā, dos āinr ådr dos andr aſogår bis noch pōla, of tſenſtochāu, on of maria — tſel gina. vōr r a nājjla bafoma, dō vūr flaisich gēbat on gēfona. dī ſen mutrgōtsgēſenē vōr bai ſela vōlfārtta rech̄t ſen on drbaulich firgētrān, on di ſepr vōr rech̄t tsufrēdē drbai.

**Auf der Weide.** ven ſich feld — on vēſe vēdr ai irn ſmuk, grāf — on blūma, gaklet hota, vurn dē ſichr of dē vāidē gētrēva. tsu dam erſtamȫl-austraiva giſs loſtich tsū. ols, vos a bāin hot, muſt mēt, åvr da hauptpersōn vār dr kijōpē. met fainr paitſe rejīrd — a ſai gants hādla. jēdm ſtekla hot a a glekla emghent, on ai dār irn klank ſtēmt ſai hētagēſela mēd — ai. vaid — övrs tāl ſolta ſai lidla, on ſen vār, ven ſich tſvē kīrt<sup>50)</sup> anandr tsūfona. met fainr paitſe macht a metondr a antlich knolkontſert.

**Johannesfeuer.** āi gēſeftla hota di kiherta noch tsu bēſorja, vos — (s)e a gantsē tsait ai åſprūch nām, s johonſtichſaiy ūfrech̄ta. å da ſeva hāilſaiy<sup>51)</sup> nochmetjia firm draiatsventsichsta junī vōr ſe gār rāſničh flaisich raiſij — on hōlts tsuſomatsustesa<sup>52)</sup>, em dos (s) och ſon a rech̄t grōſr hofa vūr ons rech̄t laſe brant. on om johone-ōmdē, vens tōnkt, kāma fo ola ſaita tſevſtrem jōna on māidla on dē kijōpē met grōſa peñkan<sup>53)</sup> āla ſtālbāſman<sup>54)</sup> ågēvandrt. vens fenſtr gēnuvk vār, vūr ſ fairg ågētsent, on évaräl of da barja kun ma r<sup>55)</sup> fān. vens rech̄t ſen halē brant, vurn dē bāſm ågētsent on drmēt dreſ rem gatantſt on gēpreſt<sup>56)</sup>). ā fo andan barja lech̄ta<sup>57)</sup> fairg rēvr, on dō klon monch̄r frāidiſe ſrai rēvr on nēvr. dō giſs loſtich tsū, on monch̄ lidla vār dō qfm plotsē, on monch̄e narhāid — on nekērāi vūr ondr dam jōna folkē gētrēva.

**Hochzeit.** noch dr fōtst on ā fonſt tsu poſnijr tsait vūr hukſt gēmacht. dō giſs hōch hār qfm dorſe. a pār tāgē drfir giſ dr ånvalt ådr hukſtpetr<sup>58)</sup> m grēſta ſtātē, m tselindr, m gūda ſvatſa åtsijla, a grōſe riſhē<sup>59)</sup> met am laſa rōtſtaidna bandē om rekla, tsu a frvanta on bēkanta ſom brautpārē on lot — ſe met ar ſen gēſotsta rēdē ai. fir dam ainklija hukſt(t)āgē vūr ſ brautſüdr fo dr braute tſum braitſhm gēfārn. ſ muſt afō gēlāda ſen, dos ols tsu ſān vār, bēſondrē dē fārbetē; ſpenrādla on a ſterdl putrfās met mesiňkrāifa torſt nī fāla. hēndrm brautſüdr für ai ař nōvla kolēſe dē betfrā. dī vār fo ola, bē-

<sup>46)</sup> ādm (fem.) Ernte. <sup>47)</sup> monsm (pl. monsmr) Mannsperson. <sup>48)</sup> olndrf Albendorf. <sup>49)</sup> vārtē Wartha. <sup>50)</sup> kīrtē Kuhhirt. <sup>51)</sup> hāilſaiy (m.!) Hagelfeier (eine Andacht an den Nachmittagen der sieben Sonnabende vor Johanni, wonach die Arbeit ruhte). <sup>52)</sup> ſtēſa ſtōſſen, aufſchichten. <sup>53)</sup> peñkl Pack. <sup>54)</sup> ſtālbāſm Stallbesen. <sup>55)</sup> r ihrer, deren. <sup>56)</sup> preſa rennen. <sup>57)</sup> lech̄ta (hier =) leuchteten; dafür in einigen Orten lochta (Vergangenheit ohne Umlaut). <sup>58)</sup> hukſtpetr (entſteilt aus hukſt bētr Hochzeitbitter), ånvalt oder drūſma Brautdiener. <sup>59)</sup> riſhē Blumenſtrauß.

fondr̄ dam klen folkē, ganē gēfān, tāilt—sē doch, vī a andr̄ gut enala m kreskendlašpēlē, olrhant güde gōva aus: tsokala, pfafrdeör fir dē kēndr̄ on brōtsnēta, prātsala on andr̄ mār fir dē arma laite. di milda gōva kāma fom brautpārē, vos—(s)ich dorč̄ fai vōltētič̄sen s glekē on a fājn aim ēēstande fechan vul.

om hukst(t)åkmarja kām dr braitč̄hm met m ånvaltē on a hulan<sup>60)</sup> ais brauthaus, vū tsuerst̄ fom hukstþetr̄ dē ausvervusk on vek(g)övē qndr fr̄sidna gēbraic̄ha gēmacht vūr̄, on dōdrā šlūs—sichs fr̄stekē. brautjompfan on jøhk(g)øfela, ſēn gēpotst̄, vorn nāvr̄ da andan hukstlaita lōstič̄ on güdr̄\*dene. nōch dam fr̄stekē gins, dē müſiganta å dr ſpetse, ai dē kerč̄ha tsum train. nōg—ar aikärē bem ſenka gin dr braut(t)süg—ais brauthaus tsurékē, vū dr braitč̄hm dē brautē on dē geste met ar hukstmölst<sup>61)</sup> bēdintē, on vār̄ dō öfgētest̄ ols, vos gut on taiř̄ vār̄. dr drūšma ådr̄ ånvalt macht met ſen rēsa<sup>62)</sup> dē gants̄ gēlefloft lachnič̄; jompfan on jøhk(g)øfela machta met iřn pomprneslan on andan tsokrdeban a rāinēs háglovātr̄, on s gējnsaitijs neka on tsumnařnhān gin rēvr̄ on (n)ēvr̄, on dos gēkens̄ nām kāi endē. nōch dam huksta<sup>63)</sup> giøs tsu am tentsla tsum ſenka, fanavek vēdr̄ dē müſiganta. brautſalaitē<sup>64)</sup> kāma vōndan<sup>64)</sup>.

(Schluss im nächsten Bande.)

## Zwei Adventspiele. I. Wermendorfer Adventspiel.<sup>1)</sup>

Nach mündlicher Überlieferung des Ignaz Jackwerth (Weikersdorf).

Aufgefunden durch Fritz Rotter in Mähr.-Schönberg.

Spielalte angezogen wie im Christi-Geburt-Spiel Hermesdorf.

1. Ritter, der Zorn: Rote Schösseln und rote Ärmel, Kürassierhelm und weissen Kürass, Visier, Lanze, langen Säbel.

2. Ritter, der Geduld: Schwarze Schösseln, schwarze Ärmel, hat vor dem Gesicht Visier, Lanze, langen Säbel.

Zwei Hirten: Grüne Hüte mit grünen Sträussen, rote Hosen, weisse Strümpfe, hohe Schuhe.

Eine Schäferin: Grüne Schürze, geblümten Rock, weisslichen Leib, Hut am Kopfe.

Zwei Engel: Schön weiss, haben Kränze auf dem Kopfe.

Christkindel: Kreideweiss, Heiligenschein.

<sup>60)</sup> hulr Abholer. <sup>61)</sup> mölst Mahlzeit. <sup>62)</sup> rēsa (pl.) Späße, Possen.

<sup>63)</sup> huksta (v.) Hochzeit halten. <sup>64)</sup> brautsān Brautschauen. <sup>64)</sup> vōndan neugierig sein.

<sup>1)</sup> Besonders beachtenswert ist in diesen Spielen das Auftreten der beiden Ritter oder der beiden Fürsten, das in den bei F. Vogt (Schlesische Weihnachtsspiele, in der von unserer Gesellschaft herausgegebenen Sammlung „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“ Band I) mitgeteilten Stücken nicht vorkommt. Die übrigen Motive kehren aber dort mehrfach wieder, z. B. das Gespräch der Hirten, der Gesang der Engel, der Nikolaus usw. Man vergleiche z. B. die strafende Anrede an die Kinder I, 207 ff. und II, 279 ff. mit Vogt S. 8 Zeile 11; 15, 23; 37, 36; 52; 128, 37; 172, 15; die Herbergsuche I, 74 ff. und II, 105 ff. mit Vogt S. 224, 258, 426, 453. Ss.

- Diener      Einen schönen guten Abend geb euch Gott,  
               Ich komme herein ganz langsam und spoht,  
               Ich bringe euch auch die Post herein  
               Von dem lieben Christkindelein,  
       5 Ist es erlaubt bei euch zu kehren ein.
1. Ritter,      Wir kommen im Namen der Götter, guten Abend, edler Gespan.  
               der Zorn  
 2. Ritter,      Im Namen der Götter wünsche ich auch; sodann  
               der Geduld  
               Sagt mir zu Gefallen und Fleiss,  
               Wohin und woher steht eure Reis'.
1. Ritter 10 Kanaan ist mein Vaterland,  
               Eine harte Reis' muss ich tun zur Hand,  
               Muss reisen nach Bethlehem hin,  
               Um zu vernehmen dem Kaiser Augustus sein' Sinn,  
               Oder was sich der Augustus denkt,
- 15 Dass er wissen will die ganze Volksmeng'  
               In seinem Lande gross und klein.  
               Was wird das nicht für ein Aufruhr sein!  
               Vielleicht werden wir versteuern unser Vermögen,  
               Ja vielleicht sogar die Nahrung unseres Lebens.
2. Ritter 20 Edler, es scheint euch zu sein ein Unrecht.  
               Dass der Kaiser Steuer fordert von seinem Knecht.  
               Aber bedenke, dass Augustus durch so langen Krieg  
               Land und Volksheer hart gedrückt,  
               Sein' Schatzkammer ist ausgeleert.
- 25 Drum auch Augustus begehrt,  
               Dass ihm ein jeder Untertan  
               Ein' halben Steuer verzinsen kann.
1. Ritter      Edler, aber warum soll das Kriegsvolk zahlen,  
               Welche für ihn und sein Vaterland gaben,  
       30 Ihr teures Leben gaben dahin?  
               Augustus, Augustus, was hast du im Sinn?  
               O, ich leg' ab mein Lanz' und Schwert,  
               Sobald mich Augustus als Krieger mit Steuer beschwert.
2. Ritter      Edler, habt ihr nicht auch gehört, dass David, der König  
       35 Zählen liess sein Kriegsvolk schnell,                            [in Israel  
               Welche an der Zahl bei dreizehn mal hunderttausend Mann?  
               Aber traurig musste er sehen, wie ihm in einer Nacht  
               Siebzigttausend Mann von der Pest dahingerafft.

1. Ritter Edler, aber eins bewundert jedermann,  
 40 Was es zu bedeuten hat,  
 Dass ein jeder zu seinem Geschlecht ausreise,  
 Alles anzeige, was sein Hab und Vermögen sei —  
 Welches wieder etwas neues sei.
2. Ritter Edler, habt Geduld noch eine kleine Zeit.  
 45 Die Hälften der Götter steht auf fernerer Seit.  
 Reisen wir nun nach Bethlehem hin,  
 Um dort zu vernehmen dem Kaiser Augustus sein' Sinn.

Zwei Hirten und eine Schäferin (singend)

- O Brüder, sagt mir, was das denn bedeut',  
 Dass Schafe und wir so freudig sind heut.  
 50 Es ist ja kein Wunder, dass freudig wir sind,  
 Dort seht an die Sternlein, die leuchten so schön!  
 O Himmel, o tauge von oben herab  
 Und sende uns deinen Gesalbten herab,  
 Welchen du uns verheissen, dem Adam und uns,  
 55 Ja, ganze viertausend Jahr, ja hoffen lässt uns.

1. Hirt Bruder mein, ich was weiss.  
 2. Hirt Bruder mein, ich auch was weiss  
 Von Simeon, dem alten Greis,  
 Dass er hat ein Gesicht gesehn,  
 60 Dass er nicht eher sterben wer',  
 Bis er den Messias gesehn,  
 O Bruder, das ist keine Mär'.  
 Gastwirt Sagt mir nur ihr Hirten, was ihr treibt,  
 Dass ihr heute so freudig seid.

Hirten (singen; Melodie wie der 2. Teil von „Bruder mein, ich was weiss“)

- 65 Wir wissen nicht, warum es sei,  
 Dass wir heute so freudig sein,  
 Weil es ahnet uns die Zeit,  
 Dass uns Gott vom Himmelreich  
 Sendet einen Messias.  
 70 Herr, mein Herr, die Freud' ist das!  
 Gastwirt Geht, seid still und ruhig heut  
 Und erwartet eure Zeit,  
 Es wird noch nicht geschehen heut.  
 Hl. Josef u.  
 Maria Freund, um eines möcht ich bitten,

75 Warn se mich wohl recht berichten,  
Ob der Gastwirt zu Hause ist,  
Um Herberg möcht ich bitten zu dieser Frist.

Diener Ja, zu Haus ist er wohl,  
Freund, es sind schon alle Zimmer voll;  
80 Seht, da kommt der Herr gegangen.

Gastwirt Ei, so wird man doch immer mit den Leuten geplagt!  
Freund, was ist dein Verlangen?

Josef Nun, es wir dir wohl bewusst sein wie mir, dass der Kaiser  
ein Patent ausgehen hat lassen, dass jedermann erscheinen  
sollte. So möcht auch ich dich bitten um Herberge.

Gastwirt Ei was, um Herberg', bleibe du nur draussen,  
Ich bekomm ja andere Leute.

85 Zwar, hast du Geld zu verzehren,  
So kannst du dich bei mir nähren.

Josef Nein! Kein Geld habe ich nicht,  
Ohne Vermögen stehe ich hier,  
Wie du mich siehst.

Gastwirt Hast du kein Geld zu verzehren bei dich,  
Habe ich auch keinen Ort zu behalten für dich.

Josef Ach, erbarme dich doch für diesmal,  
90 Weil das Geld ist gar zu schmal,  
Ich werde mich schon richtig aufführen bei dir.

Gastwirt Was! Da magst du mir ein aufrichtiger Flegel sein,  
Das hör' ich an den Worten dein.  
Wer ist denn der Gefährte, den du bei dir hast?

Josef Mein Weib.

Gastwirt Was? Dies dein Weib? Die steht für dich; die ist passend  
auf deine Person. Sieh sie nur genau an! Wie alt ist  
denn dieses Mädel, die du dein Weib nennst?

Josef Ungefähr fünfzehn Jahre.

Gastwirt Fünfzehn, fünfzehn Jahr. Diener, was glaubst du zu  
diesem Mann?

Diener An seinem redlichen Gesicht erblicke ich das Zutraun;  
dies fordert auch Erbarmung.

Gastwirt Jawohl Gesicht, jawohl Gesicht! Hinter manchem freund-  
lichen Gesicht steckt ein Schurke. Das müssen nur  
Schmeichler sein. Wo seinst du her?

Josef Von Nazareth.  
 Gastwirt Von Nazareth? Von Nazareth kann wohl nischt Gudes kommen. Wie weit ist es denn bis dorthin?  
 Josef Ungefähr achtzehn Meilen.  
 Gastwirt Achtzehn, achtzehn Meilen, so weit schleppest du ein so zartes Weiblein mit dir? Hättest dir diese Reise ersparen können! Diener, siehst du, seine Reden und seine Taten verraten seine Gesichtszüge. Er ist so eifersüchtig, dass er sie zu Hause gelassen hätte. Doch nein, weil sie jung und schön ist, und er ist doch schon ganz mannbar. Ich fühle kein Zutrauen.  
 Diener Sieh, Herr, hast du unter allen deinen Gästen einen solchen, der einen Wunderstab führen kann?  
 Gastwirt Was willst du wohl von einem Wunderstab sagen? Ich kenn und glaube keine Wunder.  
 Diener Höre kurz: Alle Jünglinge aus dem Geschlechte Davids mussten ein jeder nach Gottes Willen einen Stab oder eine Rute in den Tempel bringen. Der hohe Priester Zacharias legte alle Stäbe in das Heiligtum und, siehe Wunder! — dies Mannes Stab allein wurde grün mit blühenden Gilgen<sup>1)</sup>, und diese Jungfrau wurde ihm am 23. Jänner nach Gottes Willen gegeben.  
 Gastwirt Ist das wahr, was mein Diener spricht?  
 Josef Ja!  
 Gastwirt Aus welchem Ort und Geschlecht bist du?  
 Josef Aus dem Geschlechte Davids,  
Bethlehem ist meine Vaterstadt.  
 Alle Verlassenen gaben mir und dir Zuflucht und Gerechtigkeit.  
 Gastwirt Geschlecht und Vaterstadt hin und her, [keit.  
 95 Ich gebe dir keine Herberg' mehr.  
 Josef Um Erbarmung, um Erbarmung flehe ich zu dir! Schon vier Tage ist meine mühsame Reis'. Ich bitte dich, habe Erbarmung, um Herberge!  
 Gastwirt Ei was, die Herberge! Packe dich hinaus, hinaus vor die Stadt; dort hat es einen alten Stall, wo Verlassene Vieh einstellen; dort ist es gut für dich, dort kannst du bleiben, wie lange es dir gefällt.

<sup>1)</sup> Weit verbreitete Nebenform für Lilie, vgl. mhd. gilge.

- Maria      Ach Josef, liebster Josef mein,  
               Warst du schon bei allen Freunden dein?
- Josef 100 O Maria, zu jenen war meine erste Bitte;  
               Aber sie hörten mich nicht und kannten mich nicht.
- Maria      Ach Josef, noch eines wagen wir,  
               Gehe zu dem grossen Gastwirt hinein,  
               Bitte und flehe, soviel du kannst!
- 105        Weiche nicht eher, als bis du Herberge erlangst.  
 Josef      O Maria, meine Augen tränen mir noch,  
               Was mir der Mann hat angetan für Spott!  
               Ich Armes, weil ich kein Vermögen hab',  
               Schlug er mir die Herberge ab.
- 110        Er schaute mich an ganz eifersüchtig,  
               Als hätt' ich mit dir gehandelt unvorsichtig.  
               Er wies mich gar hinaus vor die Stadt,  
               In jenen alten Stall, dort neben der Stadt.
- Maria      Ach Josef, willkommen sei uns jener Ort,  
 115        Wo Gottes Vorsicht ruht über uns dort.  
               Blicke auf, Josef, zum Himmel  
               Und verachte dieses Weltgetümmel.
- Hirten (Melodie von „Brüder, ich was weiss“)  
       Herr, die Freude steigt immer mehr,  
       Wenn doch bald die Zeit da wär!
- 120        Herr, wie schön das Weiblein war  
               Und der Mann vom Davidstamm!  
               Hättest ihm ein Zimmer geben,  
               Wir wollen unseren Lohn dir geben.
- Diener      Und meinen Lohn nimm auch dazu,  
 125        Und vergönne jenen die Ruh  
               In dem kleinsten Zimmerlein,  
               Umsonst will ich dein Diener sein.  
               Ja Herr, in dein Haus sie aufnimm,  
               Unseren Lohn schenken wir dir.
- Hauswirt    Es soll nicht sein, euer Bitten ist zu spät.
- Diener 130    Herr, zu spät ist es noch nicht!  
               Sieh, die Verlassenen stehen ja noch hier,  
               Bedenke, ihre Reise ist weit und beschwert.  
               Erbarme dich doch dieses Mannes und seines treuen Gefährts.

Denn sie ist so jung und schön,  
 135 Ihresgleichen nicht in Bethlehem,  
 Ja, im ganzen Davidstamm  
 Ist sie die allerschönste Dam'!  
 Sie steht zwar ohne Vermögen hier,  
 Aber Herr, ich bitt' und bezahle für sie.

Hausw. 140 Still und schweig!

Diener Aber eins erinnere ich dich,  
 Sollst erbarmen dich über einen jeden, der zu dir um Her-  
 Siehe, wie erbarmend er vor dir steht, [berg' fleht.  
 Sollst nicht sehen auf Person und auf Glauben.

145 Dieserwegen wir dich um Herberg' bitten,  
 Sollst du ihm nicht abschlagen diese Bitt'.  
 Tust du dieses, bist du ein Feind bei Mensch und bei Gott.  
 Ich bitt dich, der Armut nicht spott'!  
 Denn Armut ist älter als Reichtum;  
 150 Bedenke, da Gott die ersten Menschen erschaffen,  
 Wo war da Rang und Vermögen!  
 Arm war der erste Mensch.  
 Dieserwegen merk, dein Vermögen  
 Du wirst verlassen mit allen deinen Taten,  
 155 Du musst auch antreten die Ewigkeitsstrassen.

Das Los ist zwar dein,  
 Barmherzig oder unbarmherzig zu sein,  
 Nach diesen wird deine Ewigkeit sein.

Hauswirt Still und sei ruhig! Ich behalte sie nicht.

Zwei Engel (singen, Melodie von „Laufst, lauft ihr Hirten“)

160 Gloria, gloria, gloria in exelsis deo!  
 Frohlocket, ihr Menschen, und freut euch zumal,  
 Denn heut' ist geboren zu Bethlehem im Stall  
 Ein Kindlein so klein,  
 So zart und so fein,  
 165 Soll euer Erlöser und Heiland auch sein.  
 Er ist herabgestiegen vom Himmel zu euch, zu euch  
 Und hat wegen euch verlassen den Himmel, sein Reich,  
 Dafür dankt ihm und tretet zu ihm, [sein Reich;  
 Singt gloria, gloria  
 170 Dem Neugeborenen da, ja da!

Josef

O Maria, jetzt weiss ich mir keinen Rat,  
Überall habe ich nachgefragt,  
Niemand will uns aufnehmen.  
Oh, Jubel mit euch, triumphieret für euch,  
Ihr Menschen seid dankbar, das verkünden wir euch.

(Dann gehen die Engel zu den Hirten, die lauschieren und singen.)

Engel (Melodie von „Lauft, lauft ihr Hirten“)

Ihr Hirten, blicket auf und fürchtet euch nicht, euch nicht!  
Nun eilet und glaubet der Engel Gesicht,  
175 Dort neben der Stadt werdet finden den Ort,  
Dort werdet ihr finden das Kindlein, ja dort.  
Nun gehet und eilet, euch nicht lang verweilet —  
Das Kindlein werdet finden auf Stroh und auf Heu.

1. Hirt Hör' Bruder, was war das?

2. Hirt 180 Ich hab auch gehört und weiss nicht, was.

Schäferin Ich hab auch gehört, es war eine Engelstimme. (Singend:) Sie sagten, es wäre geboren ein Kind,  
Zu Bethlehem zwischen Esel und Rind.

Alle Hirten In einem Stalle, das ist das Zeichen.

(Sie recken dabei die Finger in die Höhe. Melodie von „Bruder, ich was weiss“.)

185 Oh, Brüder, wenn das wahr sollt sein,  
So wollen wir hinlaufen,  
Dem kleinen Kindelein jeder etwas kaufen.  
1. Hirt Ich will ihm bringen ein Lämmelein.  
2. Hirt Und ich schenke ihm das Hezelein<sup>1)</sup> mein,

190 Ich hoffe, es wird schon angenehm sein.  
Oh, ihr lieben Brüder mein!

Alle Brüder mein, ich sehe dort,  
Hier alldort an jenem Ort,  
Brüder oh, ein Kindelein

195 Zwischen Ochs und Eselein.

Deine Mutter ist so schön, ist so schön,  
Sehet dort den Vater stehn.

Brüder, nun so wollen wir, wollen wir  
Fallen hin auf unsre Knie,

200 Beten an das Kindelein,  
Unseren Messias klein.

<sup>1)</sup> für Herzelein?

Wir opfern unsere Herzen hin,  
Ach, in Gnaden es aufnimm. (Ende der Melodie.)

Niklaus Ich komme auch herein zu dieser Frist,  
205 Niklaus bin ich ganz gewiss.

Türk (ist der Diener des Niklaus)

Herr Bischof, ich tu klagen an  
Alle Kinder so Böses getan,  
Sie wollen nicht in die Schule gehn,  
Sie bleiben auf Ecken und Gassen stehn;  
210 Die Blätter aus den Büchern reissen,  
In alle finstern Winkel schmeissen.

Niklaus Diener, dir trag ich auf,  
Solche Kinder schlage drauf;  
Treib sie in die Kirch' und Schule hin.

Türk 215 Herr Nikolaus, ich tue mich freuen.

Mohr (Diener des Nikolaus)

Herr Nikolaus, höre ferner an,  
Ich seh, wie sie auf den Schlitten glitschen,  
Häuser und Fenster verletzen,  
Einander die Kleider vom Hals gerissen.

Niklaus 220 Diener, siehst du dieses noch einmal,  
Nimm sie allzumal,  
Setze sie auf mein' Donnerwagen,  
Tu mit ihnen in deine Heimat fahren.  
Dort gib ihnen weder Essen noch Trinken,  
225 Schlagen kannst du sie nach deinem Gutdünken.

Dort sperr' sie in die finstere Kammer ein,  
Alldort sollen sie des Todes sein.

Mohr Herr Nikolaus, ich tue mich freuen.

Niklaus Kinder, ferner nehmt euch wohl in acht!

230 Find' ich euch noch einmal auf der Schlittenfahrt,  
Mit Steinen ihr euch werfen tut,  
Häuser und Fenster verletzen tut,  
Da werde ich in den Gassen auf euch passen,  
Werd' euch in grosse Ketten fassen,  
235 Werde mit euch fortspazieren

Über 4000 Meilen.

Dort werdet ihr vergebens weinen und flehen,  
Eure Eltern nicht mehr sehen.

Werde euch sperren in die Kammer ein;  
 240 Alldort sollt ihr des Todes sein!

Christkind Ich komm zu euch, Brüder, vom Himmel herab,  
 Von euch will ich nehmen das höllische Joch,  
 Ach eilet in meine Arme, ihr Sünder allzugleich,  
 Bereuet die Sünden, mit Ernst bessert euch!

245 Mein Vater der fordert ein Grosses von mir:  
 Alle Menschen soll bringen zurück ich zu ihm,  
 Welche in Adam verloren schon sind,  
 Ja ganze 4000 Jahr in der Erbsünde sind.

(Bescherung.)

Hauswirt Ach Gott, was habe ich getan,

250 Dass ich die Leute nicht beherbergt hab!  
 Ach, was ist doch für ein Mittel für mich?  
 Wohin soll ich mich wenden?  
 Geschwind zur Krippe will ich eilen  
 Und suchen den Messias auf.

Diener 255 Aha! Du stolzer Reichtumsknecht,

Wacht auf dein Gewissen so unrecht?  
 Jetzt möchte der ganze Himmel dir zu Diensten stehn,  
 Vor Gott um Gnade flehn;  
 Und wenn gleich Moses und Samuel

260 Aus der Vorhölle kämeten,  
 So erlangeten sie doch nichts für dich,  
 Du darfst auch nicht gehen zur Krippe hinaus,  
 Wenn du nicht änderst deinen Lebenslauf.

Hauswirt Mein Diener, du redest mir sehr hart;

265 Aber wahrhaft unmenschlich ist meine Tat.  
 Ach Messias, Mutter und Vater,  
 Welche heut' kamen und vor mich traten,  
 Bitten, flehen um Herberg', ich schlug's euch ab,  
 Ach, verzeiht mir diese Tat!

270 Wählt euch das beste Zimmer

Samt dem lieben Jesulein.

Dann will ich euch bitten, dass ihr mir verzeiht,  
 Nicht mir allein, sondern allen zugleich  
 Wünsche ich, das liebe Jesulein zu sehen

275 In alle Ewigkeit. Amen.

- Chor      Wir stehen vor deiner Krippe hier,  
O Jesulein, mein Leben.  
Ich bringe mit und schenke dir,  
Was ich dir kann geben.
- 280 Nimm es hin, es ist mein Herz,  
Es ist ja das Allerbest;  
Sei gegrüsst, mein Jesulein  
Zu Bethlehem im Stalle!  
Willkommen sei im Krippelein,
- 285 Wir dir zu Füssen fallen.  
Wir beten dich an als wahren Gott,  
Obgleich verächtlich dieser Ort.  
Wie viele Millionen Dank  
Singen wir dein Leben lang!
- 290 Ach, wie ein gar hartes Bette  
Hat Jesus in der Krippe!  
Wären wir nur dagewest!  
Das wünschen Herz und Lippen.

## Noten zum Wermsdorfer Adventspiel.

Zwei Hirten und eine Schäferin (V. 48—55):

O Brüder sagt mir was das denn be - deut',  
Dass Schafe und wir so freu - dig sind heut.  
/. seht an die Sternlein, die leuch - ten so schön!

Es ist ja kein Wunder, dass freu - dig wir sind, Dort

1. Hirt (V. 56):

Bru-der mein, ich was weiss.

2. Hirt (V. 57—62):

Bruder mein, ich auch was weiss von Si - me - on dem alten Greis,  
Dass er hat ein Gesicht gesehn, dass er nicht eher sterben wer',  
Bis er den Mes - si - as gesehn, o Bruder, das ist keine Mär'.

Christkind (241—248):

Ich komm zu euch, Brüder, vom Himmel her-ab,  
Von euch will ich nehmen das höl-li-sche Joch,

Ach ei - let in mei-ne Ar-me, ihr Sünder all-zu-

gleich, be-reuet die Sünden, mit Ernst bes-sert euch!

(Das zweite Spiel erscheint im nächsten Bande.)

## Literatur.

**Nyrop**, Kristoffer, Das Leben der Wörter. Übersetzt von Rob. Vogt. 263 S.  
Leipzig, H. Haessel, 1923. GZ. 3 M.

Eine sehr erfreuliche deutsche Ausgabe des Werkes „*Ordenes Liv*“, in dem die verschiedenartigsten Wandlungen des Wortgebrauches nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet werden. Der Euphemismus nimmt unter ihnen die wichtigste Stelle ein: Fremdwörter (korpulent für dick), Synekdoche (genus pro specie: der Böse für Teufel), Litotes (Unwahrheit für Lüge), Antiphrasis (ironisch: ein netter Bursche!), Wortverdrehung (er ist von Borneo = borniert), Erhöhung (Kammerjäger für Rattenfänger) werden als Unterabteilungen genannt. Manche derartiger Bedeutungsentwicklungen lassen sich ja auch nach anderen Gesichtspunkten gruppieren, z. B. wenn man den gewohnheitsmässig zu viel Trinkenden als Trinker bezeichnet, so ist das sowohl eine prägnante, verengernde Anwendung des Wortes trinken als auch eine euphemistische. Daher wird eine Gruppierung, wie sie Nyrop mit seinem Stoffe vornimmt, stets etwas Schematisches mit sich bringen; eigentlich kann ja die Geschichte jedes Wortes nur für sich behandelt werden, und jede Systematisierung ist bedenklich. Aber höchst lehrreich und unterhaltend ist das Buch, für den Fachmann wie für weitere Kreise. Voces mediae (schlecht, das in „schlecht und recht“ auch eine gute Bedeutung hat), Einschränkung (entbinden) und Erweiterung (Vandale), Metapher (Fuchs in sehr vielen Bedeutungen), Katachresen (deutscher Schweizerkäse) werden als weitere Gruppen genannt; Alliterationen (klipp und klar), Reimformeln (Knall und Fall), scherzende Missverständnisse und Wortspiele (Mistiker für Landwirt) werden angefügt; Volksetymologie macht sich geltend (der heilige Valentin schützt gegen fallende Sucht, Blasius gegen Blasenleiden). Aus verschiedenen Sprachen, namentlich aus dem Französischen, Englischen, Dänischen und Deutschen, werden manche trefflichen Beispiele gegeben. Dem Buche ist auch in seiner tüchtigen deutschen Übersetzung guter Erfolg zu wünschen.

Siebs.

**Beth, K.**, Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte. Aus Natur und Geisteswelt 658. 125 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1920.

In kurzer, fasslicher Darstellung wird die Religion an sich, d. h. abgesehen von konfessionellen Ausprägungen, behandelt; sie zeigt sich als das persönliche Verhältnis des in Verehrung sich beugenden Menschen zum Übersinnlichen, ist also — im Gegensatze zu Frazers bzw. Tylors Auffassungen — von der Magie sowie vom Animismus und Dämonenglauben zu trennen. Die Probleme, wie das Übersinnliche erfasst wird, sind bedeutsam; einheitliche und mehrheitliche Auffassung des Göttlichen kommen in Frage. Unter den Vorstellungen des Göttlichen werden geschieden 1. der Chrematomorphismus (bei dem Gegenstände, z. B. ein Stab, als Träger übersinnlicher Macht gelten); 2. der Theriomorphismus (Tierverehrung); 3. Anthropomorphismus (Menschen oder menschenähnliche Gestalten sind, durch Vorstellungen eines Lebens nach dem Tode oder durch ethische Auffassung, zu Repräsentanten des Übersinnlichen geworden). Dann wird über Heroen (bevorzugte Ahnen oder Personifizierung von Naturereignissen), über Dämonen (der Vegetation, der Fruchtbarkeit, der Krankheiten, des Todes) sowie über den Begriff des Schicksals und über monotheistische gegenüber polytheistischer Auffassung gehandelt. — Die göttliche Offenbarung, die sich durch Träume, Inkarnation (wie beim Dalai Lama) oder Inspiration, dann auch durch Ordale und Orakel kundgeben kann, ist das Mittel des Verkehrs der Gottheit mit den Menschen; der Mensch wendet sich an die Gottheit durch die Kulte, Gebet und Opfer. — Den Schluss bilden die verschiedenen Auffassungen des Zustandes nach dem Tode, mit denen die Arten der Bestattung und Totenbräuche, anderseits auch die Mysterien eng zusammenhängen. — Germanische Überlieferungen werden nur in geringem Maße herangezogen; ihre Bewertung ist ja auch vielfach umstritten; dass die Sachsen ihren Stammesnamen von sahs == saxum „Stein“ haben und damit die Entstehung des Menschen aus Steineu (vgl. Deukalion und Pyrrha) verknüpft werden könne, findet in nichts eine Stütze. — Das Büchlein ist als vortreffliche Einführung weiteren Kreisen zu empfehlen.

**Knuchel, Ed. Fritz**, Die Umwandlung in Kult, Magie und Rechtsbrauch. Schriften der Schweiz. Gesellsch. f. Volkskunde 15. 116 S. Basel 1919.

In der sehr reichhaltigen Schrift hat K. eine Fülle von Stoff zur Umwandlung (Circumambulatio) gesammelt und geordnet. Geburt, Hochzeit, Tod, dann auch Krankheit, Diensteintritt und Vieheinstellung, Segen und Schutz des Familienbesitzes, kultische und rechtliche Kollektivbegehungungen bilden die wichtigsten Gelegenheiten, bei denen der Brauch der Umwandlung geübt wird. Soweit ersichtlich, ist das Material sehr vollständig behandelt; eine kurze Zusammenfassung der allgemeinen Ergebnisse in einem besonderen Abschnitte hätte den Nutzen der dankenswerten Arbeit noch erhöht. Zur Umwandlung des Tisches (S. 17) vgl. jetzt auch Oehl, Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen, S. 163.

**Dornseiff, Franz**, Das Alphabet in Mystik und Magie. *Στοιχεῖα*, herausgegeben von F. Boll. VII, 176 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1922.

Die von F. Boll angeregte Arbeit ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Kenntnis des antiken Zaubers und der Magie; in allen Fragen aber zeigt der Verf. einen weiten Blick, der sich nicht auf die Betrachtung des klassischen

Altertums beschränkt, sondern lehrreichen Stoff aus vielen Zeiten und Gebieten heranzieht; so ist das Buch reich an Ergebnissen für die Volkskunde. D. spricht zunächst von der Entstehung der Buchstabenmystik und erklärt, wie die Buchstaben den Menschen als Sinnbild erscheinen konnten, wie man sie — in einer Zeit, wo das Schreiben von vielen als Mysterium empfunden wurde, wo man Astronomie zur Astrologie machte und Lapidarien und Bestiarien schuf — als etwas Mystisches betrachtete. Dann wird auf die Ansichten von der göttlichen Erfindung der Schrift (Nebo in Babel, Toth in Ägypten, Hermes von Kyllene) hingewiesen, auf die grosse Bedeutung, die man der Erlernung des Alphabets beilegte, und auf die mystischen Werte, die man einzelnen Buchstaben beilegte ( $\Delta = \gamma \nu \nu \alpha \chi e i o n \alpha i d o t o v$ ,  $Y = \gamma \rho \acute{a} m p a \varphi i l \acute{o} s o \varphi o v$ ). Ferner wird die aus dem Orient stammende Verwendung der Vokalreihen in den griechischen Zauberbüchern und des gesamten Alphabets im Gebet und die Gematric besprochen, d. h. die Umsetzung der Buchstaben eines Wortes in Zahlen. Bei den Griechen galten ja die Buchstaben auch als Zahlen und als Musiknoten (die vokalische Hebdomade  $\alpha \varepsilon i o n \omega$  wird mit der musikalischen in Verbindung gebracht). Die ganze Alphabetmystik ist gelehrte Magie: die Magier, Pythagoreer, Gnostiker, Astrologen beschäftigen sich mit ihr. Aus dem Jüdischen stammt die Buchstabenvertauschung, die z. B. die Anfangsbuchstaben mehrerer Worte zu einem Worte vereint ( $\iota \chi \theta \acute{o} \varsigma$ ); hierauf geht ja das Akrostichon zurück, und — umgekehrt — sind eine ähnliche Bildung die Initialkurzworte, die auf eine englische Erfindung zurückführen und heute (Hapag, Asta usw.) bei uns ihr Wesen treiben. Die jüdische Kabbalistik und die arabische Zauberpeliteratur, die davon abhängig ist, verwendet denn in noch viel stärkerem Masse die Buchstaben und fügt allerlei Zahlensymbolik bei. Mit kurzem Worte nur sind die Runen erwähnt, deren ursprüngliche (ogdoatische) Anordnung meines Erachtens zweifellos zauberische Verwendung erweist.

**Kossinna, Gustav**, Die Indogermanen. I.: Das indogermanische Urvolk. Mannus-Bibl. Nr. 26. 79 S. Leipzig, Kabiszsch, 1921.

Das Adalbert Bezzemberger gewidmete Buch, das mit vielen trefflichen Abbildungen, mit Karten und Tafeln versehen ist, berichtet zuerst über die Methodik der Heimatbestimmung der Indogermanen: Sprachforschung, Rassenforschung und vorgeschichtliche Archäologie haben sich darum bemüht. Anfangs führte die enge Verwandtschaft der europäischen Kultursprachen mit dem Indischen, Iranischen, Armenischen zur Annahme einer asiatischen Urheimat; dann wurde man, namentlich durch gewisse Gleichungen (z. B. die Namen der Eiche, Buche und Eibe) auf Europa geführt, und einige Forscher wollten durch die Bedeutung der Gerste und durch die Gleichung für „Meer“ sogar Nordeuropa als erwiesen betrachten. Zu sicheren Ergebnissen ist die sprachwissenschaftliche Altertumskunde nicht durchgedrungen. Die Rassenforschung, die vor allem Körpergrösse, Schädelform, Haarfarbe, Nasenbildung usw. zu Merkmalen nimmt, und nach der K. die Indogermanen einem westeuropäischen (gegenüber einem ost- und südeuropäischen) Typus mit Langschädel und heller Färbung zuweist, ist für die Sache nicht entscheidend, da es sich nicht eigentlich um eine Rassenfrage handelt. K. hat die vorgeschichtliche Archäologie als bedeutsamste Wissen-

schaft für diese Dinge herangezogen und hat das Verdienst, eine Art Siedlungskunde ausgearbeitet zu haben, deren indogermanischen Teil er uns hier bietet. In einer frühesten Periode wird für Westeuropa eine aus Lang- und Kurzsädeln gemischte Rasse angenommen; wenn diese Stufe von etwa 15000 bis 10000 v. Chr. angesetzt wird, dann die Aencylusperiode (Dobbertinleute) bis 6000 v. Chr., dann die Litorinaperiode mit Kjökkenmöddinger (Ellerbeckleute) um 4500 v. Chr., so dürften die absoluten Zeitbestimmungen dieser zum Teil geologischen Stufen wohl stark bestritten werden; ganz unverständlich aber wird es manchem bleiben, weshalb die Ellerbecksprache als ein Vorindogermanisch, die Dobbertinsprache als ein Indogermanisch behauptet wird und diesen Sprachen, von denen wir doch gar nichts wissen, sogar bestimmte Eigenschaften (S. 23, 33) zugeschrieben werden. Weitere Annahmen sind, dass in schwedischen Gebieten die Ackerbau und Viehzucht treibenden Indogermanen die Finnen zurückdrängen; dass sich im 4. Jahrtausend in den Donaugebieten Deutschlands die Zivilisation der Südindogermanen entwickelt; diese ziehen später nach Vorderasien, Nordindogermanen nehmen den europäischen Süden ein; den Nordindogermanen gehören auch die Chetiter an — die weiteren Ausführungen dieser Gedanken werden einem folgenden Teile vorbehalten.

Das Werk, das uns die Ansichten eines der bekanntesten Vertreter vorgeschichtlicher Archäologie vermittelt, wird vermutlich unter ihren Fachleuten viele Gegner finden; dankenswert bleibt aber sicherlich der Versuch, mit grosser Kombinationsgabe einen gewaltigen vorgeschichtlichen Stoff zu einem Nacheinander zu ordnen und durch Vermutungen zu beleben.

**Günther, Dr. Hans,** Rassenkunde des deutschen Volkes. Mit 8 Karten und 409 Abbildungen. 440 S. München, J. F. Lehmann, 1922. G. 10 M.

Das sehr gut ausgestattete Buch, das die Rassenverhältnisse im deutschen Volkstum darstellen und ihre Kenntnis weiteren Kreisen vermitteln will, sucht den Blick für die Rasse zu schärfen und die Missverständnisse zu beseitigen, die durch Verwechslung von Rasse und Sprache, Rasse und Glaubens- oder Sittenleben entstehen. Im letzten Sinne soll das Buch die Einsicht fördern, dass das Versiegen des Blutes der schöpferischen Nordrasse den Untergang jedes Volkes mit indogermanischer Sprache im Gefolge hat und dass der Aufstieg des deutschen Volkes nur durch Pflege der Reinheit seiner nordischen Rasse möglich ist.

Bei der Rassenkunde handelt es sich in erster Linie um Körperbeschreibung; die Rasse ist ein Maß, an dem die vergleichende Anthropologie die körperliche Erscheinung eines Menschen misst. Für Europa unterscheidet G. 1) die nordische Rasse (gross, langschädig, schmalgesichtig, schmalnasig, Haare und Augen hell, rosig-weiße Haut), auch fränkisch oder germanisch genannt; 2) westisch (klein, langschädig, schmalgesichtig, schmalnasig, Haare braun oder schwarz, Augen dunkel, Haut bräunlich), auch mediterran genannt, trotzdem Irland und Südengland in Frage kommen; 3) ostisch (kurzgewachsen, kurzsädig, breitgesichtig, kurznasig, Haar schwarz oder braun, Augen braun, Haut gelbbräunlich), auch turanisch, orthognath-brachycephal, alpin genannt (trotzdem Holland und Dänemark beteiligt sind); 4) dinarisch (hochgewachsen, kurzsädig, schmalgesichtig, Nase vorspringend, Haare braun oder schwarz,

Augen braun, Haut bräunlich), auch adriatisch und Defreggertyp genannt. Diese vier Rassen werden nach den erwähnten Besonderheiten beschrieben und durch viele gute Abbildungen veranschaulicht. Ferner wird über Wachstum und Bewegungen berichtet. Auch die „seelischen Eigenschaften“ werden besprochen, obschon sie nicht eigentlich zur Körperbeschreibung gehören und schwer zu bestimmen sind — am sichersten sind wohl noch statistische Bestimmungen über Straftaten, Schulerfahrungen u. dgl.

Auf das deutsche Sprachgebiet verteilen sich die nordische Rasse (Küstengebiete der Nordsee, Braunschweig, Hannover, Teile von Pommern) mit etwa 60 %, die ostische (wallonisches Belgien, Luxemburg, Elsass-Lothringen, Teile vom Schwarzwald und der Schweiz) mit etwa 20 %, die dinarische (im südlichen und mittleren Bayern und in Österreich) mit etwa 15 % des deutschen Blutes; der Rest von 5 % kommt auf die westische Rasse und magyarischen Einschlag. Sodann wird in Kürze die Rassenverteilung der übrigen Länder Europas besprochen, Umweltseinflüsse und Mischungen werden betrachtet, und dabei wird die sogenannte körperliche Hässlichkeit, soweit sie nicht durch Krankheit bedingt ist, durch Rassenkreuzung erklärt.

Nachdem sodann über die vorgeschichtlichen Rassenmischungen berichtet ist, wird von der Indogermanisierung Europas gehandelt. G. stellt sich auf den Standpunkt: die nordrassischen Stämme hätten ihre Sprache den unterworfenen Völkern aufgezwungen; Sprachforschung, Anthropologie und Archäologie sprächen einheitlich dafür, dass die Urheimat der indogermanischen Sprache in Nordeuropa zu suchen sei. Für G. ist nordrassisches gleichbedeutend mit „sprachlich indogermanisiert“; wo heute — von Indien bis Irland — ein Gebiet die indogermanische Sprache spricht, da müsse es sicher das Herrschgebiet einer nordrassischen Herrenschicht gewesen sein. Um 2500 v. Chr. habe noch ein Zusammenhang der Nordvölker in der Sprache bestanden; spätestens um 2000 seien die nordrassischen Inder von den nordindischen Gebirgen ins Tiefland vorgedrungen; zu Ende der Steinzeit und dann wieder gegen Ende der Bronzezeit komme ein Zustrom nach Griechenland; um 2000 zeigten die Pfahlbauten Oberitaliens nördliche Einflüsse; die Hethiter seien von der nördlichen Ägis her indogermanisiert worden; die Tocharer seien das Grenzvolk der Chinesen, das helle Haare und Augen hatte und Wusun genannt wurde. Die Kelten seien der vorletzte, die Germanen der Völkerwanderung seien der letzte Schub nordrassischer Stämme nach Süden; auch die Urslawen seien ein nordrassisches Volk gewesen, doch die slawische Besiedlung Ostdeutschlands sei durch ein mit Balkankultur durchtränktes Volk geschehen. Schliesslich wird die zunehmende, namentlich seit dem 18. Jhd. beschleunigte „Entnordung“ des deutschen Volkes behandelt; dem Judentum ist ein Kapitel des Anhangs gewidmet. Alle diese Ausführungen sind fesselnd und anregend. Freilich enthalten sie viel Unsicheres und Unbeweisbares. Besonders gilt das von dem Abschnitte „Rasse und Sprache“. Da werden z. B. die germanischen Lautverschiebungen hinsichtlich des Grades phonetischer Veränderung bedeutend überschätzt und durch rassische Gründe erklärt; ja sogar die in vielen Sprachen erfolgten Übergänge des *i*, *ü* zu *ei*, *au*, *eu* werden als dinarisch-ostisch und die auch im Niederdeutschen, Englisch-Friesischen,

Nordischen auftretenden Nasalierungen der Vokale werden als dinarisch betrachtet. Auch ist es nicht gerade eine tiefgründige sprachwissenschaftliche Auffassung, dass die „Schaffung des Zeitwortes“ eine bedeutende Geistestat der Indogermanen sei (was darüber S. 315 ff. gesagt wird, ist nicht haltbar). Aber trotz solcher Mängel ist die frische und klare Darstellung anzuerkennen, und sicherlich werden weite Kreise aus dem Werke reiche Belehrung schöpfen.

**Pastor, Willy,** Deutsche Urzeit. Grundlagen zur germanischen Geschichte. 468 S. Leipzig, H. Haessel, 1922.

Das mit vielen trefflichen Abbildungen verschene Buch will durch Hebung des Nationalgefühls zum Wiederaufbau Deutschlands beitragen, indem es die Auffassung bekämpft, dass die Horden germanischer Urzeit ein Volk ohne nationalen Zusammenhang gewesen seien; erst „die Klosterlegende hat die Ureinwohner Deutschlands roher Barbarei bezichtigt und unsere viertausendjährige, reichgegliederte Altgeschichte zu einer einzigen Wüstenei gemacht“. Seinen Zweck sucht der Verf. dadurch zu erreichen, dass er in einer Reihe von Artikeln nach Ergebnissen vorgeschichtlicher Forschung eine „Urgeschichte der nordischen Kultur“ zusammenstellt; sodann wird über die „Trojaburgen“, über Schwerter und Fibeln, über Megalithe, über die Weltanschauung der Germanen, über die Entwicklung ihrer Musik, ihre Luren und Saiteninstrumente und schliesslich über mancherlei anderes Volkskundliche dieser frühesten Zeiten gehandelt. Alles das zeugt von der umfassenden Teilnahme des Verf. an der Vorgeschichte und von grosser Frische der Darstellung; aber die Wissenschaft wird ihm entgegenhalten, dass das keine Geschichte sei, sondern dass er hier viele sehr unsichere Vermutungen der Vorgeschichte gegeben habe, die von den maßgebenden Vertretern der Wissenschaft nicht geteilt werden. Er nimmt an, die „entscheidende Einsicht“ sei zu dem Schlusse gekommen, dass in Europa die Urheimat des germanischen Kernvolkes zu suchen sei, und „dass die ganze neusteinzeitliche Kultur Europas germanischen Charakter trug“. Auch für jüngere Zeiten behauptet der Verf. im einzelnen allzu starke Einflüsse germanischer Kultur: z. B. sollen die germanischen Runen aus dem Norden zu den südlichen Völkern Europas gekommen sein; dabei wird das sehr späte Auftreten der Runenschrift und auch ihr Vergleich mit überlieferten antiken Schriftformen ausser Betracht gelassen. — Das gut ausgestattete Buch mag in weiteren Kreisen manches Missverständnis hervorrufen, kann aber durch die begeisterte Schätzung frühgermanischer Kultur anregend wirken.

**Nabert, H.,** Das deutsche Volk in Europa und seine Sprache. 3. Aufl. Sis-Verlag Zeitz 1921.

Die dritte Auflage dieses Buches, das vor allem in den vom Mutterlande getrennten deutschen Gebieten verbreitet werden soll, handelt zunächst über „das deutsche Volk“. Eine geschichtliche Einleitung unterrichtet in vaterländischer Gesinnung über sein Werden und seine Schicksale von den ältesten Zeiten bis heute; dabei wird die Geschichte der einzelnen Stämme dargestellt. An geschichtlichen und geographischen Irrtümern und an Druckfehlern mangelt es nicht; aber die übersichtliche, klare Anordnung des Gebotenen ist lehrreich und anregend. In weiteren Abschnitten sind Recht, Religion und Bildungswesen

dargestellt, darunter die Literatur und die Künste in eigenartiger, recht wilder Aufzählung: eine Unzahl von Namen schwirrt an uns vorüber, darunter Schauspieler, Sänger, Tänzerinnen. Am wertvollsten ist der dann folgende Abschnitt über die deutschen Sprachgrenzen und ihre Veränderungen, sowie über Sprachinseln — dieser Teil ist sehr nützlich; hingegen der letzte Abschnitt, der die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache behandelt, enthält sehr viel Fehlerhaftes und Veraltes. Aber alles ist getragen von der Liebe zur Mutter-sprache und zur deutschen Heimat.

**Jung, Erich,** Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. 393 Seiten.  
München, J. F. Lehmann, 1922.

In dem mit vielen beachtenswerten Abbildungen geschmückten Buche, in dem „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform“ gegeben sein sollen, wendet sich der Verf. sowohl an die Fachleute (er meint damit die Vertreter der deutschen Altertumskunde, demnächst auch anderer Gebiete deutscher Kulturgeschichte) als auch an jeden „gebildeten Deutschen, dem die Geschichte seines Volkstumes am Herzen liegt“. Ein sehr umfangreicher Stoff wird behandelt, und der Fachmann wird gern die Fülle der Denkmäler der Religion anerkennen, die hier herangezogen werden. In dem Streben aber, sie als Quellen deutschen Heidentums auszudeuten, geht der Verf., in Anlehnung an ältere Auffassungen deutscher Mythologie, viel weiter, als die heutige germanistische Wissenschaft — die er übrigens nicht hoch einschätzt — es ihm zugestehen dürfte; und wenn er in seinen Untersuchungen, die „auf das Weiterleben ur-alter Bestände der Volksseele in der Gegenwart gerichtet sind“, Ereignisse der allerjüngsten Vergangenheit gern heranzieht, so hängt das mit dem eifrig betonten „Grundgedanken dieser ganzen Schrift zusammen, dass uralte Vergangenheit unseres Volkstums noch weit wirksamer und lebendiger in die Gegenwart hineinragt und wirkt, als man gemeinhin weiss; der uralte Gegensatz zwischen Nordseewelt und Mittelmeerwelt, zwischen germanisierter und semitisierter Ge-sittungsform, zwischen Gesinnungskultur und Sinnenkultur, war auch die tiefste Ursache des Weltkriegs“.

Eine grosse Menge kunstgeschichtlichen Stoffes aus christlicher Zeit wird heidnisch gedeutet, und so wird vielfach über germanische Religion gehandelt. Im einzelnen ist auf diesem Gebiete, auf dem der Rechtsaltertümer u. a. m. so viel Umstrittenes als sicher angenommen worden, und so viele Vermutungen werden mitgeteilt, dass eine gentigende Erörterung der verschiedenen Probleme mehr Raum als das Buch in Anspruch nehmen würde. So müssen wir uns darauf beschränken, die Belesenheit und Kombinationsgabe des Verfassers sowie die erfreuliche Ausstattung des Werkes anzuerkennen.

**Naumann, Dr. phil. Hans,** Grundzüge der deutschen Volkskunde. Wissenschaft und Bildung 181. 158 S. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1922.

Eine Einleitung unterrichtet über Begriff, Bedeutung und Aufgaben der Volkskunde. Nach N. soll man an die gewaltige Masse des Gegenständlichen mit der Grundfrage herantreten, ob es sich bei jeder Einzelheit um primitives Gemeinschaftsgut oder gesunkenes Kulturgut handle. Meines Erachtens gehört diese Fragestellung, deren Beantwortung zumeist unsicher und subjektiv sein



wird, nicht zu den Voraussetzungen, sondern zu den letzten Aufgaben volkstümlicher Forschung; ich habe mich hierüber in den Mitt. XXIII, 120 ausgesprochen, man vergleiche dazu auch Schwiering, Niederd. Zeitschr. f. Volksk. I, 59 ff. Wohlweislich beginnt N. mit der Darstellung der Volkstracht, die freilich seiner Methodik der Scheidung den geringsten Widerstand leistet, und lässt sodann Tracht und Hausrat folgen. Ein Kapitel über Hausbau schliesst sich an, wobei auch der Dorfkirche und dem Friedhof Beachtung geschenkt wird (die Sitte, Photographien auf den Gräbern anzubringen, war im Auslande, z. B. in Italien, viel eher verbreitet als in Deutschland). Sodann wird über Zauber und Glauben, agrarische Religion und Feste, über Spiel, Lied, Sage und Märchen gehandelt. Besonders anregend wirkt es, wie der Verfasser in seiner dankenswerten Darstellung den so verschiedenartigen Stoff unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen gewusst hat. — In den Literaturangaben ist Schlesien fast ganz vergessen.

Siebs.

**Bähnisch, Alfred**, Die deutschen Personennamen. 3. Aufl. Aus Natur und Geisteswelt, 296. Bd. 119 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1920.

Die hübsche kleine Schrift, die für weitere Kreise berechnet ist, liegt nun in 3. Auflage vor (vgl. Mitt. XVI, 262); die Grundsätze der Entwicklung der Namen werden zusammengestellt, und dann werden in Gruppen zahlreiche Namen nach ihrer Bildungsweise eingeordnet. Bei dem Namen Meier sollte, wie schon einmal erwähnt, die Möglichkeit niederdeutschen Ursprungs (= Mäher) neben romanischer und hebräischer Herkunft erwähnt werden. Wir können das Büchlein bestens empfehlen.

**Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde**. Herausgegeben von Ernst Grohne. Hamburg, Paul Hartung. I, 1. 1923.

Wir wünschen dieser neuen, gut ausgestatteten Zeitschrift, die in erster Linie streng wissenschaftliche Ziele erstrebt, den besten Erfolg. Beiträge zur Namen- und Märchenforschung und zum Martinsliede (dem Verfasser Kück scheint das Buch von Jürgensen über die Martinslieder unbekannt zu sein) sowie Besprechungen bilden den Inhalt des Heftes. Wenn die Zeitschrift in diesen guten Bahnen weitergeht, so verzichten wir gern auf die „Erforschung der Volksseele“, die von dem Herausgeber in der Vorrede verheissen wird; erfreulicherweise gibt er zu, dass sich allerdings nur schwierig auf eine klare Formel bringen lasse, was darunter zu verstehen sei.

**Gohen, Josef**, Nederlandse Sagen en Legenden. Met Illustratien in Kleurendruk en Zwart door Pol Dorn. Twee Deelen. Zutphen, Thieme en Cie. 403 en 400 Bl. I<sup>a</sup> 1921; II 1919.

Eine prächtig ausgestattete Sagensammlung, die freilich keine Arbeit wissenschaftlicher Volkskunde sein will, sondern rein künstlerische Ziele erstrebt. Der Erzähler will in Wort und Stil die Stimmung der Sage wiedergeben und sie im Empfangenden wecken; er will das Geheimnisvolle in phantastischer Weise darstellen und wechselvoll schildern, bald novellistisch verfahrend, bald mit der Kraft des Balladendichters malend, dann wieder mit feinem Humor wirkend. Als Quellen benutzt er hauptsächlich gedruckte Vorarbeiten, namentlich in den historischen Stücken schliesst er sich an solche Überlieferungen an.

Der Wert der einzelnen Sagen ist daher verschieden. In den „Geschiedenissen van Friesland“ I, 75 ff. verfährt er nach einer alten wertlosen Chronik aus dem 15. Jahrhundert, die von den Brüdern Friso, Saxo und Bruno fabelt und ähnlicher Torheiten viele bietet; aber erzählt sind alle diese Stücke in sehr wirkungsvoller Weise in eigenartig melodischer Sprache und mit lebendigem Dialog. Wir finden manchen uns bekannten Stoff aus Märchen und Balladen wieder; die historischen Sagen und Legenden spielen die grösste Rolle; aber auch Ortssagen erscheinen und allerhand Spuk, Hexen, Meerminnen, weisse Frauen usw. kommen vor. Sehr hübsch und eine ganz besondere Zierde des Werkes sind die Illustrationen des Malers Pol Dorn aus Antwerpen, der die niederländische Art und Stimmung vorzüglich trifft.

Siebs.

**Wrede**, Prof. Dr. Adam, Rheinische Volkskunde. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 363 S. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1922.

Es ist gerade in unseren Tagen sehr erfreulich, dass die treffliche Volkskunde des Rheinlandes, die wir (XXII, 109) mit vielem Danke besprochen haben, schon in neuer Auflage hat erscheinen können. Abgesehen von einigen Bildern und Singweisen, die hinzugekommen sind, ist besonders der wissenschaftliche Teil bereichert worden; das gibt sich schon äusserlich in dem starken Zuwachs der Anmerkungen kund. Wir wünschen dem vorzüglichen Buche weitere Erfolge; möge es fernerhin im gefährdeten Rheinlande und im weiten deutschen Vaterlande zu der Erkenntnis beitragen, dass im heimatlichen Wort und Brauch und seiner Pflege die starken Wurzeln unserer Kraft sind.

Siebs.

**Sartori**, Prof. Paul, Westfälische Volkskunde. 209 S. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1922.

In der gleichen Sammlung wie die rheinische Volkskunde ist auch die westfälische des verdienten Prof. Sartori erschienen. Die Arbeiten eines Justus Möser, Hartmann, Hüser, Adalbert Kuhn, Jostes konnten mit Nutzen verwertet werden. Zunächst wird Land und Volk behandelt, und was wir aus der Vorzeit darüber wissen; dann werden Haus und Hof und Tracht beschrieben und durch zahlreiche Abbildungen erläutert; Sprache und Volksdichtung bilden einen weiteren Abschnitt. Dass — wie Jakob Grimm sagte — die westfälische Mundart die wichtigste und reichhaltigste sei, ist namentlich anderen Dialektien des niederdeutschen Stammlandes gegenüber eine wohl kaum berechtigte Behauptung; damit geschieht aber ihrer Wertschätzung kein Abbruch. Rätsel, Sage, Märchen, Lied werden besprochen, schliesslich Aberglaube, Sitte und Brauch mit reichem Stoffe dargestellt. Neben den Bräuchen bei Geburt, Hochzeit und Tod usw. und an den Festzeiten des Jahres ist auch manches gegeben, dem sonst weniger Beachtung geschenkt wird, z. B. eine Reihe von Schulgebräuchen. Viele Anmerkungen bieten Literaturangaben für eingehende Beschäftigung. An Worterklärungen wäre hier und dort noch einiges zu wünschen, z. B. S. 39 und 105 wäre Deutung der Worte Regentuch, Reenkleet, Reendaak als „Totentuch, Totenkleid“ angebracht.

**Wucke**, Chr. Ludw., Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Rhön und der fränkischen Saale. 3. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. H. Ullrich. 493 S. Eisenach, Kahle, 1921.

Wucke, der 1883 gestorben ist, hatte 1864 die Sagen des Werratales

herausgegeben, aber er hatte auch in der Rhön und im Saalegebiete aus dem Volksmunde gesammelt; 1891 wurde von Ullrich unter Benutzung des Wuckeschen Nachlasses eine bedeutend erweiterte neue Auflage herausgegeben; jetzt sind in der dritten Auflage einige Sagen ausgeschieden, andererseits ist ein nützliches Sachregister hinzugekommen. Bechsteins thüringische Sagenbücher sind vielfach herangezogen, demnächst hessische und fränkische sowie allgemeine Sammlungen.

**Wehrhan**, Karl, Alte und neue Märchen aus dem Teutoburger Walde. Heimatbücher für Schule und Haus, Heft 3. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung, 1923. 55 S.

— Die Externsteine im Teutoburger Walde. 54 S. Ebenda 1922.

— Das niederdeutsche Volkslied „van Herrn Pastor siene Koh“. 105 S. Leipzig, Otto Lenz, 1922.

Das erste Heft bietet 16 gut erzählte Märchen, von denen uns zehn aus Grimms Märchen wohlbekannt sind; die drei Vügelkens, dat Erdmänneken, die beiden Königskinner und Ferenand geträumt werden plattdeutsch erzählt. — Von den Externsteinen wird eine Beschreibung gegeben; darauf werden geschichtliche Nachrichten und Erklärungen des Namens zusammengestellt, unter denen „Elsternsteine“ (vgl. Egster, Heister = Elster) die annehmbarste ist; so dann folgen Gedichte und Sagen, die von den Externsteinen handeln.

Das in Niederdeutschland und auch in den Niederlanden sehr verbreitete Lied vom „Pastor sine Ko“ wird eingehend untersucht. Es erzählt, wie das Tier krank wird, geschlachtet werden muss und auf die Ortsbewohner verteilt wird; dabei werden allerlei örtliche Scherze und boshafte Bemerkungen gemacht. Nach Angabe von etwa 100 Quellen wird über die Lieder gehandelt, die Tier-testamente enthalten; schon aus dem Altertum und auch aus dem Mittelalter kennen wir solche. [Unter den Versen, in denen Tiere verteilt werden, wären noch die mir aus Bremen bekannten vom Hering zu nennen: de Vader kricht dat Middelstück, de Moder kricht den Kopp und Swanz, de Kinner kriegt den Rögen.] — Aus welcher Gegend Niederdeutschlands das Lied stammt, das bald nach 1850 zuerst auftaucht, ist nicht festzustellen. W. gibt in seiner dankenswerten Sammlung über 600 Gesätze — da es sich um eines der beliebtesten „Aufzähllieder“ handelt, die ja unter den Gesellschaftsliedern eine grosse Rolle spielen und sehr zum Stegreifreimen locken, kann die grosse Zahl der Varianten nicht verwundern; auch werden 13 verschiedene Weisen mitgeteilt. Siebs.

**Schiffmann**, Dr. Konrad, Das Land ob der Enns. Eine altbayrische Landschaft in den Namen ihrer Siedlungen, Berge, Flüsse und Seen. 248 S. München, Oldenbourg, 1922.

Ursprünglich wollte der Verf. nur die in seinen „Stationsnamen ... Oberösterreichs“ (5. Aufl. Linz 1921) gegebenen Erklärungen wissenschaftlich begründen, ist aber dann zu ausführlicher Darstellung gekommen. Daraus ist eine im ganzen dankenswerte Arbeit geworden; freilich regt sie in uns den lebhaften Wunsch zu noch weiterer örtlicher Ausdehnung an. — Mit sehr grossem Fleisse sind eine Fülle von Orts-, Fluss- und Bergnamen gesammelt und den drei Kapiteln Kelten und Römer, Bayern, Slawen eingeordnet worden; manche Etymologien

kommen dabei zur Sprache. Was die vielumstrittenen Namen Hallstatt, Hall usw. betrifft, so ist ihre Erklärung durch eine dereinstige illyrische (albanesische) Bevölkerung doch nur ein schlechter Notbehelf. Auch falls man annimmt, dass die Illyrier wirklich anlautendes *h* statt *s* hatten (im Albanesischen ist nicht durchgehends *h* die Vertretung), so ist doch die modische bequeme Methodik, alles, was man nicht erklären kann, als Rest unbekannter vorgermanischer Sprachen anzusehen, bedenklich. — Dass das unbestrittene keltische *Danū-ios* um das Jahr 100 v. Chr. bei den Germanen *\*Dōnawi* geworden sei, ist doch wohl nur durch Annahme volksetymologischer Auffassung erklärlich. — Die zahlreichen bayrischen Ortsnamen werden nach Gruppen in Arnoldscher Weise geordnet (*-ing*, *-heim*, *-stat*, *-reut*, *brand*-, *-dorf*, *-hofen*, *-wang* u. a.). Weswegen das gemeingermanische *-wang* alemannische Siedlung erweisen soll, ist nicht verständlich. — Leider fehlen der dankenswerten fleissigen Arbeit die nötigen Karten und Register.

Siebs.

**Oehl**, Dr. Wilh., Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen. Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, herausgegeben v. Ad. Hauffen. XV, 165 S. Prag 1922.

Es ist die hinterlassene Doktorarbeit des 1918 verstorbenen Sohnes von Wilhelm Oehl, den wir als mundartlichen Schriftsteller und als Herausgeber des Grulicher Weihnachtsspieles kennen. Eine reiche Sammlung von Bräuchen, teils nach Mitteilungen auf Fragebogen, teils nach gedruckter Literatur wird in guter Ordnung gegeben; die vor der Hochzeit liegenden Ereignisse (Annäherung, Liebesorakel, Werbung, Einladungen), die Hochzeitsfeier mit allen ihren Einzelheiten und Unterhaltungen, die Nachfeier geben die Kapitel und Abschnitte. Berücksichtigt ist das deutsche Sprachgebiet Böhmens. In manchem geht die reichhaltige Darstellung über die Arbeit von Alois John hinaus, namentlich insofern Rechtsverhältnisse und Festtracht berücksichtigt sind. Das Büchlein sichert dem leider so früh Verstorbenen ein dauerndes Andenken. Siebs.

**Selke**, Dr. Georg, Der Anteil der Schlesischen Provinzialblätter an der Literatur Schlesiens. 112 S. Liegnitz, H. Krumbhaar, 1922.

Die fleissige und übersichtliche Dissertation gibt eine kurze Geschichte der Provinzialblätter und bespricht dann die einzelnen Dichter, unter denen namentlich Bürde (1753—1831), Boguslawski (1759—1817), Gustav Scholz (1773—1816) grösseren Anteil an der Zeitschrift haben.

**Kleczkowski**, Adam, Dialekt Wilamowic w zachodniej Galicji. Die deutsche Mundart von Wilamowice in West-Galizien. I. Phonetik und Flexion. Krakow 1920 (Extrait du Bulletin de l'Académie Polonaise Cracovie 1919—20). II. Wortstellung. Travaux de l'Université de Poznan, section des lettres Nr. 7.

Wilamowice = Wilhelmsau, ein Marktflecken in Westgalizien, hat von 1179—1317 zu Schlesien gehört, dann zu Böhmen und Polen, nach dessen Teilung zu Österreich; jetzt ist es wieder polnisch. Im Jahre 1907 war es von 1152 Deutschen und 567 Polen bewohnt. Die Mundart in diesem Dialektgebiet ist schlesisch und ist rein bewahrt. Ein Dr. med. Mojmir hat ein Wörterbuch davon verfasst, und Prof. Dr. Kleczkowski hat danach eine Grammatik bearbeitet, in der er sich eng an die Arbeiten von v. Unwerth, Hanke, Schönborn, Gusinde usw. anschliesst. Beachtenswert sind als polnische Einflüsse in dieser schlesischen

Stammundart manche polnischen Wörter, die verkleinernden Suffixe -uśśu und -uccik, das verbale Suffix -jän, -än und die Imperativpartikel -że, ferner das Ł und verschiedene syntaktische Erscheinungen. Nach K.s Vermutung haben die Siedler eine Zeit gemeinsamer Entwicklung mit den Bewohnern des schlesischen Gebietes durchgemacht, bevor sie sich in den heutigen Wohnsitzen niederliessen; inwieweit das der Fall ist, und inwieweit diese deutschen Mundarten das Polnische beeinflusst haben, ist noch zu untersuchen. Die Transskription ist polnisch und für deutschen Gebrauch daher nicht ganz leicht zu benutzen; aber sie scheint gewissenhaft, wie die ganze Arbeit. Hoffentlich wird das verheissene Wörterbuch bald herausgegeben.

**Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart.** Herausgegeben von Staatsarchivar Dr. Randt. Heft 2. Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H., Gleiwitz.

Ein wertvoller Aufsatz von Josef Klapper führt uns in das kirchliche Leben Oberschlesiens um 1400 und berichtet über eine von dem Franziskaner Nikolaus von Cosel geschriebene Handschrift, die von Gottesdienst, kirchlichen Bräuchen u. a. handelt; vor allem beachtenswert sind ein deutsches Weihnachtslied, ein Mariengedicht und einige aus dem Lateinischen übersetzte Strophen. Weiterhin sind Aufsätze zur Kirchengeschichte und Wirtschaftsgeschichte Oberschlesiens, darunter ein Beitrag von Josef Partsch in dem wertvollen Hefte enthalten.

**Schlesische Sagen,** herausgegeben v. Heide Exner. 112 S. Breslau, Pribatsch. Ohne Jahr (!).

Es sind 40 Sagen aus den verschiedensten Gebieten Schlesiens, mitgeteilt nach den Sammlungen von Bechstein, Grässe, Goedsche usw. Unter dem Titel „Die Sage vom Elisabethturme“ wird Goethes „Totentanz“ gegeben. Die Ausstattung ist — bis auf den Umschlag mit dem wie üblich missverstandenen Rübezahl — gut.

**Nordheim,** Kurt, Sagen aus Stadt und Landkreis Liegnitz. Parchwitz, H. Ewald, 1922. 83 S.

Etwa zweihundert Sagen sind grossenteils nach mündlichem Bericht in einfacher Sprache glaubwürdig aufgezeichnet; verschiedene sind nach älteren Quellen mitgeteilt. Besonders nützlich erscheinen solche Beiträge als Ergänzung unseres grossen Kühnau'schen Sagenwerkes, dem freilich auch mehrere Stücke entnommen sind.

**Schremmer,** Wilh., Wie der Schlesier singt, tanzt, spricht. 105 S. Breslau, Pribatsch, 1921.

Es sind anspruchslose, unterhaltend erzählte Beiträge zum schlesischen Volksliede, zu Tänzen, Sprichwörtern, Redensarten usw. Derartige kleine Mitteilungen sind geeignet, die Teilnahme weiterer Kreise an der Volkskunde zu fördern. Gerade solchen Lesern gegenüber ist aber grösste Vorsicht geboten bei Bemerkungen, die sich auf den wissenschaftlichen Gebieten deutscher Mythologie, Sprachkunde, Psychologie u. ä. bewegen: was da z. B. von Holda und Freya, vom Worte „tanzen“, von „schlesischer Volksseele“ gesagt wird, ist nicht haltbar.

**A wing Schläsch.** I. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Ernst Hartmann. Mit einer Einführung von Dr. H. Jantzen. Breslau, Pribatsch. Ohne Jahr (!).

Mit einem sehr guten, lehrreichen „Überblick über das schlesische Schrifttum bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts“ leitet H. Jantzen das Büchlein ein; dann werden schlesische Stücke in Vers und Prosa von Holtei, Robert Rössler und Max Heinzel abgedruckt. Was aber von E. Hartmann über schlesische Mundart gesagt wird, ist unzulänglich und für den Unterricht ungeeignet: eine unglückliche Vermischung von wissenschaftlichen und dilettantischen Auffassungen, oberflächlich und fehlerhaft, sogar in den Angaben der benutzten Werke.

Es kann nicht genug davor gewarnt werden, die Arbeit auf volkskundlichem Gebiete allzu leicht zu nehmen. Das mögen „die unter einer günstigen Zeitkonjunktur üppig aus dem Boden schiessenden Volkskunden einzelner deutscher Landschaften“ wohl beachten. Und für die Schule sollte das Beste gerade gut genug sein.

**Der Schlesierbaum.** Eine Dichterlese vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart, v. Wilh. Müller-Rüdersdorf. 176 S. Görlitz, Verl. Görl. Nachr. u. Anz., 1922.

Eine Zusammenstellung von Dichtern, die aus Schlesien und der Lausitz stammen: von jedem werden kurze biographische Mitteilungen gemacht und dann einige Verse gegeben; manch einen wird man finden, dessen schlesische Herkunft man nicht beachtet hatte, oder von dem man überhaupt nicht wusste, dass er auch Verse gemacht hat. Natürlich kann man nicht erwarten, dass ein jeder durch die wenigen Verse gekennzeichnet oder nach seinem Werte geschätzt würde. Aber das hübsch ausgestattete Buch wird manchen Schlesiern Freude machen, nicht zum wenigsten solchen, die sich selber hier durch ihr Erscheinen geehrt fühlen.

**Die goldene Truhe.** I. Erzählungen von Karl Weisflog. Erneuert und nach- erzählt von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. 103 Seiten. Breslau, Pribatsch. Ohne Jahr (!).

Drei kleine Erzählungen von Karl Weisflog, der 1770 in Sagan geboren war und — nach längerem Aufenthalt in Ostpreussen — von 1802 bis 1828 als Stadtrichter in Sagan lebte. 1819 war er in Warmbrunn mit E. T. A. Hoffmann bekannt geworden; dieser und auch Contessa haben auf seine Schriftstellerei eingewirkt, vielleicht sie sogar angeregt. Weisflog ist Humorist; mit Hoffmann teilt er die Begeisterung für Musik und auch eine gewisse krankhafte Art. Drei von den sehr vielen Erzählungen Weisflogs sind hier abgedruckt; die dritte, „Das grosse Los“, ist übrigens schon 1880 von Phil. Körber nacherzählt, auch schon einmal (1831) zu einer Posse gestaltet worden.

**Klings,** Karl, A Feldblumenrichel. Mittelwalde, Walzel, 1921. 40 S.

— Necksches und Grusliches aus aler Zeit. Ebenda. 77 S.

— Der schwarze Sturch. Ebenda 1922. 150 S.

Wir sind dankbar für die Gaben von Klings, einem der besten unter den Dichtern schlesischer Mundart. Seine Verse scheinen nicht — wie die so mancher „Dialektdichter“ — aus dem Schriftdeutschen in die Mundart umgesetzt zu sein, so dass man sie beim Lesen in jenes zurückbilden möchte, sondern sie sind in

Inhalt und Form echt volkstümlich. Das erste Büchlein bietet hauptsächlich Kinderlieder, „Verschel fir kleene Perschel“, mit netten Bildern geziert; Tiere und Pflanzen sprechen zu uns, Kindersprüche und Rätsel gibt es. — Ganz anders das zweite Heft: Gestalten des Volksglaubens, wie die Puschweibel und Graumännel, Drache, Hausotter, der spiritus familiaris, der Tod, der Werwolf und der Wassermann werden in kraftvoller, oft den Ton der Volksballade treffender Weise eingeführt; vielfach klingt ein liebenswürdiger Humor durch. — „Der schwarze Sturch“ ist als „epische Dichtung“ bezeichnet. Die Handlung, die den Rahmen abgibt, ist unbedeutend und manchmal etwas gesucht; umso mehr ist anzuerkennen, dass die ganze idyllische Erzählung in ihrer volksmässigen, liebenswürdigen Art unsere Teilnahme wach erhält. Die Verse sind glatt, die Sprache ist volkstümlich und, trotzdem der Schreibung und Lautbildung hier und da Zwang angetan wird, für den Mundartenforscher beachtenswert und könnte durch geringe Änderungen für die Dialektforschung muster-gültig werden.

Siebs.

**Neugebauer, Bruno,** Der Oschatoop. Gedichtla ei gleezscher Sprooche. Mittelwalde, Verlag Heimatklang, 1922. 39 S.

Der Aschentopf, den die Burschen den Mädchen beim Spinnen in die Stube werfen, enthält allerlei — eine solche olla podrida ist auch das Gedichtbüchlein. Es bietet in guten glätzischen Versen eine Reihe netter Gedichte; Gestalten aus dem Dorfleben sind trefflich gezeichnet. Ein besonders gelungenes Stück, „De Waaver“ (die Weber), ist in Gedanken und Ausdruck von feiner Stimmung.

**Graebisch, Friedrich, Karla Ton,** ein treuer Sohn seiner Heimat oder wie der Glatzer Bauer auf eigner Scholle schafft. Glatzer Heimatbücher I, 3. 133 S. Mittelwalde, A. Walzel, 1922.

Erzählungen der Brüder Elias und August Siegel hat G. benutzt, um in der rein deutschen Glatzer Mundart des Grenzdorfes Brzesowie (jetzt Birkhagen) eine ganz vortreffliche Darstellung des ländlichen Lebens und Schaffens zu geben: über Land und Leute, Haus- und Feldarbeit und tägliches Leben hören wir und erhalten damit einen reichen Beitrag zur Volkskunde. Die Schreibung ist gut und leicht verständlich und steht dadurch in erfreulichem Gegensatz zu fast allen sonstigen Texten in schlesischer Mundart; auch die kleine volkstümliche Grammatik ist dankenswert, wie alles, was G. uns auf diesem Gebiete gibt.

Siebs.

**Schubert, Johann,** Bilder aus der guten alten Zeit. Glatzer Heimatbühne 3, herausgegeben von Friedr. Graebisch. Mittelwalde, A. Walzel, 1922.

— Weihnachtsheiliger Abend. Weihnachtsspiel mit Gesang, herausgegeben von Friedr. Graebisch. Mittelwalde, A. Walzel, 1923.

In dem ersten dieser Spiele sind Szenen aus dem Bauernleben aus der Zeit um 1816 gegeben. Die Bauern besuchen einander, reden von der Wirtschaft, vom Spinnen und Schleissenmachen; ein Gedicht von Franz Schönig wird vorgelesen; dann finden sich junge Mädchen zum Rockengang ein, es werden Lieder gesungen und Sagen erzählt, und dann wird der Aschentopf ins Zimmer geworfen. Vielleicht ist an besonderen Ausdrücken und Redensarten absichtlich recht viel getan, denn das Ganze hat ja auch den Zweck, die alte Art

glätzischer Unterhaltung zu veranschaulichen, und dazu sind die treffliche Aufzeichnung des Textes und die Erläuterungen von F. Graebisch sehr geeignet.

— Das zweite Schubertsche Stück führt uns eine Weihnachtsfeier in einem Glatzer Bauernhause vor; die Lieder (z. B. Kleines Kindla, grusser Gott) und die Szenen des Weihnachtsspieles (die Wirts- und die Hirtenszenen) bieten Bekanntes. Auch hier sind die Bemerkungen von Graebisch dankenswert.

**Der gemittliche Schläsinger.** Kalender für 1923, herausgegeben von H. Bauch. Schweidnitz, Heege.

In seinem 41. Jahrgang ist der beliebte Kalender dieses Jahr erschienen, wieder reichhaltig in seinem Inhalt an Erzählungen, Versen und allerlei Wissenswertem. Reimlustige Schlesier gibt es stets viele, und auch die mundartlichen Verse sprudeln reichlich; Breiter, Klings, Schenke, Thielscher haben Dialekt-dichtungen beigesteuert; der volkskundlichen Beiträge sind nur wenige, vor allem sei die Fortsetzung der Sprichwortsammlung „Wie's de Gorbe gibt“ von Karl Rother genannt.

**Der Heimatbote.** Volkskalender für die nördlichen Kreise Niederschlesiens. 1923 (2. Jahrg.). Glogau, Glogauer Druckerei G. m. b. H.

Der sehr gut ausgestattete Kalender liegt im 2. Jahrgange vor. Verschiedene kleine Beiträge aus Sage und Geschichte, eine Darstellung älterer Glogauer Tracht von Krause, ein Beitrag zur Kunstgeschichte Glogaus von Professor Knötel und einige kleine mundartliche Stücke berühren das Gebiet der Volkskunde.

**Grofschoftersach Feierobend.** Heimatkalender, herausgegeben v. Robert Karger. Mittelwalde, Verlag Heimatklang, 1923.

Ausgezeichnetes bietet dieser Kalender, der an die Stelle des „Guda Obend“ getreten ist, für denjenigen, der an Volkskundlichem und besonders an der Mundartforschung teilnimmt. Friedrich Graebisch macht aus seinen reichen Sammlungen Mitteilungen über Ortsnamen und Sprichwörter, treffliche Verse bietet R. Karger, Erzählungen in der Mundart geben Hons-Järge, Hermann Schmidt, Gründel und Neugebauer u. a. m. Beachtenswert sind ein paar mundartliche Aufsätze kleiner Schulkinder; für die Bildung guten deutschen Stils können solche Übungen in ungezwungener Darstellung nur förderlich sein. Zwei alte Habelschwerder Trachtenbilder des 17. und 18. Jahrhunderts seien hervorgehoben. — Die Schreibung der glätzischen Mundart ist leicht verständlich und macht die Texte auch für die Sprachforschung brauchbar; hoffentlich nimmt man sich im übrigen Schlesien ein Beispiel daran.

Siebs.

**Rossdeutscher, Karl.** Der schlesische Wortschatz nach den Dichtungen von Max Heinzel. Inaug.-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philos. Fakultät der Schles. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau am 16. Mai 1923. Auszug aus der in den Fakultätsakten niedergelegten Schrift.

In der Einleitung ist nach einer kurzen Übersicht über das Leben Max Heinzels in einem seine Sprache behandelnden Kapitel der Versuch gemacht, seine starke Abhängigkeit von seinem Vorgänger Karl von Holtei darzulegen. Heinzel wählt, wie sein Vorbild, ein über den engen Rahmen einer Teilmundart hinausragendes literarisch geschaffenes Schlesisch gemeinverständlicheren Cha-

rakters, dem, wie bei Holtei, die südlich von Breslau und Canth zwischen Schweidnitz, Reichenbach, Nimptsch und Brieg gesprochenen Teilmundarten zu grunde liegen. Lautstand wie Wortschatz weisen hierbei Einflüsse der verschiedensten Gegenden des schlesischen Gesamtgebietes auf. Starke Anlehnung an das Schriftdeutsche findet sich bei ihm, wie fast bei jedem Dialektschriftsteller, sowohl im Lautstand, als auch besonders in der Wortbildung, z. B. in der Häufung der dem Volksmunde weniger geläufigen Bildungen von Abstrakta. Besondere Vorliebe zeigt er für volksetymologisch klingende Verdrehung von Fremdwörtern, wobei er häufig übertreibt.

Da der Hauptteil der Arbeit in Form eines Wörterbuches angelegt ist, so können hier nur einige kurze Proben folgen.

**a**lmer (olmy), f., kleiner Speiseschrank, auch: Kammer. Aus mittellat. almaria, lat. armarium. Grimm, D. W. I, 244. Ock ni trübetimplig (5. Aufl.), 5, 1 v. u.: „derweile machte Priezelt die Oalmer uf.“ Jäschke (Wort und Brauch 2. Heft) 98. Knothe (Wörterbuch der schles. Mundart in Nordböhmien) 58. Müller-Fraureuth (Wörterbuch der obersächs. u. erzgeb. Mundarten) I, 15.

**e**lf-böhmer (élfbimr), m., junger, kräftiger Mensch. Siebs, Mitt. Bd. XXI, 121. Mei jüngstes Kindel (2. Aufl.) 71, 6 v. u.: „do fetzt a miet'r rüm, wie a junger Ilfbiehmer.“ Mitt. H. 4, 25.

**s**chalkhaftig (sólkhoftígh), adj., neckisch. Mhd. schalhaftic. D. W. VIII, 2078. A frisches Richel (2. Aufl.) 48, 14 v. u.: „ich ubserviert'n ock immer, wie verliebt a ei doas närr'sche, schalkhaftige Menschel woar.“

## Mitteilungen.

Die erste Sitzung des Winters, die am Freitag, den 10. November, im Musiksaal der Universität abgehalten wurde, gestaltete sich zu einer Feier des sechzigsten Geburtstages ihres ersten Vorsitzenden Geh. Reg.-Rats Professor Dr. Siebs. Zunächst ergriff der zweite Vorsitzende Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Hillebrandt das Wort, hob die Verdienste von Professor Siebs um die Volkskunde und besonders um Schlesien hervor. Vor zwanzig Jahren sei Professor Siebs, wohlgeschult durch die volkskundliche Erforschung nordwestdeutscher Gebiete und sprachwissenschaftlicher Arbeit, nach Schlesien gekommen, und mit Freude habe man ihm als einem Mann mit weitem Blick den Vorsitz der Gesellschaft übertragen; denn einer solchen Vereinigung könne kein grösseres Unglück widerfahren, als dass sie von einem Manne geleitet werde, der nur die engere Heimat kenne und sich vom Lokalpatriotismus nicht freimachen könne. Sodann verlas Geheimrat Hillebrandt eine von Professor Dr. Hippe verfasste Adresse der Gesellschaft, die dem Jubilar an seinem Geburtstage überreicht worden war.

„Zwanzig Jahre sind verflossen, seit Sie mit dem Eintritt in Ihr Breslauer Lehramt die Leitung unserer Gesellschaft übernommen haben, und mit wohl begründeter Genugtuung dürfen Sie und dürfen wir auf die Entwicklung zurück schauen, die unsere Gesellschaft unter Ihrer Führung genommen hat. Mit Frische und Begeisterung haben Sie es verstanden, das Werk, zu dem acht

Jahre vorher Friedrich Vogt und seine Mitarbeiter den Grund gelegt hatten, weiterzuführen, die volkskundlich interessierten Kreise unserer Heimat zu erfolgreicher Mitarbeit heranzuziehen und unserer Gesellschaft einen geachteten Namen unter den deutschen Schwestergesellschaften zu schaffen und zu erhalten. Umfangreiche Bändereien der Veröffentlichungen unserer Gesellschaft, die in den zwei Jahrzehnten Ihrer Leitung herausgegeben worden sind, legen Zeugnis ab von der zielbewussten, wissenschaftlich ertragreichen Arbeit, die in dieser Zeit geleistet worden ist, und in zahlreichen, vielbesuchten Vorträgen, zu denen Sie hervorragende Männer der Wissenschaft und tüchtige Kenner volkskundlicher Sondergebiete zu gewinnen wussten, haben Sie bei unseren Mitgliedern und bei vielen Aussenstehenden die Teilnahme für volkskundliche Fragen zu wecken und zu vertiefen vermocht. Nicht minder wichtig aber erscheinen uns die Arbeiten, die in jahrelangen Bemühungen zwar in Angriff genommen, aber durch die Ungunst der Zeiten noch nicht zum Abschluss gekommen sind. Wir denken an die reichen Sammlungen, die für eine umfassende Ausgabe des gewaltigen Schatzes schlesischer Volkslieder geschaffen, und an die mancherlei Vorarbeiten, die für ein Wörterbuch der schlesischen Mundart geleistet worden sind. Wir begrüssen es als ein besonders wertvolles Ergebnis Ihrer Wirksamkeit, dass Sie gerade für die Erforschung und Darstellung der Mundart unserer schlesischen Heimat Ihre Kräfte eingesetzt und zahlreiche Schüler herangezogen haben, aus deren Kreisen eine stattliche Reihe wertvoller Arbeiten zur Geschichte und Beschreibung unserer Mundart hervorgegangen ist. — Wir wissen, dass es Ihren persönlichen erfolgreichen Bemühungen zu danken ist, wenn unsere Gesellschaft bisher die schweren Zeiten wirtschaftlicher Nöte hat überstehen, wenn sie insbesondere auch ihr periodisches Organ, die „Mitteilungen“, bisher hat lückenlos fortführen können. — Es ist uns ein aufrichtiges Bedürfnis, Ihnen am heutigen Tage für alles, was Sie unserer Gesellschaft in den verflossenen zwei Jahrzehnten gewesen sind und gegeben haben, unseren tief empfundenen Dank zum Ausdruck zu bringen, und mit diesem Danke verbinden wir den Wunsch, dass Ihnen noch lange Jahre rüstigen, erfolgreichen Schaffens geschenkt sein möchten, und dass es auch unserer Gesellschaft vergönnt sei, noch für lange Zeit unter Ihrer Führung weiterzuarbeiten an der Erforschung unseres heimischen Volkstums.“

Darauf sprach der Professor der Musikwissenschaft Dr. Max Schneider im Namen des Instituts für Kirchenmusik, des ältesten deutschen Instituts dieser Art, das Professor Siebs als Direktor fast zwei Jahrzehnte lang geleitet und zu neuer Blüte geführt habe. Geheimrat Jantzen überbrachte Glückwünsche vom Zweigverein Breslau des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Er feierte Geheimrat Siebs als Sprachforscher und wies auf das von Kunst und Wissenschaft in hohem Masse anerkannte Werk Deutsche Bühnenaussprache (Hochsprache) hin, durch das sich der Verfasser um die Erforschung und Pflege der deutschen Sprache grosse Verdienste erworben hat. Schliesslich brachte Studienrat Privatdozent Dr. Hanisch Glückwünsche im Auftrage des Oberschlesischen Kulturverbandes und seiner sprachwissenschaftlichen Sektion, zu deren Ehrenmitglied der Jubilar ernannt worden ist.

Darauf sprach Geheimrat Siebs in längerer Rede seinen tiefgefühlten Dank für die Ehrung aus. Er dankte besonders für das grosse Vertrauen, das ihm vor 20 Jahren damit bezeigt worden sei, dass man ihn als Nichtschlesier an die Spitze der Arbeiten gestellt habe, die einen Hauptteil ihrer Nahrung aus dem schlesischen Heimatboden ziehen. Er habe sich freilich bemüht, in schleisische Mundart und Sitte einzudringen; aber das feinste und letzte Gefühl in solchen Dingen habe man nur für Sprache und Art der engeren Heimat, und so wäre seine Tätigkeit nicht möglich gewesen ohne die stets bereite wissenschaftliche Mitarbeit der Mitglieder des Vorstandes und der Freunde der Gesellschaft, der schon dahingegangenen und der jetzigen. Ihnen allen gegenüber empfinde er tiefe Dankbarkeit, und die sei ihm nie stärker bewusst geworden als 1911, wo er Herrn Geheimrat Hillebrandt als dem Rektor zum 100 jährigen Jubiläum der Universität jene prächtige Festschrift habe überreichen dürfen, die an Reichtum und wissenschaftlichem Werte ihresgleichen sucht. Er fuhr dann, auf die Arbeiten der Gesellschaft eingehend, fort:

„Sie haben von den Leistungen der Gesellschaft wohlwollend gesprochen; aber noch viel ist zu tun, dessen Schwierigkeit von Laien oft unterschätzt wird. Eine Reihe von Sagen oder Volksliedern zusammenstellen, damit ist es nicht getan; mit dem Streben nach Vollständigkeit und mit strenger Kritik die gesamten Volksüberlieferungen eines Stammes zugängig zu machen, ist eine schwere Aufgabe. Es liegt uns ob, noch z. B. die Zaubersprüche und Segen, die Rätsel und Sprichwörter, die Volkslieder herauszugeben und vor allem die schon sehr geförderte wissenschaftliche Darstellung der Sprache fortzuführen und die grosse Arbeit eines Schlesischen Wörterbuches zu schaffen. Aber auch mit der Arbeit ist es leider heute nicht getan, es gehören grosse Mittel dazu. Ein Stab von geschulten Arbeitern ist über das Land verbreitet, und nun droht trotzdem der Fortgang aus Mangel an Mitteln zu stocken. Auch eine neue Bearbeitung von Sitte und Brauch muss warten, und von Professor Kühnaus grossem Sagenwerke harren abschliessende Bände des Druckes. Alle diese Arbeiten aber sind nicht allein aus wissenschaftlichen Gründen notwendig. Kultur, Sitte und Brauch verbinden uns auf das engste mit dem uns entrissenen Oberschlesiens; und wie wir stets der Volkskunde Oberschlesiens die gleiche Teilnahme zugewandt haben, wie derjenigen des übrigen Schlesiens, so ist es jetzt in erhöhtem Sinne unsere Pflicht und unser Schaffen, die alten Beziehungen zu pflegen. Darum erfreut es mich besonders, dass die Oberschlesische Kulturgemeinschaft, die mich vor kurzem zum Ehrenmitgliede erwählt hat, mir heute ihre Grüsse bringt. Und gleiches gilt von der neu aufstrebenden Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in Mährisch-Schönberg, die mir soeben telegraphisch ihren Glückwunsch sendet, und die wir als Mitarbeiterin freudig begrüssen. — Rege Teilnahme an der Volkskunde ist überall erwacht und hat uns, namentlich in den Kreisen der Lehrerschaft, manche tüchtige Kraft beschert. Das lässt auf die Möglichkeiten guten Fortschreitens in den alten Bahnen hoffen. Das deutsche Volk besinnt sich heute, wo so manchem sein Ideal eines politischen Deutschlands gestört ist, nun so recht auf die Grinde seiner Liebe zur Heimat und findet sie mit Recht in den alten, ihm von Kind auf gewohnten Bräuchen und

Sitten, Worten und Klängen der engsten Heimat, und so will ich hoffen, dass der Volkskunde aus diesen Gefühlen neue Kraft zugeführt werde. Ganz besonders danke ich Herrn Professor Dr. Schneider für die Grüsse des Musikalischen Instituts. In der Leitung des Instituts für Kirchenmusik, die ich seit 20 Jahren führe, habe ich mich nur geschäftlich betätigen können. Ich bin nicht Fachmann; und als Laie habe ich mich in der edlen Kunst der Musik seit langen Jahren ganz still verhalten; das werden Sie gewiss nicht tadeln, denn gerade in der Musik kann sich mancher schon allein durch sein passives Verhalten ein Verdienst erwerben. Ihre Vorgänger, Professor Bohn und Professor Kinkeldey, und vor allem Sie selber haben der Volkskunde durch Ihre gütige und wertvolle Mitarbeit so viel gegeben, dass es mich besonders freut, Ihnen hier danken und die Hoffnung auf weiteres gemeinsames Schaffen, namentlich auf dem Gebiete des älteren und heutigen Volksliedes, aussprechen zu dürfen.“

Professor Siebs schloss mit den launigen Worten, dass diese Ehrung, die ihm zuteil geworden sei, eigentlich nicht auf dem Gebiete der schlesischen Geburtstagsbräuche liege, von denen nur einer ihm als gerade in Schlesien heimatisch bekannt geworden sei: dass man — sei es in Anerkennung bisheriger oder in Vorahnung kommender Verdienste — dem Geburtstagskinde eine gute Tracht Prügel verehre. So habe er heute für eine weniger volkskundlich-wissenschaftliche Ehrung besonders dankbar zu sein; für die aber danke er von Herzen und habe eine besondere Freude darüber, dass jüngere Kräfte unserer Universität durch ihre heutige Mitwirkung der Hoffnung einer weiteren Blüte volkskundlicher Arbeit Gewähr böten.

Nach der Ansprache von Geheimrat Siebs hielt Privatdozent Dr. Heckel einen Vortrag über Werdegang und Aufgaben der schlesischen Literaturgeschichtsschreibung, der in diesem Hefte gedruckt ist. Sodann behandelte Privatdozent Dr. Steller das „Schlesische Wörterbuch“. — Die schlichte und würdige Feier wurde durch wohlgelungene künstlerische Gesangsvorträge von Volksliedern durch die Konzertsänger Frl. Dittmann und Herrn Martin und die Lautenbegleitung des Herrn Wirt verschönt.

In seinem Vortrag über „Das schlesische Wörterbuch“ wies Dr. Steller zunächst auf die Quellenforschung zu diesem Werke hin, das schlesischem Geist, schlesischem Empfinden und schlesischer Kultur im ureigsten Gewande der Heimatsprache Ausdruck verleiht; dann wurde die Bedeutung einer solchen Wortschatzsammlung für den Forscher hervorgehoben. Form und Verbreitung mundartlichen Wortes wird zur Quelle für die geschichtliche Erkenntnis der Frühzeit unseres völkischen Werdens, in der urkundliche Belege spärlich fliessen, besonders zur Erforschung der Herkunft, Siedlung und der Stammeszusammenhänge. Von besonderer Bedeutung ist die Mundart für den Sprachforscher. Sie ist die natürlich gewordene Sprache, an der sich die Gesetze vom Leben der Sprache besser erkennen lassen, als an dem Kunstprodukte der verhochdeutschten Schriftsprache.

Grosse Sammlungen für ein schlesisches Wörterbuch liegen bereits vor; für die Stamm-Mundarten ist annähernde Vollständigkeit erreicht, dagegen sind die Sammlungen für den Norden der Provinz noch lange nicht erschöpfend.

Hier hat der Krieg den ruhigen Verlauf der Entwicklung gestört. — Sodann wurden eine Reihe von Problemen erörtert, die mit der Gestaltung des schleischen Wörterbuchs verknüpft sind. Da für ein solches Werk auch eine möglichst praktische Verwendung zu wünschen ist, so empfiehlt sich die einfache alphabetische Anordnung, im Gegensatz z. B. zu einer Zusammenfassung der Wortstämme. Ferner sollen die Bestrebungen der Dialektgeographie Berücksichtigung finden, da sie geeignet ist, in der Form vergleichender Wortschatzkunde äusserst wichtige wissenschaftliche Ergebnisse zu liefern. Die Streitfrage, ob die Etymologie in einem mundartlichen Wörterbuch erörtert werden soll oder nicht, wird bejahend entschieden, da der Wissensdrang nach dem „Woher“ eines Wortes in breitesten Schichten lebendig ist. Sie darf daher nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, sondern auch für das schlesische Wörterbuch als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes nicht vernachlässigt werden. Ein unbedingtes Erfordernis ist die lautgetreue Wiedergabe des gesprochenen mundartlichen Wortes. — Viel ist bereits für die Arbeit zum schlesischen Wörterbuche getan worden, aber leider sieht sich durch die Ungunst der Zeit die Vollendung des Werkes grossen Schwierigkeiten gegenüber. Der Vortragende schloss seine Ausführungen mit dem Wunsche der Vollendung des Werkes zum Nutzen der schlesischen und deutschen Wissenschaft.

In der Hauptversammlung, die am Freitag, den 12. Januar 1923, in der Universität stattfand, gab zunächst der Vorsitzende den Jahresbericht. Die Arbeiten der Gesellschaft, sowohl für die grosse Ausgabe „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“ als auch für die Serie „Wort und Brauch“, haben ihren regelmässigen Fortgang genommen; die kleine Ausgabe schlesischer Volkslieder (mit Lautenbegleitung und Illustrationen) ist druckfertig. Der 23. Band der „Mitteilungen“ ist im April erschienen, und hoffentlich wird demnächst die Fortsetzung folgen, trotz der unendlichen Schwierigkeiten, die jetzt dem Drucke entgegenstehen. Dann folgten Rechnungslegung des Schatzmeisters Dr. Kurt von Eichborn und Wahl des Vorstandes: die Herren Siebs, Hillebrandt, Hippe, Kroll, Jantzen, Feit, Olbrich, Kühnau, von Eichborn, Seger, Klapper, Rother.

Sodann hielt der ord. Professor der alten Geschichte Geh. Reg.-Rat Dr. Kornemann einen Vortrag über „Die Geschwisterehe im Altertum“. Er ist in diesem Heft S. 17—45 gedruckt. In der Diskussion wies Professor Siebs auf die Bedeutung der Geschwisterehe bei den Germanen und auf die eigentümliche Erscheinung hin, dass die dem indogermanischen Worte für Schwester (svesōr vgl. lateinisch soror) zugrunde liegende Wurzel sve sonst nur in Bezeichnungen für angeheiratete Verwandte erscheine (Schwäher, Schwieger, Schwager); Geheimrat Feit und Professor Knötel machten Bemerkungen zur griechischen Geschwisterehe.

In der folgenden Sitzung am 9. Februar 1923 hielt Dr. Klapper über „Das ältere deutsche Sprichwort“ einen Vortrag, in dem er aus dem reichen Schatze seiner Funde und Forschungen zu diesem wichtigen volkskundlichen Gegenstande bedeutsame Beiträge gab.

Die Erschliessung des älteren deutschen Sprichwörterbestandes ist noch nicht abgeschlossen. Die wichtigsten Quellen für die Kenntnis der landläufigen

Formen unserer ältesten Sprichwörter waren bisher vier in Süddeutschland überlieferte Predigtsammlungen, daneben eine aus Lüben, die wohl in Breslau entstand, sämtlich um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben. Man sah, dass sie auf ein mitteldeutsches Original zurückzuleiten waren. Der Vortragende hat dazu sechs neue Predigthandschriften gefunden, aus denen die Zahl dieser Sprichwörter auf das Doppelte vermehrt werden kann, und die, was noch wesentlicher erscheint, eine klare Einsicht in diesen eigenartigen Zweig spätmittelalterlicher religiös-volkstümlicher Literatur gestatten. Danach hat es im Beginn des 15. Jahrhunderts in der Meissener Gegend eine lateinisch-deutsche Sammlung von wenigstens 500 Sprichwörtern gegeben, die zu erbaulich-klösterlichen Zwecken bestimmt war, und die ihren Namen, wie auch einen kleinen Teil ihrer Texte, Freidanks „Bescheidenheit“ entlehnte. Aus ihr sind viele der niederländischen Proverbia communia geflossen; ein umfangreiches Bruchstück dieser Sammlung ist in Schlesien gefunden worden. Aus dieser Grundsammlung schöpfte ein Meissener Predigtwerk kurz vor der Mitte des 15. Jahrhunderts seine Themen, indem jede Predigt von einem Sprichworte ausging, das nach seinem weltlichen Sinne erklärt und dann geistlich gedeutet wurde. Luther hat diese Meissener Sammlung für seu Sprichwörterverzeichnis ausgenützt. Teilweise gekürzte Abschriften kamen nach Schlesien, nach Breslau, Sagan, Glogau, Frankenstein, die wichtigste und der Vorlage am nächsten stehende nach Frankenstein-Camenz. Von diesen schlesischen Texten müsste jede deutsche Sprichwörterkunde ausgehen. Wie weit ihre Fassungen deutsche Originalsprichwörter darstellen, ist eine müssige Frage; auch die Einführung des Begriffes „Lehnsprichwort“ erscheint unfruchtbare; was sich im Volksmunde behauptet hat, beweist, dass es das Empfinden des Volkes widerspiegelt und ist eben deswegen auch deutsch. Sinn dieser Sprichwörter ist im wesentlichen die Herstellung landläufiger, bequemer Massstäbe für das Verhältnis zu Gott und Kirche, zur Entschuldigung eigener Schwäche und zur Kritik der Fehler des lieben Mitmenschen. Quellen sind die gesamte mittellateinische Bildung, die Tiersage, die Beobachtung der religiösen, sozialen, Rechts- und Familienverhältnisse. Der Schwund vieler Sprichwörter beweist ebensowenig wie das Aufkommen neuer eine Änderung des seelischen Zustandes, sondern entspricht meistens der Änderung der Lebensführung und der sozialen Beziehungen. Proben aus den neuen Funden, deren Veröffentlichung in Aussicht genommen ist, belegten die Ausführungen; eine grosse Zahl von eigenartigen, bisher wenig oder gar nicht beachteten Sprichwörtern wurde den erwähnten Gruppen eingeordnet und zu erklären versucht.

An den reichhaltigen und sehr anregenden Vortrag schloss sich eine lebhafte Erörterung, an der sich Geheimrat Feit, Professor Knötel, Dr. Schoppe, andere Redner und der Vorsitzende beteiligten. Letzterer wies vor allem darauf hin, dass sich manche Sprichwörter wohl niemals würden erklären lassen, da sie Redensarten sind, die nur für eine ganz besondere, uns nicht mehr bekannte Gelegenheit geschaffen waren und dann allgemeine Verbreitung erfahren haben, vielleicht auch geflügelte Worte sind, deren Quelle uns unbekannt ist. Auch wies er auf die viel umstrittene, eigenartige Wortform des Ausdruckes „Sprichwort“ hin: so und nicht „Sprüchwort“ scheint die älteste Form zu sein, und

in ihrem ersten Teile, den man neuerdings als einen Imperativ wenig glücklich habe erklären wollen, sei wahrscheinlich ein älteres, sehr selenes und jetzt verschollenes Wort „die Sprüche“ (d. h. Redensart) zu erkennen.

Der zweite Vorsitzende unserer Gesellschaft, Univ.-Professor Geh. Regierungsrat Dr. Alfred Hillebrandt, beging am 15. März seinen 70. Geburtstag. Bei einer feierlichen Begrüßung des Jubilars durch die Philosophische Fakultät in der Universität sprach der Vorsitzende Prof. Dr. Siebs die Glückwünsche der Gesellschaft aus und überreichte in ihrem Namen eine Adresse; sie lautet:

„Hochverehrter Herr Geheimrat! Wenn Sie heute, an dem Tage, an dem Ihr siebzligstes Lebensjahr sich vollendet, Rückschau halten über den reichen Erfolg Ihres Wirkens im Dienste der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, werden Sie der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde schwerlich mehr als mit einem flüchtigen Blicke gedenken. Dennoch haben auch wir ein Recht, heute in der Zahl derer zu erscheinen, die Ihnen zum festlichen Tage Gruss und Glückwunsch darbringen. Als vor nunmehr fast 29 Jahren die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde ins Leben trat, gehörten Sie zu ihren Gründern. Unablässig haben Sie seitdem der Gesellschaft und ihren Bestrebungen Ihre wertvolle lebendige Teilnahme zugewendet. Wie Sie auf Ihrem besonderen Arbeitsgebiete, der Erforschung des geistigen und religiösen Lebens im alten Indien, durch grundlegende Arbeiten für die Volkskunde im weiteren Sinne gewirkt, wie Sie auch für die Kenntnis germanischer Sitte bedeutsame Hinweise in Ihren Untersuchungen, z. B. über die Sonnwendfeste in Alt-Indien, gegeben haben, so verdanken die Veröffentlichungen unserer Gesellschaft Ihnen eine Reihe von Studien, die wichtige Einzelgebiete volkstümlichen Glaubens und Brauches aus indischer Vorzeit zum Gegenstande haben.“

Noch mehr aber als durch das geschriebene Wort haben Sie allezeit durch Ihre reiche Erfahrung, durch Ihren klugen, zielsicheren Rat, durch Ihre persönliche Wirksamkeit unsere Gesellschaft und ihre Arbeiten gefördert. Es war deshalb für unsere Gesellschaft eine Ehre und Freude zugleich, dass sie im Jahre 1908 die Wahl zum Mitgliede des Vorstandes und im Jahre 1914 das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden freundlich annahmen. Wie Sie mit Ihrem Eintritt in unseren Vorstand unseren Kreis durch das Ansehen Ihres wissenschaftlichen Namens geehrt haben, so haben Sie durch das Gewicht Ihrer Persönlichkeit, durch weitreichende Beziehungen und durch wirksame Fürsprache unserer Gesellschaft Förderung und Hilfe in den mannigfachen Nöten gewährt, an denen die letzten schweren Jahre leider so reich gewesen sind. Deshalb ist es für uns eine freudig erfüllte Pflicht, Ihnen am heutigen Tage aufrichtigen Dank zu sagen und der herzlichen Verehrung, die Ihnen von allen Seiten einmütig dargebracht wird, Ausdruck zu geben mit dem innigen Wunsche, dass Ihnen noch lange Jahre der gleichen Rüstigkeit und Frische, die wir heute an Ihnen bewundern, vergönnt sein mögen, und dass auch unsere Gesellschaft sich noch lange Jahre Ihrer tatkräftigen Mitarbeit und Förderung erfreuen dürfe.“

---

**Schles. Gesellschaft für Volkskunde in Mährisch-Schönberg (Tschecho-Slowakei).**

Die neuen Gesetze des tschecho-slowakischen Staates einerseits und das

Bedürfnis nach gemeinsamer Arbeit mit unseren Stammesgenossen im Reiche andererseits führten zur Gründung einer eigenen Gesellschaft in Schönberg. Die Mitglieder dieser Gesellschaft sind jedes für sich Mitglied der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in Breslau.

Die Gesellschaft in Schönberg ist in erster Linie sammelnd tätig, das heisst, sie versucht festzuhalten, was an volkskundlichen Überlieferungen im schlesischen Volksstamm des deutschen Sudetenlandes im tschecho-slowakischen Staate noch erreichbar ist.

Sie hat derzeit eine Sammlung von 45 Weihnachtsspielen (Advent-, Christi-Geburt- und Herodesspielen) und unter vielen anderen volkskundlichen Überlieferungen auch zwei Tänze von Kaiser und Tod.

Die Schönberger Gesellschaft hält Sitzungen ab.

Im Dezember 1921 und Jänner 1922 veranstaltete sie einige grosse Vorführungen des Hermendorfer Weihnachtsspieles, vereint mit der Vorführung des Friedersdorfer Herodesspieles.

Die Aufführungen brachten der Gesellschaft die Mittel zur Herausgabe eines Fragebogens.

Zur Feier des 100 jährigen Geburtstages J. G. Mendels (er ist ein Kuhländer Landsmann) gab die Gesellschaft die Anregung und beteiligte sich auch an der Feier selbst.

---

Als Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten aus **Breslau**: Studienrat Prof. Dr. Habel, vereid. Sachverständiger J. Jossmann, Univ.-Prof. Dr. Ugnad, Univ.-Prof. Dr. Weege, Univ.-Prof. Geh. Justizrat Dr. Manigk, cand. phil. W. Friemel, Studienassessor Dr. V. Seidel; von **auswärts**: Seminarlehrer P. Fräger in Brieg, Mittelschullehrer Br. Sterk in Glatz, Lehrer Br. Otto in Grünberg, die Deutschkundliche Arbeitsgemeinschaft in Grünberg, die Staats- und Universitätsbibliothek in Hamburg, Rektor K. Wehrhan in Frankfurt a. M., das Nordische Institut der Universität Kiel, Redakteur Kurt Müller in Leobschütz, Oberstadtsekretär W. Elpelt in Oppeln, Oberstadtsekretär P. Maryniok in Oppeln, Studienrat Prof. Volsburg in Kreuzburg OS., Studienrat Dr. Seeliger in Kreuzburg OS., Studienrat Dr. Fr. Radebrecht in Wahlstatt bei Liegnitz.

---

Wenn wir die Kosten von Band 24 auf unsere Mitglieder verteilen, so kommen auf jedes Mitglied etwa **1750 Mark**; dazu sind noch die hohen Kosten der **Versendung** zu rechnen. Da wird man zweifellos die Bitte berechtigt finden, nach Empfang dieses Bandes den Beitrag für 1923 auf **400 Mark**, d.h. etwa ein Fünftel unserer Selbstkosten, zu erhöhen und die daran fehlende Summe gelegentlich an den Schatzmeister, Bankier Dr. Kurt von Eichborn, Breslau, Blücherplatz 13, II, nachzuzahlen. Der Betrag von 400 Mark entspricht noch nicht einmal dem Werte von 10 Pfennigen der Vorkriegszeit.

---

Schluss der Schriftleitung: 20. März 1923.

---

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schl.



loop  
WPS/MW

Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

D 7438/XXIV



013-001326-24-0